It. sing. 1202 A/1

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

EF

<36620734190010 S

<36620734190010

Bayer. Staatsbibliothek

Ft. sing 1202 t

Weitzels Rheinreise.

4B

...ften desselben Verfassers.

August und Wilhelmine, oder das Mißverständniß. 2 Thle. Wiesbaden bei Schellenberg 1815—16. Rthl. 1. 12 ggr. oder fl. 2. 42 kr.

Denkschrift von Napoleon Bonaparte, und dessen gegenwärtigen Weltlage; aus Berichten vom Nordhumberland. 2te Aufl. Wiesbaden bei Schellenberg 1816. 12 ggr. oder 45 kr.

Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? 2te Auflage. Wiesbaden bei Schellenberg 1819. 16 ggr. oder fl. 1.

Vermischte Schriften. 3 Bände. Wiesbaden bei Schellenberg 1820. Rthlr. 4. 12 ggr. oder fl. 8. 6 kr.

Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 2 Thle. Leipzig bei Brockhaus 1821—22. Rthlr. 4. 12 ggr.

Der heilige Bund. Wiesbaden bei Schellenberg 1823. Rthlr. 1. 12 ggr. oder fl. 2. 42 kr.

Europa in seinem gegenwärtigen Zustande. Wiesbaden bei Ritter 1824. Rthlr. 1. 18 ggr. oder fl. 2. 45 kr.

Wenn wir, sagt der Kritiker in der Mainzer Zeitung, Europa mit der übrigen alten Welt, in Beziehung auf die gesammte Geschichte der Menschheit, vergleichen, so wird man leicht zu dem Gedanken verleitet, nur in Europa befänden sich jetzt noch die Gährstoffe, die das intellektuelle und moralische Wachsthum des menschlichen Geschlechtes anregen, befördern und erhalten. Das viel älter bevölkerte Asien dagegen gleiche einem ausgebrannten Vulkane, dessen Krater zu einem stehenden Sumpfe geworden. Ob wir die neuesten Reisebeschreiber, oder den Strabo lesen, letzterer schildert uns die Ostindier, wie sie erstere noch heute finden. Dagegen den beweglichen Zustand von Europa auffassen, heißt einen Proteus fesseln. Auf der Bühne dieses kleinen Welttheiles, wechseln die Erscheinungen schnell und mannichfaltig, und das wunderbare Drama spielt sich fort in überraschenden Verwickelungen. Wie viele auch der Ursachen dieser merkwürdigen Verschiedenheit seyn mögen, ein Hauptgrund davon ist politischer und religiöser Despotismus, bei den Bewohnern fester Wohnsitze, und Gesetzlosigkeit der Horden welche die Steppen und Wüsten durchstreifen. Europa aber ist der alte Sitz einer in mancherlei gesetzlichen Formen blühenden Freiheit, und die gesetzliche Freiheit allein vermag in dem menschlichen Geist jenes

It. sing. 1202 II (1

Die Rheinreise.

Von

J. Weitzel.

> Cosi all' egro fanciul porgiamo aspersi
> Di soave licor gli orli del vaso;
> Succhi amari, ingannato, intanto ei beve
> E da l'inganno suo vita riceve.
>
> *Torquato Tasso.*

Erster Theil.

Wiesbaden,
im Verlage der H. W. Ritterschen Buchhandlung.
1825.

Abg/51/110
4B

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

			Seite
Kapitel	1.	Wiesbaden	1
»	2.	Der Pfarrer von Marxheim. — Eppstein. — Königstein	14
»	3.	Der Feldberg. — Bailly	26
»	4.	Die hohe Wurzel. — Schwalbach. — Adolphseck. — Hohenstein. — Schlangenbad. — Deutsche und französische Literatur und Kunst	39
»	5.	Eugen. — Wertheim. — Mathilde. — Johanne Thalburg	67
»	6.	Mainz. — Napoleon zu Fontainebleau . . .	83
»	7.	Der Rheingau	120
»	8.	Der Niederwald	152
»	9.	Für und gegen die Titusköpfe	182
»	10.	Bingen. — Der Klopp. — Herr Wartetsab .	207
»	11.	Edmund Webers Lehrjahre	251
»	12.	Ein Besuch zu Niederingelheim	307

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Kapitel 1.

Wiesbaden.

Wen der Himmel reich beschenken will als seinen Liebling, dem giebt er einen aufrichtigen, treuen Freund. Die Freundschaft verdoppelt den Genuß des Glücks und theilt die Last des Unglücks. Wohl mir, ich habe einen Freund wie Wenige! Seit unsrer frühen Jugend umschlangen sich unsre Seelen wie zarte Reben, und die Jahre schlossen sie nur inniger aneinander. Die Zeit, die alles zerstört, der kein Gefühl, kein Schmerz und keine Freude widersteht, hat unsre Freundschaft befestigt, und sie ward größer und stärker mit uns.

Ich frage mich oft selbst, warum ich meinen Eugen so sehr liebe, warum ich ihm alles, was ich vermag und besitze, opfern könnte, und mich durch diese Opfer nur noch glücklicher fühlen würde. Diese Liebe ist groß, aber nicht größer als die seinige gegen mich, nicht größer als sein Werth. Wenn ich diesen in seinem ganzen Umfange betrachte, dann scheint mir meine innige Freundschaft nur Eigennutz zu seyn. Was ich ihm gebe und geben kann,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

kommt reicher und größer von ihm wieder zu mir zurück. Meine Freundschaft ist nur ein Bach, der sich in der seinigen mit einem königlichen Strome vermischt.

Er ist ein edler, guter Mensch. Wenn seine Seele große, hohe Gedanken erheben, große Gefühle seine Brust erweitern und sein Herz überströmt von Haß und Verachtung gegen die Gleisnerei, die Feigheit, den Lügengeist, die Kriecherei, die Habsucht und den Wortkram der Zeit, dann schleudert seine beredte Zunge den zermalmenden Donner in das Gewissen der Schlechten. Sein Auge auf die großen Menschen von Rom und Griechenland gerichtet, ist sein Wort oft ungerecht gegen die Gegenwart. Wollt ihr euch von seinem ganzen Werthe überzeugen, dann beobachtet ihn in seinem häuslichen Leben, diesem zuverläßigen Prüfstein desselben. Die Welt findet ihr leicht mit geheuchelten Tugenden und geborgten Vorzügen ab; aber im unbemerkten Kreise der Seinigen erkennt ihr den Menschen, wie er ist.

Ich sehne mich recht nach dem alten, theuern Freunde. Seit Jahren sind wir, die sonst Unzertrennlichen, getrennt, da unsere bürgerliche Bestimmung jedem eine andere Laufbahn gab. Wir haben eine Rheinreise verabredet, zu der wir uns in Mainz zusammenfinden wollen. Nach seinem letzten Briefe trifft er aber erst in acht Tagen daselbst ein; eine lange Zeit für die Sehnsucht eines Freundes, der es kaum erwarten kann, an dem treuen Herzen des schmerzlich entbehrten Freundes zu ruhen. Um meine Ungeduld zu besänftigen, be-

schloß ich die Bäder am Fuße des Taunus, in einem Streifzuge, zu besuchen und bin nun seit einigen Tagen in Wiesbaden.

Hier ists nicht übel wohnen! Eine herrliche Natur, die weit umher das freundliche Städtchen umgiebt; Gesichter, die sich neu sind; keines von den lästigen, eckelhaften, bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, welche den Menschen gewöhnlich dem Menschen feindselig gegenüber stellen. Hier lebe ich das Leben eines Philosophen, wie Pythagoras ihn schildert. Am Spieltische stehe ich, ein nüchterner, kalter Zuschauer, wenn Gewinnsucht und Verzweiflung die Gesichter verzerren; ein ruhiger Beobachter mache ich meine Spaziergänge, wenn in einsamen Lauben, bei dem Helldunkel des Mondlichtes, Liebende sich beglückende Geständnisse zuflistern; ein gleichgültiger Zeuge der lauten Fröhlichkeit, wenn die Lust bei einem rauschenden Walzer die sich suchenden Paare in abgemessenen Kreisen schwingt. Ich bin sonst nicht für das Philosophenleben in dem Sinne des großen Weisen von Samos, und würde bei den olympischen Spielen lieber mitkämpfen um den Sieg, auch auf die Gefahr besiegt zu werden, als die Kämpfer und Sieger unthätig zu beobachten. Das Leben ist Handlung, und muß es für den seyn, der Kraft und Willen zu handeln hat. Schlimm genug, wenn gebieterische Verhältnisse uns verdammen, müßige Zuschauer zu seyn. Indessen befinde ich mich, bei meiner Geschäftlosigkeit, hier besonders wohl, weil die Menschen nur einen langen Feier- und

Ruhetag zu halten scheinen, und sich stets die freundliche Sonnenseite ihres Wesens zukehren.

Ich liebe das Land und sein heiteres, freies Treiben. Hier lebt man sich, und Anderen nur, wenn man ihre Gesellschaft sucht. Den Städten mit Mauern, Gräben, rasselnden Zugbrücken, Gefängnissen, Polizeiförmlichkeiten, militärischem Lärm und den tausend andern Zugaben moderner Bildung und Verfeinerung bin ich nie sehr hold gewesen. Welch ein Leben in diesen Städten, die durch unzählige gleichgültige oder abgeschmackte Verhältnisse den Geist mehr noch als den Körper fesseln! Kaum wüßte man in ihnen, daß es taget, ersetzte die aufgehende Sonne die Lampen nicht. Nur an der steigenden Hitze oder Kälte, an dem ersparten oder konsumirten Holze erkennt man den Wechsel der Jahreszeiten. In Städten werden alle dem feinen zivilisirten Leben eigenthümlichen Fehler größer. Diese öden Zirkel, diese kalte Höflichkeit, dieses leere Zeremoniel, die ewige Geschäftigkeit um nichts zu thun; die stets gefällige, lächelnde Meine, die wie eine Schminke auf dem Gesichte liegt; die Honigworte des Anstandes und guten Tons, die von den Lippen träufeln, wenn das von Zorn und Neid erhitzte Herz Gift und Galle kocht; das scheue Umhersehen, daß ein niedriger Stand sich nicht gegen einen hohen, und dieser wieder gegen einen höheren vergesse; diese Jagd nach Genüssen ohne Genuß und nach dem Scheine aller Tugenden ohne Tugend, alle diese Dinge, die, im besten Falle, gleichgültig, gewöhnlich aber

eben so schlimm in ihren Folgen, als in ihrem Ursprunge sind, und in Städten wenigstens am häufigsten gefunden werden, empören, langweilen, tödten mich.

Unsere Väter hielten die Städte für den Sitz des Verderbens und der Sklaverei; und doch schlossen sie damals mehr den Körper mit Gräben und Mauern ein, als sie den Geist, durch die Art zu leben, gefangen hielten. Die alten Deutschen kannten das Wett- und Ringelrennen der tausend kleinen erbärmlichen Begierden, Liebhabereien, Neigungen und Leidenschaften wenig oder nicht, die unser Daseyn füllen, uns plan- und zwecklos über die staubige, heiße Bahn des Lebens peitschen und zu Sklaven von tausend fremden und eignen Launen und Bedürfnissen machen.

Das treffliche Gemälde, in dem uns Tacitus die Germanen zeigt, soll eine Satyre auf Rom und seine Sitte seyn! So kennt ihr die Menschen, ihre Bestimmung und ihren Werth! Lieber wollte ich das schlechte Kaiserrom für die bitterste Satyre auf die arme Menschheit gelten lassen, wenn uns die Geschichte, die so oft nur das Ansehen einer Satyre hat, nicht die Wahrheit ihres Inhalts unwidersprechlich bewiese.

Doch weg davon! Was geht mich jetzt Rom an und alles, was ihm gleicht? Hier lebe ich auf dem Lande — und wahrlich es gehört zu den herrlichsten, mit denen die Schöpfung unsere Erde geschmückt — ich lebe in der Stadt, wie es mir gefällt. Die Annehmlichkeiten des Landes finden sich hier mit den Gemächlichkeiten der

Stadt zusammen; es wählt sich jeder, für was sein Geschmack ihn bestimmt.

Hier ists gut wohnen! Aus meinem freundlichen Zimmer in den Vier Jahrszeiten habe ich eine gar liebliche Aussicht. Mit dem Tische wechsele ich nach Lust und Gemächlichkeit, oder wie mich die Gesellschaft anzieht. Unter guten Gasthäusern kann man hier nur wählen. Von dem Adler und seinem trefflichen Wirthe darf ich aus Erfahrung alles Gute sagen. Es ist ein wahres Schlaraffenleben, das uns auf die angenehmste Weise um die Zeit betrügt und den bösen Geist der Langenweile oder der übeln Laune mit dem besten Erfolge verscheucht. Die Gäste drängen sich. Leute von den verschiedensten Ständen treiben sich in buntem Gemische an den öffentlichen Orten und auf den Spaziergängen umher. Besonders lebhaft ist es die Sonn- und Feiertage in den schönen Anlagen hinter dem Kurgebäude, und Morgens an dem Kochbrunnen, wo täglich das Wasser getrunken wird. Hier bewegt sich, von 5 bis 8 Uhr, eine kleine Welt von jedem Stande, Geschlecht und Alter. Da wogt es auf und nieder bei Musik und freundlichem Gespräche. Fürsten und Bürger, Damen und Herren, Einheimische und Fremde, Bekannte und Unbekannte berühren und durchkreuzen sich in anständiger Freiheit. Es sieht seltsam aus, wenn die Leute, das Glas mit dem siedenden Heiltranke in der Hand, vorsichtigen Schrittes und wie in Andacht wandeln. An einem Morgen habe ich drei regierende Fürsten in dem Gewühle gesehen. Nichts zeich-

net selbst fürstliche Personen aus, als bei dem ersten Begegnen eine achtungsvolle Verbeugung derjenigen, die sie kennen. Es erregt eine eigene Empfindung, wenn man die verschlungenen Gruppen von verschiedener Gesichtsbildung und Kleidung in anscheinender Verwirrung sich auf- und abbewegen sieht, und das Summen und Zischen der verschiedenen Sprachen und Dialekte hört. Man glaubt der Feier eines sittsamen Saturnsfestes beizuwohnen, wo weder Stand noch Rang, weder Vermögen noch Geburt die Menschen scheidet, und bei vollkommener Gleichheit nur der Anstand die Ordnung hütet. Jetzt ist das Wassertrinken, wovon man früher wenig wußte, so allgemein als das Baden. Daran mag der einmal angestimmte Ton so viel Antheil, als die Pflege der Gesundheit haben; denn auch hier, wie in Allem, spielt die Mode, diese leichtfertige Tyrannin der Menschen, ihre Rolle. Manche kommen auch der Gesellschaft, oder selbst Geschäfte wegen, weil man zu keiner andern Zeit und an keinem andern Orte die Leute so zugänglich und so beisammen findet. Es ist eine Art Börse, wo nicht blos kaufmännische Spekulation, sondern auch philosophische und politische, die Lust zu sehen und gesehen zu werden, die Neugierde und Unterhaltung, wohl auch die Liebe ihre Geschäfte macht. Man kann aber auch in Wahrheit sagen, daß hier Alles aufgeboten wird, um die Fremden zu befriedigen und zu vergnügen. Darauf versteht man sich, das ist nicht zu läugnen. Alle Anlagen und Einrichtungen beweisen es. Es ist in weni-

gen Jahren hier außerordentlich viel in neuen Pflanzungen und Bauten geschehen, und man sollte fast glauben, es sey dabei mit Verschwendung verfahren worden, wenn man, bei näherer Prüfung, nicht sogleich fände, daß diese Verschwendung die klügste Wirthschaft ist, die das Kapital auf gute Zinsen leiht.

An sechstausend Fremde finden sich in der Regel jeden Sommer, auf längere oder kürzere Zeit, hier ein, ohne die Durchreisenden und diejenigen zu zählen, die, des Vergnügens wegen, Wiesbaden aus der Nachbarschaft auf Sonn- und Feiertage zu besuchen pflegen. Die Anzahl dieser ist sehr bedeutend, und strömen aus dem lebenslustigen Mainz, dem reichen Frankfurt und dem fröhlichen Rheingau herbei, um die Reihen an den wohlbesetzten Mittagstafeln zu verlängern und sich zum Kaffee in oder bei dem Kurgebäude einzufinden. Die muntere Jugend giebt, wenn es sonst gestattet wird, auch gern die Nacht noch zu, um auf dem Balle, bei schöner Musik, in dem prächtigen Saale, sich zu vergnügen. Da ist nur Glanz, Freude und Überfluß. An der schwer beladenen Tafel, von der die Wohlgerüche dampfen, herrscht beim Klirren der Gläser Scherz und Lust. Der brausende Champagner, der gewürzige, süße Steinberger, der kräftige Rüdesheimer und die übrigen köstlichen Gaben des herrlichen Rheines fließen und treiben die Wogen der Freude immer höher. Die Scene wechselt, und auf grünen Teppichen, vor ängstlich lauernden Gesichtern, wo man im dichtesten Gewühle die leisesten Athemzüge

hört, schiebt das launige, untreue Glück schwere Geldrollen auf und ab, und mit vollen Händen streuet Gewinnsucht oder Langeweile das lockende Metall umher. Der leichtfertige Augenblick setzt an den Fall eines Würfels, auf die Lage einer Karte, was eine ganze Familie vom Untergang retten könnte. Die gespannte Erwartung hält die Gesichter in verzerrter Anstrengung, bis der Würfel ruht und die Karte gefallen ist; da grinzt Ärger, Verdruß, Verzweiflung aus dem zerstörten Blicke, oder die Hand fährt, von dem elektrischen Schlage des Gewinnes durchbebt, mit gieriger Hast nach dem Gelde, das von dem stieren Auge schon verschlungen ward. Nur die Meister in der Kunst lassen, wie die Meister im Leben, ein Gesicht voll Gleichmuth sehen, auf dem keine Spur des Seelenzustandes zu entdecken ist, wenn auch die Hand unter der reichen Weste und der feinen Hemdkrause, die eine kostbare Nadel zusammenhält, in krampfhafter Bewegung die Brust zerfleischt. Ich habe das leere, nichtswürdige Leben mit seinem unverdienten Reichthum ohne Genuß, mit seiner Langweile unter allen Zerstreuungen, mit seinem vornehmen Eckel unter Leckerbissen, dieses Loos des Tantalus, der im klaren, frischen Strome vergebens nach einem Tropfen Kühlung lechzt, recht oft und in der Nähe betrachtet.

Auf den beiden Seiten des Kursaales stehen die edlen Gestalten alter Götter, Helden und Göttinen, antiken Mustern nachgebildet, und sehen aus der tiefen Vergangenheit ernst auf das tolle Treiben der Gegenwart herab.

Wiesbaden ist reich an schönen Partieen, die ich, wie die übrigen Gäste, nur fleißiger als die meisten, besuche. Da sind die geschmackvoll angelegte Umgegend des Kurgebäudes, in bequemer Nähe die freundliche Dietenmühle mit ihrer ländlichen, gefälligen Wirthschaft, das romantische Sonnenberg, der schöne Geisberg, die prächtige Platte, wo der edle Herzog sich ein sehenswerthes Jagdschloß hat bauen lassen, das stille Adamsthal, die Fasanerie, das Chausseehaus mit seiner weiten, hellen Aussicht, die Walkmühle, ein gemüthlicher Aufenthalt, entspräche ihm nur die Bedienung, und das herrliche Biebrich mit seinem Schlosse und Garten an dem lieblichsten Punkte des gesegneten Rheins.

Am liebsten gehe ich nach Mosbach, wohin ein angenehmer, mit einer doppelten Reihe von Obstbäumen besetzter Weg führt, von dem man abwechselnd die Aussicht nach dem herrlichen Rheinstrom, nach Mainz, über das flache Land und Darmstadt hinaus bis an die Gebirge, die es begrenzen, und nach dem Eingang in den Rheingau, dann rückwärts und gegen Westen nach dem Taunus, von dem Altkönige an bis zu den Rabenköpfen und den Bergen jenseits Bingen hat. In Mosbach selbst unterhält man sich gut in einem Garten bei einem reinen Glase Wein oder einem trefflichen Kaffee.

Fühle ich Lust zu geistigen Genüssen, dann besuche ich die Bibliothek, die in den 30,000 Bänden größtentheils vorzügliche Werke zählt, und in dem imposanten und freundlichen Lokale, das sie der Großmuth des Her-

zogs verdankt, den Einheimischen und Fremden mit seltener Liberalität offen steht. Hier finde ich die besten Werke in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft, auf einer langen Tafel die neuesten Hefte und Blätter der Zeitschriften aus allen Fächern aufgelegt und an kleinen Tischen bequeme Sitze für die, so lesen, Auszüge machen oder auch sich unterhalten wollen. Gelehrte und Neugierige aus allen Gegenden sind hier anzutreffen, und manche interessante Bekanntschaft wird gemacht.

Mit der Bibliothek ist eine Sammlung von Gemälden, Münzen, Alterthümern und andern Gegenständen der Kunst verbunden, die viel Sehenswürdiges enthält. Der Grund dazu ward durch das Museum des Geheimenraths von Gerning in Frankfurt gelegt, das die Regierung ankaufen ließ. Dieser reiche Kunstschatz ist durch Goethe und sachverständige Reisende, die ihn zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatten, bekannt genug.

Den Nachmittag habe ich im Kurgebäude dem Spiele eine Zeit lang zugesehen. Es ist unterhaltend, wenn reiche Gäste, unbekümmert um Verlust oder Gewinn, in der wechselnden Laune des Glücks Zerstreuung suchen; aber widerlich wird der Anblick derer, die, in der trügerischen Hoffnung sich zu bereichern, ihre arme Baarschaft zum Opfer bringen. Vor Allen zog ein junger Mann meine Aufmerksamkeit auf sich, der mit großer Kaltblütigkeit, fast zerstreut, seine Napoleone ins Treffen schob und die schnell geschlagenen und gefangenen mit

frischen ersetzte. Schön von Wuchs, schlank, doch kräftig, sah er mit einem Adlerblicke, dessen Stolz eine gewisse Schwermuth milderte, um sich her. Er trug einen blauen Überrock mit dem Bande der Ehrenlegion, und schien, nach seiner ganzen Haltung, ein Offizier zu seyn. Sein Verlust, der ihn gleichgültig ließ, erregte meine Theilnahme. Ich stand in seiner Nähe und betrachtete ihn mit bedeutendem Ernste, als wollte ich ihn vor der Fortsetzung des mißlichen Spieles warnen. Sein Blick streifte wohl von Zeit zu Zeit nachdenkend über mir weg, fiel aber sogleich wieder auf einen andern Gegenstand. Da er immer verlohr, verdoppelte er den Einsatz, und ich konnte eine lebhafte, mißbilligende Bewegung nicht unterdrücken. Er sah mich befremdet an, und seine feurigen Augen voll Muth und Milde ruheten prüfend auf mir. — Sie haben Ihren glücklichen Tag nicht, sagte ich. — Auch der verdoppelte Einsatz ging verlohren, und er erwiederte, indem er etwas zurücktrat: Das Glück hat die Launen des Weibes und ist leichtfertig; es mag es darum auch leiden, wenn man ihm, das sich nach Weiber Art zu zieren pflegt, ein wenig Gewalt anthut. Selbst unbeständig liebt es, wie diese, an uns Männern die Beständigkeit. — Das sprach er in ziemlich gutem Deutsch, doch so, daß man merkte, er sey kein Deutscher. Mit dieser Ansicht, antwortete ich französisch, hat ein großer Mann das beste Heer und das schönste Reich verlohren. — Bei diesen Worten traf mich sein Blick, als wolle er mir in die Seele dringen, und er trat tiefer zu-

rück, um sich mir zu nähern. Ein großer Mann, sprach er halb laut, gewiß das war er; doch sie haben ihn und sich zu spät begriffen. Er gieng nach dem Fenster und ich folgte ihm. Sie sahen ihn in der Nähe? fragte er — Öfter, war meine Antwort.

Jetzt war der Gegenstand einer lebhaften Unterhaltung gefunden und das Spiel vergessen. Wir redeten von den französischen Kriegen, von Paris und seinen Merkwürdigkeiten, und in dem Gange der Unterredung erfuhr ich, daß der junge Mann, der höchstens seine 24 Jahre haben mogte, als Kapitän in der Kaisergarde gedient, und, nach der Abdankung Napoleons, seine Entlassung genommen hatte. Er war sehr erfreuet, einen Menschen gefunden zu haben, der die neueste Geschichte Frankreichs kannte und sich mit ihm in seiner Muttersprache unterhielt. Die Bekanntschaft war gemacht und wir schienen uns beide immer mehr zugefallen.

Kapitel 2.

Der Pfarrer von Marxheim. — Eppstein. — Königstein.

Wir sind Freunde geworden, der Franzose, den ich am Spieltische gefunden, und ich. In der That ein geistreicher, sehr gebildeter und, für sein Alter, viel erfahrner junger Mann, heißt Bailly, und ist ein Neffe des berühmten und unglücklichen Schlachtopfers der blinden Volkswuth aus den ersten schauderhaften Tagen der Revolution. Ein französischer Soldat in der edelsten Bedeutung des Wortes und Offizier jener Kaisergarde, die an Soldatenehre und Muth vielleicht alles übertraf, was je das furchtbare Kriegshandwerk getrieben hat, kennt er nichts höheres als den Ruhm, Frankreich und Napoleon. Wir machen unsere Spaziergänge zusammen, essen an einem Tische, den wir, der Mannichfaltigkeit der Unterhaltung wegen, öfter wechseln und treiben uns miteinander in dem Kurgebäude oder in seiner Nähe umher. Es ist ihm seitdem nicht wieder eingefallen, Zeit und Geld am Spieltische zu verliehren. Da ich ihm meine Absicht erklärte, die merkwürdigsten Stellen am Fuße des gefeierten Taunus zu besuchen und dann mit einem alten theuern Freunde eine Rheinreise zu machen, gab er mir seinen Wunsch zu erkennen, mich zu beglei-

ten, wenn anders sein Ansinnen nicht zudringlich und seine Begleitung nicht lästig sey. Ich konnte ihm in Aufrichtigkeit und Wahrheit das Gegentheil versichern, und wir traten gestern unsere Exkursion nach Eppstein und Königstein zu Pferde an. Den Weg nahmen wir über Marxheim, wo ich bei einem alten Landsmanne und entfernten Vetter, dem dasigen Pfarrer übernachten wollte. Bailly sollte mit mir dem geistlichen Vetter einen Besuch machen und dann nach Hofheim gehen.

Marxheim mit seinem redlichen Pfarrer dürfte man wohl vergebens in Büsching, Stein, Fabri, Caspari, Hassel und Cannabich, oder in dem alten oder einem neuen Plutarch suchen; aber das Liebe und Gute zeigt sich nicht immer am glänzendsten und wird selten am lautesten gepriesen, und was sich selbst rühmend am zudringlichsten der Aufmerksamkeit empfiehlt, ist darum nicht das Beste. Kann nicht von Marxheim und seinem Pfarrer gelten, was man von Staaten und Weibern sagt, daß die glücklichsten und besten seyen, von denen am wenigsten gesprochen wird? Und wahrlich es gilt von dir, stilles, freundliches Dörfchen, das sich, in der Nähe der weit gesehenen Hofheimer Kapelle, bescheiden in einem Walde von Obstbäumen verbirgt, wie von deinem redlichen Pfarrer!

Bei diesem traten wir gegen Abend ein. Die hohe, wohlbeleibte Gestalt im ehrwürdigen schwarzen Priesterkleide empfing uns unter der Thür, einen langen, schweren Rosenkranz in der Hand. Er schüttelte mir freund-

lich die Rechte und hieß uns herzlich willkommen. — Mein Freund, sagte ich auf Bailly deutend.

Unter meinem kleinen Dache so gern gesehen, wie Sie selbst, war des Pfarrers Antwort, der Bailly's Hand noch einmal faßte und traulich drückte.

Ein Franzose, fuhr ich neckend fort. — Dann bedauere ich nur, daß ich die Pflicht des Wirthes weder ganz erfüllen noch der Unterhaltung des werthen Gastes theilhaftig werden kann, war die Antwort.

Zum Glück, fügte ich beruhigend hinzu, spricht er deutsch wie wir. — Dann, erwiederte der Pfarrer lächelnd, ist er ja wie einer von uns. — Aber, fuhr ich fort, um den Unbeweglichen zu reizen, ein Soldat des Napoleon.

Da, antwortete der Geistliche mit derselben ruhigen Heiterkeit, hat er keinem gemeinen Herrn gedient. Unter des Pfarrers kleinem Dache, sprach er nach einer kleinen Pause, ist es wie in Gottes großer Welt. Die Sprache und der Glaube der Menschen sollen sie nicht feindlich scheiden, da sie alle von Gott sind, wie ihre Sprache und ihr Glaube. Darauf öffnete er die Thür und rief mit kräftiger Stimme, die ihren Herrn im ganzen Umfang des Hausgebietes verkündete: Bärbchen! Das Bärbchen entsprach weder durch Wuchs noch Alter dem zärtlichen Diminutiv ihres Namens. Eine stämmige, breite Barbara, die Haushälterin, gut in den fünfzig Jahren, trat mit einem: Gelobt sey Jesus Christus! ein. In Ewigkeit, Amen! sprach der Pfarrer. Bärbchen! erhob er die Stimme vernehmlicher,

von dem Schwarzgesiegelten in der Ecke vier, auch sechs Flaschen!

Die Flaschen kamen, der Pfarrer schenkte den rheinischen Nektar ein. Ein Landsmann, sagte er, uns die perlenden Römer reichend. Thue nun Jeder nach Pflicht oder Neigung. Alles muß an seinem Orte wie zu seiner Zeit geschehen. Sie sind müde und durstig, ruhen darum aus und trinken; der Pfarrer aber ist noch nicht mit seinem Gebete fertig. — Damit nahm er ein kleines Buch zu seinem gewaltigen Rosenkranz und gieng summend und murmelnd in einem Nebenzimmer auf und nieder, ohne sich weiter um uns zu kümmern. Wir dagegen ließen uns, während der Andacht des geistlichen Herrn, den Landsmann trefflich schmecken, erhoben dabei hinter dem kleinen Fenster, das dichtbelaubte Weinranken beschatteten, den reichen Zoll an ehrerbietigen Grüßen der Dorfbewohner; denn kein Bauer und keine Bäuerin gieng an dem Pfarrhause vorüber, ohne daß jener seinen Hut abnahm und diese sich mit einem kurzen Knix verneigte und ein andächtiges: Gelobt sey Jesus Christus! sprach. Ich fürchtete ein wenig den Spott des freidenkenden und lebensartigen Franzosen, dem es ein leichtes gewesen wäre, aus der ganzen geistlichen Wirthschaft eine Karrikatur zu machen. Bailly aber, der meine Besorgniß zu merken schien, sagte gutmüthig: eine eigne Art, das ist wahr; aber ein guter Mensch, und darauf kommt es doch an.

Endlich trat der Pfarrer, die beiden Werkzeuge

der Andacht, den kolossalen Rosenkranz und das Büchelchen in der Hand, unter die offene Stubenthür und rief mit gewöhnter Vernehmbarkeit: Bärbchen! — Es erschien die stattliche Barbara und fragte: Ew. Hochwürden? Im Gastzimmer, verfügte der Pfarrer, zwei Bette frisch gedeckt, und aus dem Hofe drei Hähnchen auf den Abend! Dabei machte er die Pantomime des Halsumdrehens. Mein Freund aber erhob sich dankend und sagte, unserer Verabredung gemäß, werde er in Hofheim übernachten. Verhüte Gott, sprach der Pfarrer ernst, daß sich ohne Noth zwei Freunde trennen! Es ist der Segen und der Reichthum des armen Pfarrhauses, daß kein Besuch aus ihm geht, ohne Bewirthung, wie es sein Herr vermag. Übrigens stehe ich Ihnen dafür, in Hofheim werden Sie es nicht besser finden. Sie bleiben darum hier. Dabei nöthigte er Bailly freundlich, aber mit kräftiger Hand hinter den Weinflaschen auf seinen Sitz. Der Pfarrer nahm zwischen uns Platz, füllte unsere Gläser und eines für sich und sprach: die Kirche und der Staat; dort das ächte Christenthum, die Nächstenliebe, hier der Bürger und der Fürst, wie es unser erlauchter Wilhelm ist! Von ganzem Herzen sagte ich, und wir stießen an. Der Pfarrer, nachdem das Geistliche abgethan, verschmähte das Weltliche keineswegs und schien sich auf beides zu verstehen. Fröhlich und bei heiteren Gesprächen leerten wir die Römer und nahmen eine einfache aber gute Abendmahlzeit ein. Der Pfarrer erzählte von den Freuden und Beschwerden seines

Standes, der väterlichen Regierung des Landes und der Heerde, deren geistliche Hut ihm übergeben war. Seine Bemerkungen waren treffend, seine Sprache einfach aber passend für den Gegenstand und seine witzigen Einfälle, von der naiven Art, brachten uns oft zum Lachen. Es herrschte eine anständige Fröhlichkeit, die uns vergessen ließ, daß es schon spät sey. Da pochte es um eilf Uhr an dem Hofthor. Der Pfarrer sah durchs kleine Fenster. Das ist ein anderes Kapitel, sprach er dann ernst gegen uns gewendet. Ein Kranker bedarf meines Beistandes. Der Dienst entschuldigt mich. Bis ich wiederkomme sind Sie zur Ruhe, fuhr er fort, indem er hastig das Chorhemd und die Stole anlegte. Ohne Zweifel findet Sie die Frühe des Morgens schon auf den Beinen, während ich noch der Ruhe pflege. Jedes nach seiner Weise! die Jugend ist rührig, das Alter träg. Nehmen Sie meinen Dank für den angenehmen Besuch und meine besten Wünsche für Ihre Zukunft mit. Er drückte uns recht herzlich die Hand und verließ, seiner Bestimmung mit redlichem Eifer folgend, das Haus.

Wie der Pfarrer gesagt, so geschah es. Nach einem ruhigen und festen Schlafe erhoben wir uns munter, ließen einen kleinen Beweis unserer Erkenntlichkeit für Bärbchen auf dem Tische zurück, bestiegen unsere Pferde und grüßen zum Abschiede das gastfreie Pfarrhaus, in dem noch alles, wie es schien, in tiefem Schlummer lag. Frisch und munter zogen wir durch den jungen Eichenwald jenseits Hofheim und über den nackten Staufer

nach dem romantischen Eppstein; und ehe wir noch auf den Rücken dieses Berges kamen, war die Sonne glänzend aufgegangen über der weiten herrlichen Gegend, und das unermeßliche Land breitete sich vor unsern Blicken aus, und allenthalben erwachte das fröhliche Leben, in dem Dunkel der Bäume, auf dem Felde und in den rauchenden Dörfern, und in der Ferne blitzten im Morgenlichte der Rhein und der Main.

Sieh! die ersten Stahlen fallen jetzt auf Unterliederbach! Weiß der verborgene Ort auch, was er in sich verbirgt? Leugnet, daß dem Menschen das Schicksal seinen Weg mache, wenn ihr bedenkt, welche Kraft hier in einem reich begabten Manne die Einsamkeit zu einer Zeit vergraben hat, die der Kraft und der Männer so sehr bedarf!

Die Nebel waren von dem Gipfel der Berge in die Tiefe hinabgestiegen, und füllten die Thäler wie ein stiller See, aus dem die Bäume gleich Masten einer Flotte hervorragten. Die Sonne sah mit dem hellen, feurigen Auge der Liebe auf die ruhige Erde.

Die Nebel verschwanden und das liebliche Thal von Fischbach lag vor uns, glänzend im Schmucke der Perlenschnüre, die ein leichter Ostwind auf den Grashalmen und den Blättern der Bäume und Gebüsche schaukelte. Die Vögel jagten sich neckend von Ast zu Ast, und von dem Abhange des Staufers klang das Geläute der Schellen des weidenden Viehes in das stille, menschenleere Thal herab.

Vier schöne, romantische Thäler, von waldigen Anhöhen umgeben, aus denen von Zeit zu Zeit ein nackter Fels kühn hervorspringt, und von bald murmelnden, bald brausenden Bächen durchschnitten, führen in verschiedenen Richtungen nach Eppstein: das Fischbacher- Lorschbacher- Bockenhäuser und Brennthal. Wir brachten den Morgen damit zu, sie, so viel es die Zeit erlaubte, zu durchstreifen. Nicht leicht magst du eine heimlichere Gegend finden.

Unsere Mittagsmahlzeit hielten wir in der Nähe von Eppstein, bei einer Mühle, die in das Fischbacher Thal hinauf und in das Lorschbacher hinabsieht. Wir aßen im Freien unter schattigen Bäumen. Die Gesellschaft wurde immer zahlreicher, ohne daß wir darum an Vergnügen verlohren.

Da der Tag sich neigte, und die muntere Gesellschaft sich verlohr, brachen wir gegen Königstein auf, und ritten schweigend, von der lauten Fröhlichkeit des Nachmittags ein wenig müde, durch das Thal von Fischbach; und da wir auf der Anhöhe hinter diesem Orte ankamen, sahen wir nur noch das Abendroth am westlichen Himmel glänzen, und die Gegend ruhete in den Armen des Schlummers von dem geschäftigen Treiben des Tags aus. Hoch über der Erde gieng der stille Mond, und einzelne Sterne traten aus der blauen Tiefe des Himmels. Die Trümmer des Schlosses Königstein, und höher die von Falkenstein, richteten sich vor uns einsam in der schweigenden Nacht auf, und hinter ihnen

ragten der Feldberg und Altkönig in dem matten Lichte des Mondes hervor.

Da wir in Königstein eingetroffen waren, ruhete ich einige Augenblicke in dem Gasthofe aus. Meine Seele war von den abwechselnden Gedanken und Gefühlen des Tags zu sehr bewegt, als daß ich in dem engen Zimmer, unter so verschiedenartigen Menschen hätte bleiben können. Ich nahm meinen Mantel, um mich gegen die Nachtluft, die kühler über die Berge wehete, zu verwahren, und gieng nach dem Schlosse.

Vor mir breitete sich das weite Land zu meinen Füßen aus. Hinter mir hatte ich die Ruinen der zerstörten Feste. Es ist ein eignes Gefühl, sich allein zu sehen in der einsamen Nacht, auf den Trümmern einer bekannten Vorwelt, von keiner menschlichen Stimme angesprochen. Der Strom des Menschengeschlechts zieht über die weite Erde. Generationen steigen in ihm wie Wogen auf und gehen unter. In einem glänzenden Tropfen glüht ein flüchtiges Leben im Lichte der Sonne und verschwindet. Nur die Ewigkeit steht ernst und schweigend über dem rauschenden Strome, in dem die Geschlechter sich drängen und vergehen, um kommenden Platz zu machen.

Auch hier stand eine Festung, um das Land zu verwahren! Aber Mauern schützen nicht, wo die Kraft fehlt, welche nur Muth und Eintracht geben. Das wußten die Spartaner besser. Hier saßen Deutsche, von Deutschen der Freiheit beraubt, weil sie von einer Freiheit träumten, zu der kein Volk in unserm Welttheil reif war, so

bald auch nicht reif wird. Der Traum ist ausgeträumt, und die den Träumenden verfolgten, sahen ihre Macht selbst wie einen Traum verschwinden. Waren es trügerische Phantome, die in den letzten dreißig Jahren als Ereignisse an uns vorübergiengen? Welche Hoffnungen! Welche Täuschungen! Welch ein furchtbarer Wechsel des Glücks! Throne und Völker liegen wie diese Mauern niedergeworfen, und neue haben sich erhoben. — — Ist es wahr, daß wir in der Tiefe der Nacht, in welcher das verhüllte Schicksal die Loose der Völker und Menschen aus der dunkeln Urne der Ewigkeit greift, die Hand der furchtbar rächenden Nemesis mit dem strafenden Blitze glänzen sehen? —

Eine vergeltende, rächende Nemesis! Welche Geschichte irgend eines Volkes, irgend eines Menschen bewährt diesen Glauben? Die Welt ist eine Welt von Kräften. Der Starke herrscht, und hat keinen Richter, als den Stärkeren zu fürchten. Was der kluge Geist mit der eisernen, unbeweglichen Brust beschließt, ist für die leicht bewegliche, unstete Menge Gesetz; und ist der Wille unwandelbar, auch zum Tode entschlossen, wenn das tückische Geschick seine Entwürfe täuscht, dann vermag über ihn selbst das Schicksal nichts, dem sonst sogar die Götter unterthänig waren. Strecke deine flehenden Hände aus gegen den Himmel, leidende Unschuld, rufe den Donner an gegen deine Räuber und Mörder! Der heitere Himmel scheint deines Schmerzes zu spotten, wie der bewölkte düstre, ohne Mitgefühl für deine Freu-

den ist. Uns umgiebt Wahn und Irrthum. Unser eigner, kein fremder Geist spricht aus der Natur zu uns; wir haben sie mit den Geschöpfen unsrer Einbildungskraft bevölkert. Wahn und Irrthum ists, was uns umgiebt. Nur in uns selbst ist Wahrheit oder Lüge.

Ist das Leben ein freundliches Geschenk, ist es eine Last? Ja, dem Glücklichen eine schöne Gabe, eine Bürde dem Unglücklichen, der sich an dasselbe wie ein Galeerensklave an die harte Bank seines Schiffes geschmiedet fühlt. Was könnte uns an dieses Daseyn binden, als das, wodurch es Werth erhält, die frohe Lebenslust der Jugend, der Liebe Zaubermacht, der Freundschaft heiliges Gefühl, das Bedürfniß theuerer Verwandten, denen unsere Trennung Schmerz oder Mangel bringen würde, und der Dienst fürs Vaterland? Ohne diese Bande, die uns durch Vergnügen oder Pflicht ans Leben fesseln, was ist der Tod? Eine Befreiung von fremder Willkührherrschaft und eigener Hülflosigkeit. Er entzieht uns dem Drucke der Mächtigen, dem Spotte der Thoren, der Arglist falscher Freundschaft, dem Verrath betrogener Liebe, den Nachstellungen des Eigennutzes, den Anmaßungen der Selbstsucht, dem giftigen Neide und der tückischen Verleumdung, den zahllosen Bedürfnissen, die den Tag mit Anstrengungen erfüllen, um das Leben den Tag hindurch zu fristen, der Bosheit unserer Feinde, den Schlingen des Betrugs, den Klatschereien müßiger Geschwätzigkeit und der doppelten Tyrannei, die uns im Namen der Macht des Himmels und der Erde zu niede-

rem Sklavendienst verdammt, von unserer Entbehrung schwelgt, durch unsere Armuth sich bereichert und ihre Größe und ihr Wohlseyn in unserer Herabwürdigung und in unserm Elend findet. Alles Ungemach endet der Tod, die schmerzlichen Erinnerungen der Vergangenheit und die Furcht vor der Zukunft, den Hader und die Feindschaft, alle Qualen, die den Geist und das Gemüth foltern, und die Leiden, die den Körper martern. Drohet dem Manne unverdiente Schande, Elend, Sklaverei, dann bietet der Tod ihm seinen Freibrief an. Was vermag über ihn die Welt, der er nur mit seinem Willen angehört? Ein männlicher Entschluß zerreißet wie Sommerfäden die tausend Bande, durch welche Gewalt, boshafte List oder selbst ein feindseliges Verhängniß ihn fesseln wollen. Berauscht den Übermüthigen sein Glück, schmiedet Habsucht den Geldgierigen an seine gefüllte Kiste, vergißt der Mensch Menschlichkeit und in seinen Wünschen und Genüssen ein bescheidnes Maas, dann sagt der Tod ihm: »Sieh, ich lege den Herrn der Welt friedlich und gleich neben seinen Diener. Wenn hundert Völker vor seinem Namen zittern, dann löset der Gebieter der Erde sich in eine Handvoll Staub auf, hauche ich ihn an. Nichts ist dein und bleibend; was strebst du thöricht nach Vergänglichem, als sey es ewig, du vergängliches Wesen!«

Gute Nacht!

Kapitel 3.

Der Feldberg. — Bailly.

Bei dem früheſten Morgen habe ich mit Bailly den Feldberg beſtiegen, den höchſten Punkt des waldigen Taunus, der ſich wie ein ſchützender Wall hinter dem herrlichen Rhein- und Maingau erhebt. Der Altkönig, den man beim Hinaufſteigen zur Rechten hat, ſcheint mit dem Feldberge von gleicher Höhe zu ſeyn, iſt aber um mehr als 200 Fuß tiefer, da er deren nur 2400, jener aber 2605 zählt. Die Ausſicht iſt groß und mannichfaltig. Ich habe von dem Rigi, von einem der höchſten Gipfel des Gotthard, dem Titlis, Brocken, Drachenfels und Donnersberg in Gottes ſchöne Welt herabgeſehen, und doch war mir die Ausſicht vom Feldberge noch überraſchend. Es lohnt ſich wirklich der Mühe, dieſen Bergrücken zu beſteigen, wo nichts dem ſchwelgenden Blicke ſtörend entgegen tritt.

Ich will es nicht verſuchen, die weite und prächtige Ausſicht, und was ſie in der Nähe und Ferne darbietet, zu beſchreiben. Dem Verſuche würde auch eine kühnere und kräftigere Feder, als die meinige, nicht gewachſen ſeyn. Worte und Farben malen die Größe und Schönheit der Natur nicht. Man muß ſehen und hören, um zu fühlen. Auf Papier und Leinwand wogen und brau-

ßen die Ströme, thürmen sich die Meere im Sturme nicht; du hörst nicht das Rauschen der Wälder, die Erde zittert nicht unter den Schlägen des Gewitters. Wer mag es wagen, die Pracht der aufgehenden Sonne, wenn sie flammend und glühend aus den Purpurwogen steigt, den Vulkan, wenn er seine düstern Flammensäulen gegen den Himmel sendet und die brennende Lava über das erschrockene Land ausgießt, zu malen oder zu beschreiben? Selbst die in die Farbengluth der schöpferischen Einbildungskraft eines Jean Paul oder Chateaubriand getauchte Feder giebt von der Natur in ihrer Majestät nur ein schwaches Bild. Ich beschreibe nicht; sehet, fühlet und genießet!

Den Heimweg nahmen wir wieder durch das Fischbacher Thal, ritten über die waldigen Höhen rechts, um durch Wildsachsen nach Wiesbaden zurückzukehren. Die Zeit vergieng in vertraulichen, erheiternden und ernsten Gesprächen. Bailly erzählte von seinen Schlachten, von seinen Märschen durch ferne Staaten und von Napoleon. — Ich höre und lese gern, sagte ich zu ihm, was Ihre Revolution Großes und Schreckliches hervorgebracht; die Geschichte derselben wird ewig denkwürdig bleiben. — Mag seyn, war die Antwort; doch habe ich das Schrecklichste in ihr nicht selbst gesehen, kenne es nur aus treuer Überlieferung und verweile am liebsten bei dem Größten, was unsre Geschichte aufzuweisen hat, bei dem außerordentlichen Manne, durch den Frankreich wiedergeschaffen und durch alle Jahrtausende verherrlicht

ward. — Ich bin nicht Soldat, entgegnete ich, und hörte lieber von Ihrem Oheim, dem edlen Bailly reden. — Wissen Sie, fiel mein Begleiter lachend ein, wie er die Bekanntschaft Franklin's gemacht? — Nein, war meine Antwort. — Die närrischen Kautzen! fuhr er fort. Hören Sie!

Die Art, wie Bailly und Franklin mit einander bekannt geworden, hat etwas Eigenthümliches, was beide bezeichnet. Bailly besaß ein Landhaus zu Chaillot, wo er sich öfter aufhielt, um mit Muße zu arbeiten. Der Zufall führte auch Franklin dahin, der damals die Stelle eines Gesandten der vereinigten Staaten von Amerika bei dem französischen Hofe bekleidete. Bailly, da er die Anwesenheit des Philosophen der neuen Welt erfuhr, eilte ihm einen Besuch zu machen. Er tritt bei Franklin ein, der ihn durch den Ruf und seine Schriften kennt, und wird mit herzlicher Freundlichkeit von ihm empfangen. »Guten Tag, Herr Franklin, wie befinden Sie sich?« — Recht gut, mein Herr. Da blieb die Unterhaltung stehen. Bailly nimmt neben Franklin Platz, und da es ihm unhöflich scheint, zum zweitenmal an diesen die Frage zu richten, so will er es abwarten, bis der Amerikaner spricht. Der aber blieb stumm. Von Natur nicht sehr gesprächig, schien die diplomatische Laufbahn ihn noch wortkarger gemacht zu haben. Nach einem ziemlich langen Schweigen zieht Bailly die Dose aus der Tasche und bietet Franklin eine Priese an. Aber auch dieses Mittel der

geselligen Annäherung und Unterhaltung wirkte nicht. Franklin macht ein Zeichen mit der Hand, daß er nicht schnupfe. Dieser stumme Besuch währte an zwei Stunden. Bailly steht endlich auf; Franklin thut ein Gleiches. Jener empfiehlt sich mit einer Verbeugung; dieser begleitet ihn zurück, drückt ihm mit herzlicher Freundlichkeit, wie er ihn empfangen, die Hand, und sagt: Recht gut! — Recht gut! waren die einzigen Worte, die Bailly von Franklin vernommen hatte.

Ganz eigen, bemerkte ich. Was sagen Sie aber zu dem unwürdigen Urtheil, das Napoleon über Ihren Oheim gefällt? Die absprechende Art, mit der Ihr großer Mann fremde Größe herabzuwürdigen sich erdreistet, hat mich empört. In Bailly's edler Natur weiß er nur Gimpelhaftes zu entdecken. — So ganz unrecht, erwiederte der Neffe, möchte er doch nicht haben. Was Ihr Deutschen auch unter Niais denkt, wie Napoleon La Fayette und meinen Oheim nannte, weiß ich nicht bestimmt; aber ich habe die innigste Überzeugung, daß alles Volk wetterwendisch, abergläubig, feig und vermessen, schwach und grausam ist. In allen Zeiten blieb es sich gleich, ließ sich von Tollhäuslern und Betrügern führen, opferte seine Befreier und Beschützer auf, ächtete das Verdienst und die Tugend und huldigte dem Unsinn und der Übertreibung. Wer Freiheit und Recht durch das Volk zu begründen denkt, der ist ein gutmüthiger Thor. Das wollte Napoleon ohne Zweifel sagen, und ich gebe ihm selbst gegen meinen verehrten

Oheim Recht. Sein eigenes Leben und Schicksal zeugen gegen ihn. Da Sie versicherten, Sie hören gern von ihm reden, so will ich Ihnen seine letzten Tage schildern, wie sie unvergeßlich in dem Andenken seiner Verwandten leben.

Wenige Männer, selbst in der französischen Revolution, die doch wahrlich seltene Beispiele von raschem Glückswechsel und unsteter Volkslaune aufzuweisen hat, wurden durch das Vertrauen ihrer Mitbürger so hoch geehrt und gestellt, und dann von dem Volke in seiner blinden Wuth so schrecklich mishandelt, wie Bailly. Er lebte still und bescheiden den Wissenschaften, besonders der Physik und Astronomie, in welchen Fächern er auch vorzügliche Werke geliefert hat, als der Strom der Revolution ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff, wie im Siegsgepränge auf seinen Fluten trug, dann in den dunkeln Abgrund zog. Da Ludwig XVI. die Stände des Reichs versammelte, um sich mit denselben über das Wohl des Volks, das ihm wahrhaft am Herzen lag, zu berathen, trat Bailly unter ihnen mit Auszeichnung auf. Er war der erste, den sein Distrikt zum Wähler, der erste, den die Wähler selbst zum Deputirten ernannten, der erste Präsident der Nationalversammlung und der erste Mär von Paris. An diesen bedeutenden Stellen zeigte er eben so viel Klugheit, als Mäßigung und Rechtlichkeit. Unter den schwierigsten und gefahrvollsten Verhältnissen blieb er sich gleich, besonnen, einfach in seiner Lebensweise, muthig für das Gute, standhaft in seinem

Glauben, warmer Vertheidiger der Unschuld und Gerechtigkeit, Freund der Unglücklichen und Wohlthäter der Nothleidenden. Bei den mannichfaltigen und wichtigen Dienstgeschäften, die seine Thätigkeit in Anspruch nahmen, schrieb er seine Abhandlung über die Gefangenen und seinen Bericht über die Hospitäler, Zeugen und Denkmäler seiner Menschenliebe. Am Ziele seiner mühevollen Laufbahn, in der es ihm leicht gewesen wäre, sich zu bereichern, hatte er den größten Theil seines eigenen Vermögens zugesetzt. Übrigens läßt sich Bailly's Unglück leichter, als sein Glück begreifen. Ein Mann von seiner Art, einfach, wahr, seinen Grundsätzen unwandelbar ergeben, von strenger Redlichkeit, keiner Schmeichelei und keines Betrugs fähig, konnte am Hofe so wenig, als bei dem Volke sich in Gunst erhalten. Am wenigsten vertrug sich seine Mäßigung mit der Leidenschaftlichkeit der Zeit, die in wilder Hast von einem Äußersten zum andern übersprang.

Bailly's Fall begann mit der Flucht des Königs, auf der er zu Varennes angehalten und zurückgeführt worden ist. Durch diese Begebenheit kam eine furchtbare Gährung in die Gemüther; das Vertrauen gegen den Monarchen ward sehr geschwächt, und den Beschwerden und Anklagen seiner Feinde ein weites Feld gegeben. Die Constitutionellen, zu denen Bailly gehörte, bekamen einen harten Stand; sie konnten, wenn sie ehrlich waren, sich nur mit dem Königthum erhalten, oder mußten mit ihm untergehen. Das war denn auch das Loos der

Bessern unter ihnen. Laut und allgemein erhob sich ein immer wachsendes Geschrei. Die Absetzung des Königs ward hier verlangt, dort wollte man ihn förmlich angeklagt und gerichtet wissen. Gesuche wurden in diesem Sinne aufgesetzt und Unterschriften für sie gesammelt. Ein solches Gesuch fand sich auf dem Vaterlandsaltare aufgelegt, und die Bürger sollten sich auf dem Marsfelde versammeln, um es zu unterzeichnen. Zwei Menschen, die man für verdächtig hielt, wurden unter dem Vaterlandsaltare hervorgezogen, von dem erbitterten Volke ermordet und ihre Köpfe auf Piken in den Straßen von Paris herumgetragen. Die Nationalversammlung gab Befehl, die Ruhestörer zu verfolgen und Ordnung zu erhalten. Drei Mitglieder der Municipalität werden mit einem Bataillon Nationalgarde auf das Marsfeld geschickt. Statt Gehorsam findet diese Beleidigung und Hohn. Sogleich wird das Martialgesetz verkündet und die rothe Fahne aufgesteckt. Die ganze Municipalität, der Mär an ihrer Spitze, begiebt sich, von einer zahlreichen Nationalgarde begleitet, nach dem Marsfelde. Diese wird mit einem Hagel von Steinen empfangen. Ein Pistolenschuß, der auf Bailly gerichtet war, streckt einen Soldaten hinter ihm zu Boden. Da giebt der Commandant der Nationalgarde Befehl zu feuern. Vier und zwanzig Menschen bleiben auf dem Platze; das Volk geht auseinander. Aber dieser Tag kostet dem Mär das Leben. Man sucht den Haß des Volks gegen ihn aufzuregen; er wird als der Möder der auf dem Marsfelde gefallenen Bürger

dargestellt. Alle feindselige Leidenschaften zeigen sich gegen ihn geschäftig, und nur zu gut gelingt es ihnen, auf den, sonst so verehrten Mann den Haß der Menge zu laden. Ermüdet durch Geschäfte, den Undank und das Alter, über die unerwartete, furchtbare Wendung der Revolution bestürzt, von düstern Ahnungen gequält, gab er, zum zweitenmal zum Mär von Paris erwählt, im September 1791 diese Stelle auf. Sein Nachfolger war Petion, der, jetzt der Abgott des Volks, später mit seinem Vorgänger ein gleiches Schicksal hatte. »Möge er,« sprach Bailly, von einem schmerzlichen Vorgefühl ergriffen, »besser, als ich, verwalten, und das Vaterland durch ihn glücklich werden!«

Bailly, in den Privatstand zurückgekehrt, lebte auf dem Lande in der Gegend von Nantes. Da seine Ruhe hier gestört ward, schrieb er an Laplace, einen der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs, später Pär, der zu Melun in stiller Einsamkeit lebte, ob er nicht in dieser Stadt einen Zufluchtsort und Verborgenheit finden könne. Laplace erbot sich, seine Wohnung mit ihm zu theilen, und Bailly war entschlossen, von diesem freundschaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Unterdessen war der verhängnißvolle 31. Mai gekommen, und die Partei, die an ihm gesiegt, führte die Schreckensregierung ein. Abtheilungen der Revolutionsarmee durchzogen das Land, und eine solche traf auch zu Melun ein. Bailly kommt, zur größten Bestürzung seines Freundes, an. Dieser ist um ihn und zwar mit Recht

besorgt. Aber für den Verleumdeten und Verfolgten, den die späteren Ereignisse mit Abscheu erfüllten, hatte das Daseyn keine Reize mehr. »Was kann mir am Leben liegen, sagte er zu Laplace, wenn ich das alles ansehe, was vorgeht? Und dann ist es eins, ob ich hier oder anderswo sterbe.«

Bailly war erkannt worden. Bei seinem Namen steht der Pöbel auf. Man schleppt ihn auf das Gemeindehaus, und obgleich die Municipalität seine Papiere in Ordnung fand und ihn in Freiheit setzte, so gab dies die wüthige Menge doch nicht zu. Die Sache ward an den Ausschuß der öffentlichen Sicherheit nach Paris berichtet, der den Gefangenen dahin zu bringen befahl. Er ward ins Gefängniß geworfen und vor das Revolutionsgericht gestellt, das den Schuldlosen, als den Mörder seiner, auf dem Marsfelde gefallenen Mitbürger, zum Tode verdammte. Bailly's Vertheidigung, einfach, freimüthig und wahr, wie sein Leben, hob jeden Zweifel an seiner Unschuld, wenn man ernstlich an ihr hätte zweifeln können. Aber darauf kam es in dieser Zeit und vor diesem Gerichte nicht an. Bailly gestand aufrichtig, er sey ein constitutioneller Royalist und der beschwornen Verfassung treu. Dieses Geständniß allein mußte ihm das Leben kosten. Er verlohr es, und zwar auf eine schreckliche, schauderhafte Weise, die den Menschen tief unter dem Thiere zeigt.

Am Tage der Hinrichtung bestieg Bailly, die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden, den Henkerskarren.

Eine von Wuth entbrannte Menge, welche die beliebten Tagsschriftsteller durch giftige Verleumdungen aufgehetzt hatten, begleitete den Zug und stieß gegen den Verurtheilten die gräßlichsten Verwünschungen aus. Die rothe Fahne, welche an jenem unseligen Tage auf dem Marsfelde gewehet hatte, war hinten auf dem Karren befestigt. Im langsamen Zuge gieng es nun den weiten Weg von der Conciergerie nach dem Marsfelde. Der Regen fiel in Strömen vom Himmel, und es war für die Jahrszeit (im Oktober 1793) ungewöhnlich kalt. Bailly, fast nackt dem Unwetter ausgesetzt, von dem Hohngeschrei des Volks begleitet, das ihn mit Koth warf und nach ihm schlug, von seinen Henkern gegen die wüthige Menge vertheidigt, die den Zug aufhielt, um die Leiden des Unglücklichen zu verlängern, blieb ruhig, fast heiter und ließ auch nicht einen Laut der Klage hören. Nach einer Fahrt von anderthalb Stunden kam der Karren auf dem Richtplatz an. Bailly stieg herab; schon schleppt man ihn nach dem Blutgerüste, da fällt es einem Tieger ein, der die Übrigen an grausamem Scharfsinn übertraf, die rothe Fahne erst zu verbrennen. Man bringt Feuer, die Fahne wird angezündet, ein Ungeheuer schwingt sie brennend Bailly ins Gesicht. Der Schmerz erpreßt ihm unwillig einen Schrei, und das Volk klatscht lauten Beifall. Zum zweitenmal nähert er sich dem Schaffot. Einer aus dem Haufen ruft, es gezieme sich nicht, den heiligen Boden des Bundesfestes — es war auf den Antrag Bailly's gefeiert worden — mit

dem Blute eines solchen Bösewichts zu beschmutzen. Lauter, tausendstimmiger Beifall. Das Gerüst wird abgebrochen, stückweis nach einem Graben an dem Ufer der Seine gebracht und wieder aufgeschlagen; alles unter den Augen Bailly's, den man nöthigte, zu Fuß zu folgen und das höllische Treiben mit anzusehen. Da stand er nun, dem Gespötte und den Mishandlungen der Menge Preis gegeben, die ihm in das Gesicht speiet, mit Steinen nach ihm wirft, ihn mit Stöcken schlägt. Der heftige Regen währte ununterbrochen fort. Bailly mit bloßem Kopfe hält drei entsetzlich lange Stunden alle diese Qualen aus. Der Unglückliche schauderte, von Regen triefend. Du zitterst, Bailly? rief Einer aus dem Volke spottend. Es ist vor Frost, mein Freund, antwortete er ruhig. Endlich unterlag die Natur, schwächer als sein Muth. Er sank erschöpft ohne Bewußtseyn nieder. Da er wieder zu sich kam, ersuchte er seine Henker, die Hinrichtung zu beschleunigen, mit der heitern Fassung, als bitte er einen Freund um einen Liebesdienst. Endlich wird sein Wunsch erhört. Das Schaffot ist über einem Haufen Unrath aufgeschlagen. Bailly sammelt seine letzte Kraft, besteigt das Blutgerüst mit sicherem festem Schritte, und hält sein Haupt dem Todesstreiche entgegen. Es fällt. Jubelnder Beifall erfüllt die Luft; es ist, als biete das Frohlocken der Hölle dem Himmel höhnend Trotz. Bailly zählte 57 Jahre.

Entsetzlich! rief ich. Das übertrifft alles, was man je von den Gräueln der Kannibalen hörte.

So ist das Volk, mein Freund, fuhr Bailly fort; so war es, so wird es ohne Zweifel nach Jahrhunderten noch seyn. Wissen wir nicht, welches Loos den Edelsten der Menschen geworden ist? Denken wir an Phocion, Miltiades, Conon, Themistokles, Sokrates, Aristides, Christus, den ältern Scipio und die Grachen, an Cicero, und wie die lange Reihe der ausgezeichneten Männer heißen mag, die der Blödsinn oder die Wuth des dummen oder tollen Volks gemordet, eingekerkert, des Landes verwiesen oder gebrandmarkt hat! Wie endeten in unserer Zeit die heldenmüthige Roland und ihr Gemahl, Vergniaud, Malesherbes, Gensonne', Guadet, Rabaut, Condorcet und so viele Männer, die hervorragten über ihr Zeitalter durch Geist, Verdienst und Tugend?

Alle sahen auch ihren Irrthum ein, die ihren Dienst diesem Götzen geweihet und auf seine Dankbarkeit gerechnet hatten. Selbst Barbaroux, einer der ausgezeichnetsten Männer der Gironde, der zu dem 10. August, welcher den wankenden Thron von Frankreich stürzte, mehr als irgend einer mitgewirkt, dieser feurige Republikaner, schrieb am Ziele seiner Laufbahn, das er in einem Alter von sieben und zwanzig Jahren durch einen gewaltsamen Tod fand, folgende väterliche Ermahnung für seinen Sohn. »Gelangst du je wieder zu dem Besitze des Gütchens, des Erbtheils meiner Väter, dessen man mich beraubt hat, dann baue es mit eigener Hand; nur da ist das Glück zu finden. Das Volk verdient

nicht, daß man sich ihm ergiebt; denn es ist undankbar. Ich habe die Franzosen gesehen, gestern voll Gefühl, heute das Blut der rechtlichsten Männer trinken. Wir müssen unsers Gleichen durch das Beispiel unsrer Tugenden dienen; wenn sie leiden, dann muß man ihnen zu helfen suchen. Aber ein sittenloses Volk zur Freiheit führen wollen, ein Volk, das Gott lästert und Marat anbetet, das ist die abgeschmackteste aller Thorheiten. Dieser Pöbel ist so wenig für eine philosophische Regierung gemacht, als die neapolitanischen Lazzaroni und die Antrophagen im Amerika. Baue der Freiheit einen Altar in deinem Hause, sey ein ehrlicher Mann, pflüge das Feld, das dich nährt und beschäftige dich ein wenig mit den Wissenschaften, die dich zu Gott erheben. Das ist meine ganze Lehre, mein Sohn! Lebst du noch, dann empfange die zärtliche Umarmung deines Vaters.«

Der Schmerz, sagt ihr, ist ungerecht. Das ist er; meint ihr aber, daß die Schmeicheleien des Ehrgeizes und der Habsucht der Wahrheit näher seyen? Das Volk hat seine Höflinge wie die Fürsten, und sie vergiften die Entschlüsse jenes wie dieser.

Kapitel 4.

Die Platte. — Die hohe Wurzel. — Schwalbach. — Adolphseck. — Hohenstein. — Schlangenbad. — Deutsche und französische Literatur und Kunst.

Wir ruheten einen Tag in Wiesbaden aus, und setzten dann unsere Wanderungen durch die Umgegend fort. Den Morgen brachten wir auf der Platte zu, wo der Herzog ein schönes Jagdschloß hat. Welch eine reizende Aussicht voll Lieblichkeit und Anmuth in die von fröhlichem Leben bewegte Nähe! Das entzückte Auge schweift gegen Westen und Süden bis an die Gebirge unter Bingen, jenseits Kreuznach und an den Donnersberg. Mehr links erhebt sich der weitgesehene Melibokus, von dem in den Strahlen der Sonne der weiße Thurm in die weite Ferne glänzt. Vor dir in der Tiefe braußen die Wälder und wogen im Sturme, wie ein erzürntes Meer. Gegen Osten und mehr nördlich übersieht man die waldigen, romantischen Thäler und Höhen bei Eppstein, und die Ruine Falkenstein steigt fast am Fuße des Altkönigs hervor. Ja, es ist ein herrlicher Punkt, und in der Wohnung des Oberförsters findest du eine freundliche Aufnahme und was, nach den Anstrengungen des Weges, die Nothdurft des Leibes fordert. Wir bedurften der Erfrischung und ließen sie uns ins Freie, von dem Jagd-

schlosse einige hundert Schritte östlich bringen, wo man auf bequemen Sitzen, unter dem Schatten dichtbelaubter Bäume, die schönste Aussicht hat.

Gestärkt durch Speiße und Trank setzten wir unsern Weg auf der Höhe fort, um eine Stelle, die eiserne Hand geheißen, aufzusuchen, von der ich die hohe Wurzel, auch Basilika genannt, zu finden wußte. Hier hat man eine größere Aussicht, als selbst von der Platte. Am bequemsten und sichersten gelangt man dahin, wenn man die Straße von Wiesbaden nach Schwalbach verfolgt, und auf der ersten Höhe hinter jenem Städtchen das Chausseehaus vorbei geht, das aus dem Dunkel des Waldes weit gesehen schimmert. Doch nein! Ich rathe nicht das Chausseehaus vorbeizugehen, sondern lieber bei dem Oberförster einzusprechen und dich in den niedlichen Stübchen, die gar wohlgefällig nach dem Rhein und dem freundlichen Wiesbaden herabsehen, mit einem guten Trunke und ländlicher Kost zu stärken. Hast du meinen Rath, den du mir Dank wissen wirst, befolgt, dann magst du vergnügt von dannen ziehen. Merke dir nur, wo die Straße anfängt, wieder tiefer zu gehen, verlasse sie und ersteige rechts den Berg, dessen Gipfel den höchsten Punkt der Gegend bildet. Bist du so glücklich diesen zu finden, dann blicke umher. Das unermeßliche Land, das der Hundsrück, der Donnersberg, die Bergkette, die sich hinter Neustadt und Landau hinaufziehet und die, so Heidelberg und Aschaffenburg begrenzt, liegt in seiner

Pracht und Herrlichkeit vor dir. Den majestätischen Rhein und den Main verfolgst du auf eine große Strecke in ihrem Laufe. Gegen Nordosten schließen der Feldberg und der Altkönig die bezaubernde Aussicht. Kannst du dich davon trennen, und deinen Blick gegen Westen und Norden richten, dann erreicht dein Auge das Ende des Landes nicht, das mit fruchtbaren Ebenen, mit Wäldern und Bergen abwechselt; der ferne Himmel schließt die Aussicht. Schade, daß sie in einigen Jahren verwachsen seyn wird! So wie die jungen Bäume, die diese herrliche Stelle umgeben, größer werden, erheben sie sich zwischen dem Blicke des Beschauenden und seinem Gegenstande. Man sollte daselbst eine Erhöhung von Erde anlegen die über den Wald hervorragt und die Aussicht erhält. Auf diese Weise würde auch den Fremden der Punkt bezeichnet, von dem man das weite, prächtige Land übersieht. Ich habe diesen Wunsch öfter ausgesprochen, wie auch den, nach dem Bierstädter Wartthurme, auf der östlichen Höhe von Wiesbaden, der schönsten Stelle in der Nähe dieser Stadt, einen Weg zu führen, einige Bäume um den Thurm zu pflanzen und ihn selbst zu einem Belvedere einzurichten. Ich hoffe, dieser eben nicht unbescheidene Wunsch soll von Einheimischen und Fremden so oft wiederholt werden, daß er doch endlich in Erfüllung geht. Es fehlt hier keineswegs an Sinn für die Schönheiten der Natur oder an Geschmack, am wenigsten bei denen, die auf Verschönerung der Gegend Einfluß haben, und da die von mir vorgeschla-

gene nicht kostspielig seyn kann, so wüßte ich nicht, was der Ausführung des Anschlags besonders im Wege stände.

Von der hohen Wurzel stiegen wir nach Schwalbach herab, das, wie das nahe Schlangenbad, wegen der Heilkräfte seines Wassers in großem Rufe steht. Wer sich darüber, und über die Schönheiten des Landes und seine Eigenthümlichkeiten, auf eine angenehme Weise belehren will, der wende sich an den Sänger der Heilquellen des Taunus. Der Hülfsbedürftige hat die trefflichen Ärzte, die geheimen Räthe Lehr und von Fenner und die Medizinalräthe Peez und Rullmann in der Nähe. Lehr hat sich in der Dankbarkeit eines großen Theils seiner Mitbürger ein Denkmal gestiftet, das, rühmlicher und dauerhafter als von Erz, seinen Namen in gesegnetem Andenken erhalten wird.

Die anziehenden Geschichten, Sagen und Legenden, den Rhein, sein schönes Land, seine Burgen und Klöster, seine Sitten und Verfassung in einer denkwürdigen Vorzeit betreffend, hat der biedere Vogt am fleißigsten gesammelt, am lebendigsten erzählt und am treuesten dargestellt. Wen das Großartige, Geheimnißvolle, Gespensterische des dämmernden Alterthums anzieht und erbauet, der vertraue sich diesem gemüthlichen Geschichtsforscher an, der die Kunst mit der Wissenschaft, die Seele mit dem Geiste in schönem, seltenem Ebenmaas verbindet, und lasse sich von ihm den Rhein hinab begleiten. Auch lese er bei dieser Gelegenheit, was seine Geschichten,

Sagen und Bilder von Sonnenberg, Clarenthal und Adolphseck erzählen.

Schwalbach selbst bietet, sein köstliches Wasser und die Annehmlichkeiten des Kurortes, Spiel, Musik, Tanz und gesellige Unterhaltung ausgenommen, wenig dar. Die gebirgige Umgegend ist ziemlich nackt und nur die dichtbelaubten Gänge in der Nähe gewähren Schatten und laden zu traulichen Spaziergängen ein.

Von Schwalbach setzten wir unsere Exkursion, das Thal aufwärts, nach den alten Vesten Adolphseck und Hohenstein fort. Jene ist unbedeutend, diese aber auch dem noch merkwürdig, der die verfallenen Burgen an dem Rhein und Neckar gesehen hat. Man erstaunt über die Kühnheit, mit welcher hier Steinmassen auf Felsenmassen gethürmt sind. Mit Grausen fällt der erste Blick von der Höhe der zum Theil zertrümmerten Burg, die mit ewiger, altdeutscher Festigkeit, welche der Zeit trotzt, gebaut war, in das freundliche, grüne Thal. Bei Adolphseck, das historisch wichtig ist, besuchen die Gäste aus Schwalbach einen Wasserfall als Merkwürdigkeit der Gegend. Wer den Rheinfall bei Schafhausen und den Sturz des Deutschbachs und Staubbachs gesehen hat, der lächelt bei dem Geplätscher dieser spielenden Kaskade. Aber alle Größe ist relativ, und es kommt bei dem Gefühl und Urtheil auf den Maasstab an, den man in sich findet. Vielleicht stände ein Mensch, der den Fall von Niagara oder Guayana sah, mit derselben Empfindung vor den berühmten Wasserfällen der Schweiz,

mit welcher ich vor dem bei Adolphseck gestanden. Den Fall von Guayana in Südamerika bildet, nach dem Berichte von Don Felix de Azara, der Strom Parana, welcher sich auf eine Fläche, 2100 Klafter tief herabstürzt, dann enger zusammenzieht und in einen Abgrund fällt. Sein donnerndes Brausen hört man sechs Meilen in der Runde. Die Felsen zittern und der schäumende Strom scheint die Erde in ihren Grundfesten erschüttern zu wollen.

Schlangenbad liegt einsam in dem Eingange eines dunkeln Thals versteckt, ein gar erfrischender Aufenthalt bei heißem Sonnenbrande. Mir ward es hier etwas eng, und ich sehnte mich nach der freien, hellen Aussicht nach dem Rhein und seinem schönen Lande. Unterhaltung und Zerstreuung bietet dieser Kurort wenig dar, weil der Besuch desselben selten zahlreich ist, und seine Lage und Umgebung mehr für vertrauliche Partieen, stille, geheimnißvolle Freuden und ruhige Betrachtung, als für das laute Geräusch der Gesellschaft und lärmende Lust sich eignet.

Zu meinem Verdrusse fiel, da wir kaum zu Schlangenbad angekommen waren, ein Regen ein, der uns die Erneuerung der Sündfluth anzukündigen schien. Der Himmel soll hier fast so häufig und anhaltend, wie zu Heidelberg und Königstein, die Erde mit überflüssigem Wasser segnen. Da saßen wir nun in enger Haft, keinen Laut vernehmend, als den unserer Stimme oder das eintönige Platschen des herabströmenden Regengusses, mit

den Augen kaum einen der nächsten Berge erreichend, die sich hier so ängstlich an einander drängen, als wollten sie die sparsamen Wohnungen, die in der Tiefe zerstreuet liegen, erdrücken. Mit einem wilden Grimme sah ich in das Wetter, das uns in der engen Stube wahrhaft gefangen hielt. Indessen mußten wir geschehen lassen, was wir nicht ändern konnten, und, waren wir anders klug, aus unserer Lage jeden möglichen Vortheil zu ziehen suchen. Wir fiengen also, wie das gewöhnlich Völker und Individuen thun, zu philosophiren an, und flüchteten uns in die Ideenwelt, da die wirkliche uns aufgegeben hatte. Wir sprachen von Literatur, Kunst und Bildung überhaupt, und stellten unsere Nationen vergleichend nebeneinander, indem jeder den Anwalt der seinigen machte. War ich früher überrascht gewesen, da ich Bailly ziemlich geläufig und rein Deutsch sprechen hörte, so erstaunte ich jetzt, ihn mit den Erzeugnissen unserer Literatur vertraut zu sehen. Unsere bessern Schriftsteller kannte er alle, und nicht blos oberflächlich ihrem Namen und dem Titel ihrer Schriften nach, wie selbst gar viele Deutsche, die ihre gesammte Literatur aus Zeitungen und kritischen Blättern schöpfen, sondern er hatte gelesen und geprüft. Ich verbarg ihm über eine so seltene Erscheinung meine Verwunderung nicht, und vernahm, daß er mehrere Jahre in Mainz gelebt und den Unterricht in dem kaiserlichen Lizäum daselbst genossen hatte. Er benutzte, wie er sagte, die günstige Gelegenheit, unsre Sprache zu lernen und sich mit unsern ausgezeichneten Schriftstellern

bekannt zu machen, was ihm später, wie er gestand, selbst im Dienste, da er mit dem Heere nach Deutschland kam, großen Vortheil brachte. Mainz schien er gut zu kennen, und er sprach, was mich sehr freuete, mit Achtung und Liebe von Butenschön, Lehne und Müller. Von Neeb, sagte er, habe er manches gelesen. — Alles, bemerkte ich, darf man von diesem Manne lesen. Hunderte, die ihn an Berühmtheit übertreffen, erreichen ihn nicht an Gehalt. In den geachteten Häusern Mappes, Dael und Lautern, wo er auch, wie er sich ausdrückte, die Nachtigall Heilmann gehört, war er gern gesehen.

Da wird gar manches, bemerkte ich, seitdem anders geworden und der Johannistag vorüber seyn. Ja, ja, aus Jungen werden Leute und aus Jungfern Bräute, wie ein Sprichwort sagt. In einem Sprichworte liegen doch manchmal große Wahrheiten.

Bailly lachte und fuhr dann fort: Moßdorff — —

Moßdorff! sagte ich; dieser Name allein ist ein Kreditiv; bei ihm nimmt der gute Donnersberger mit Achtung und Dankbarkeit seine Mütze ab. Der Name nennt einen hochverdienten Mann von anerkannter Rechtlichkeit und großen Kenntnissen mit langjährigen Verdiensten um das Land.

Was über deutsche und französische Literatur und Kunst zwischen uns verhandelt worden, will ich im Auszuge mittheilen. Wir haben in diesem Gespräche eine

angenehme Unterhaltung gefunden, und sollte das bei Anderen vielleicht der Fall nicht seyn, dann mag es wohl daran liegen, daß sie nicht in Schlangenbad bei heftigem Regenwetter von der übrigen Welt rein abgeschieden, in der dunkeln Stube eines dunkeln Hauses, das selbst in einem dunkeln Thale liegt, gefangen sitzen.

Es dürfte der Mühe werth seyn, nahm ich das Wort, zu untersuchen, in wie weit die Vorwürfe, welche Franzosen und Deutsche sich gegenseitig machen, gegründet sind. Es ist freilich schwer, vermittelnd zwischen zwei sich fremde Zungen zu treten. Nichts führt die Menschen schneller und näher zusammen, als dieselbe Sprache, die in bekannten, befreundeten Tönen bekannte, befreundete Gesinnungen ankündigt. In der Sprache findet und liebt der Mensch sein Volk, sein Vaterland, seine Eltern und Verwandte, seine Kindheit und Jugend und seine Freunde, kurz alles, was ihn mit ewigen, heiligen Banden an das Leben fesselt. Ein fremdes Idiom bezeichnet ihm einen fremden Menschen; und wenn es wahr ist, daß wir nur in einer Sprache denken und fühlen, dann müssen wir in jeder andern, als unserer Muttersprache, das Eigenthümliche unsrer Gedanken und Gefühle, und die Leichtigkeit dieselben mitzutheilen, verliehren, da wir sie nur durch eine mühsame Übersetzung wiedergeben. Im Allgemeinen, also in Beziehung auf die Masse des Volks, ist dies wahr, obschon viele Menschen mit gleicher Fertigkeit mehrere Sprachen sprechen.

Da der Tadel aber vorzüglich die Sprache, die

Kunst und den Geschmack betrifft, und zwar vielleicht aus dem einzigen Grunde, weil es des Tadlers Sprache, Kunst und Geschmack nicht ist, so wäre wohl die erste Frage, ob überhaupt eine Einförmigkeit in diesen Gegenständen nothwendig oder möglich sey.

Die Sprache ist der Körper, durch den die Seele der Empfindung und des Gedankens in der Sinnenwelt erscheint. Ist der Ausdruck unrichtig, dann läßt er auf eine unrichtige Vorstellung bei demjenigen schließen, der sich desselben bedient, und die Vorstellung, die er bei andern hervorbringt, ist es ebenfalls. Es ist kaum ein richtiger Gedanke und ein reines Gefühl ohne eine richtige und reine Sprache möglich, und in ihr haben wir immer einen zuverläßigen Maasstab des Kulturstandes eines Volkes und Individuums. Eine rohe, arme Sprache kündigt uns ein rohes, armes Volk an; und in dem Reichthum, der Kraft und regellosen Unbestimmtheit der Deutschen finden wir den tief fühlenden und denkenden, aber unbestimmten Deutschen so gut, als in der gewandten, leichtfließenden und korrekten französischen den geschmeidigen, feinfühlenden, bestimmten Franzosen. Auch in der deutschen Sprache zeigt sich der Kosmopolitism des Deutschen; und sie schließet sich verträglich und freundlich an jede andre an, und eignet sich von ihren Worten und Redensarten und von ihrer Konstruktion zu, was ihr dient. Ich kenne keine große Anzahl deutscher Schriftsteller, die ein ungemischtes, ganz reines Deutsch geschrieben hätten. Die Sprache hat so wenig eine gram-

matikalische Bestimmtheit, als der Bürger eine politische; und in dem Gebiete der Literatur herrscht eine so bunte Polykratie, wie ehemals in den Staaten. Schiller, Wieland, Goethe, Herder, Jean Paul, Fichte, Schelling und noch viele andere, die in großem Ansehen stehen, würden einen literärischen Senat bilden, der an vielgestalteter Zusammensetzung dem weiland Regensburger Reichstag wenig nachstände.

Mir aber scheint es, fiel Bailly ein, als sehe man in Deutschland die Schreibart eines Schriftstellers zu sehr als etwas Gleichgültiges an, weil der Deutsche gern dafür gilt, das Wesen einer Sache ihrer Form vorzuziehen. Er buhlt um den Ruhm der Gründlichkeit, und wird oft weitschweifig und unverständlich, um nicht oberflächlich zu scheinen. Aber die Sprache ist mehr, als was das Kleid dem Körper, und der Styl mehr, als Putz, den man oft männlicher vernachläßigt als sucht. Eine richtige, bestimmte Sprache bürgt für eine richtige und bestimmte Art zu denken und zu fühlen. Dem Schriftsteller, der einen reichen, üppigen Gegenstand behandelt, muß eine reiche und üppige Diktion zu Gebote stehen; und wenn es darum zu thun ist, Begriffe zu berichtigen und zu entwickeln, dann muß es in einer bestimmten, deutlichen Sprache geschehen. Diese ist das repräsentative Zeichen unserer Gedanken und Gefühle, und um so vollkommner, je mehr sie die Stelle von dem ersetzt, was sie repräsentirt. Darum fodert, in einer gewissen Hinsicht, nicht nur jeder Gegenstand, den man behandelt,

eine eigne Bildung der Sprache, sondern jeder Mensch wird sie sogar nach seiner individuellen Art zu sehen und zu fühlen haben. Ein Rechtsgelehrter wird sich in der Entwickelung eines streitigen Rechtsfalles weder wie der Dichter ausdrücken, der die Göttin der Liebe besingt, unter deren Füßen Blumen sprossen, und welche die Genien des Scherzes und der Spiele umflattern, noch wie der Redner, der das getheilte und unentschlossene Griechenland zur Behauptung seiner Freiheit gegen die List und Macht des mazedonischen Philipps anfeuert.

Ganz recht, war meine Antwort. Wenn man nun nach Verschiedenheit des Gegenstandes anders spricht und schreibt; wenn die Sprache sogar in ihrer Bildung den Karakter des Individuums an sich trägt, das sich derselben bedient, dann müssen sich Nationen, die sich, vermöge ihrer Organisation, ihres Klimas, ihrer Abkunft, ihres Kulturstandes und ihrer Beschäftigung, in ihrer Art zu sehen und zu fühlen noch weiter von einander entfernen, als Individuen von gleicher Bildung, um so mehr in der Art sich auszudrücken unterscheiden.

Ich glaube genug gesagt zu haben, um die Verschiedenheit des Geschmacks und der Schreibart zu rechtfertigen, und vielleicht sogar ihre Nothwendigkeit zu beweisen. Es ist demnach eben so widersinnig als anmaßend, die verschiedenen Völker zu einem Glauben in diesem Punkte, wie in manchem andern, bekehren zu wollen. Indessen leugne ich nicht, daß es allgemeine Regeln giebt, die für alle Sprachen, wie für alle Künste gelten, in wie

weit sie nämlich alle eine und dieselbe Bestimmung haben. Die Sprache ist ein Mittel, seine Gedanken und Gefühle mitzutheilen, und diejenige ist ohne Zweifel die vollkommenste, welche diese Gedanken und Gefühle am treuesten wiedergiebt, wie denn unter den Mitteln dasjenige das beste ist, welches am sichersten zu seinem Zwecke führt.

Stellt man, nach diesem Grundsatze, fuhr Bailly fort, zwischen dem Franzosen und Deutschen eine unpartheiische Vergleichung an, dann wird man finden, daß dieser dem Fleiße eine besondere Achtung schenkt. Werke des Genies scheinen ihm weniger zu gelten, als die einer umfassenden Erudition. Was ein langes Studium oder mühsame Nachforschungen erfordert, steht bei ihm in großem Ansehen. Eine umständliche Stadtgeschichte, zu deren Aufklärung Bibliotheken durchwühlt und alte Handschriften entziffert werden mußten, gilt ihm wenigstens eben so viel, als eine mit philosophischem Geiste geschriebene Übersicht der Weltgeschichte. Positives Wissen achtet und pflegt der Deutsche; und ihm ist keine Arbeit zu schwer, um die zerstreuten Materialien, die ihm dazu dienen, zusammen zu tragen und zu vergleichen. Darum gediehen auch in Deutschland vorzüglich Jurisprudenz, Theologie und jene Geschichtskenntniß, welche das Geschehene mit gewissenhafter Genauigkeit prüft und ordnet. Der rein historische Theil ist beinahe alles, der philosophische wenig. Daher die Überladungen mit Zitaten, die seine umfassende Belesenheit bezeugen, und nicht selten eine

gesuchte Schwerfälligkeit, die Mancher mit Gründlichkeit zu verwechseln geneigt ist. Der Karakter des Deutschen muß auch in seiner Literatur einige seiner Eigenheiten erklären. Ehrlich, wahr und fleißig untersucht und prüft er mit der größten Mühe den gleichgültigsten Umstand, selbst wenn er für die Geschichte ohne Interesse ist, einzig aus Liebe zur Wahrheit. Einfach und aufrichtig verschmäht er eine blühende, gefällige Schreibart, oft als ein Mittel der Täuschung, durch das der Leser bestochen wird.

Der gelehrte Deutsche weiß außerordentlich viel; selten versteht er aber, was er weiß, anzuwenden, und noch seltener zur rechten Zeit. Das letzte halte ich indessen für nicht weniger wesentlich, als das erste. Es ist ein Vorzug und Vortheil den Menschen zu kennen; aber es ist nicht weniger einer, wenn man die Kenntniß des Menschen zu seiner Behandlung und Leitung zu benutzen weiß. Der Deutsche besitzt unschätzbare Eigenschaften; aber es fehlt ihm die Gabe sie geltend zu machen; und während dem mancher Franzose den Schein einer Tugend oder eines Talents für die Wirklichkeit zu geben weiß, wird es dem Deutschen schwer, die Wirklichkeit selbst scheinbar zu machen. Die Vorzüge des Deutschen gleichen unverarbeiteten, edlen Metallen, da der Franzose die seinigen in Münzen zum Umlauf auszuprägen weiß.

Es kann unsere Absicht nicht seyn, bemerkte ich, eine Karakteristik der beiden Nationen zu geben, ihre Tugenden und Fehler zu zeichnen und zu vergleichen, um zu

bestimmen, welcher von ihnen der Vorzug gebühre. Versuche dieser Art sind immer zwecklos und oft nachtheilig. Die Eitelkeit erzeugt sie gewöhnlich, und sie haben auch keine andere Wirkung, als dieselbe zu reizen. Es ist der lächerliche Streit um die Ehre der rechten Hand, der alte Kampf der vier Fakultäten; als wenn zwei Wesen nicht höchst verschieden, und jedes an seiner Stelle und nach seiner Bestimmung doch vollkommen seyn könnte!

Obgleich die größte Anzahl der französischen Kritiker mit der ganzen deutschen Art und Kunst höchst unzufrieden ist, so sind sie es doch am meisten mit dem deutschen Trauerspiel. Kein gebildetes Volk wird die großen Vorzüge eines Corneille, Racine und Voltaire bestreiten; ihre Werke werden ewig seyn, wenn es anders das Genie und der gute Geschmack sind. Die französische Nation behauptet unter allen Nationen der Welt einen der ersten Plätze, und beinahe in allen Zweigen der Künste und Wissenschaften hat sie Männer hervorgebracht, die mit den besten Mustern des Alterthums und den größten Gelehrten der späteren Jahrhunderte wetteifern. Aber daraus folgt doch nicht so unmittelbar, daß keine Größe mehr neben der ihrigen bestehen könne; daß die Deutschen Barbaren seyn, und ihre Herabwürdigung zur Behauptung des Ruhmes der Franzosen nöthig ist. Ich zweifle, ob sich Montesquieu, Corneille, Racine und Voltaire ihrer geistigen Verwandtschaft mit Herder, Schiller, Goethe und Lessing schämen würden.

Jedes Volk äußert sich nach der Art, wie es empfindet. Es bildet sich und das Leben, das wirkliche sowohl als das ideale, in seinen Künsten nach. Die Ideale verschiedener Nationen und Menschen widersprechen sich sogar oft, wie ihre Karaktere und Wünsche. Der sinnliche Muhamedaner bevölkert sein Paradies mit schönen, gefälligen Huris; der rauhe kriegerische Nordländer hat 540 Thore an sein Walhalla gebauet, und durch jedes ziehen acht Helden zum Kampfe aus. Mit jedem Tage tödten sie sich in mörderischen Gefechten. Aber so wie die Stunde der Mahlzeit nahet, tummeln sie sich, vom Tode wieder auferstanden, auf ihren schnaubenden Rossen und trinken Bier aus den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde. Wer hat Recht? Keiner oder — alle. Die freundliche, von den Genien des Scherzes und Lächelns umflatterte Aphrodite konnte nur unter einem freundlichen, lachenden Himmel erzeugt und gebohren werden. Die Venus des Grönländers kann die des Griechen nicht seyn, oder er müßte, feindlich gegen sich selbst, seine eigne Gestalt zertrümmern.

Wenn wir Völker, unter verschiedenen Himmelsstrichen, sich in Tanz, Gesang, Spiel, Lust und Schmerz verschieden äußern sehen, warum sollte diese Freiheit ihnen nicht bei dem Gebrauche ihrer schönsten, freiesten Kräfte, der Imagination und Vernunft, zukommen? Wenn Nationen, wie Individuen, die verschiedenen Lebensalter durchgehen, und in ihrer Kultur, von Stufe zu Stufe, auf- und niedersteigen, brauchen dann diese

Nationen, wie die Individuen, nicht sogar in diesen verschiedenen Epochen ihres Lebens, verschiedene Spiele, Übungen und Gebräuche? Die Wilden in Amerika haben ihre Schauspiele. Können wir sie tadeln, daß sie die unsrigen nicht sind? daß sie ihre Kriegsspiele und Waffentänze wahrscheinlich der göttlichen Athalie von Racine vorziehen? Dann müßten wir überhaupt an ihnen tadeln, daß sie amerikanische Wilden und keine Franzosen dieser Zeit sind. Thespis, der angebliche Erfinder des Trauerspiels bei den Griechen, der seinen tragischen Apparat, der schauspiellustigen Welt zur Freude, auf einem Karren umherführte, war zu seiner Zeit so gut an seiner Stelle, als das heutige théâtre français an der seinigen ist. Mit dieser Behauptung meine ich es sogar sehr ernstlich; denn gut, zweckmäßig ist doch nur, was an seiner Stelle und zu seiner Zeit ist, was es seyn kann und soll.

Wozu aber sollen alle diese bekannten Bemerkungen führen? Zu einer großen, kostbaren Wahrheit: daß Achtung vor Nationalität und Individualität dem Menschen eine heilige Pflicht sey. Die Anwendung dieses Grundsatzes auf das französische und deutsche Trauerspiel ist, denke ich, leicht: sie können beide verschieden und doch vortrefflich, jenes für Franzosen und dieses für Deutsche seyn. Vielleicht nehmen die französischen Kunstrichter Anstand, die deutsche Melpomene als eine ebenbürtige Schwester der ihrigen anzuerkennen; dann bliebe den Deutschen freilich nichts übrig als, nach dem Wiedervergel-

tungsrechte, der französischen Tragödie eine Ehre zu versagen, welche die Franzosen der ihrigen nicht zugestehen wollen.

Die meisten deutschen Gelehrten sprechen von der französischen Literatur mit Achtung, und kennen sie. Goethe, der eine Iphigenie und einen Tasso geschrieben hat, schrieb einen Mahomed und Tancred nach Voltaire. Schiller, der große Verfasser von Wallenstein, Maria Stuart, Wilhelm Tell, der Jungfrau von Orleans und Don Karlos, übersetzte die Phedre von Racine. Ein Franzose kann durch ganz Deutschland reisen, und sich in allen gebildeten Gesellschaften ohne Dolmetscher unterhalten. In allen Lesezirkeln von Deutschland findet man wenigstens ein französisches Blatt, in jeder, auch nicht ansehnlichen, öffentlichen und Privatbibliothek französische Werke. Es fehlt sehr viel, daß man dasselbe von Frankreich sagen könnte. Der Deutsche hätte demnach doch wenigstens das Verdienst des guten Willens, sich zu unterrichten; ein Verdienst, mit welchem jeder Unterricht anfängt und erst möglich wird.

Aber die deutsche Tragödie, und überhaupt die deutsche Literatur ist doch die französische nicht! So ist es wirklich, und zwar aus dem sehr einfachen und natürlichen Grunde, weil die Deutschen keine Franzosen sind. Wenn die Art zu sehen und zu fühlen zum Theil von dem Klima, der Organisation und Erziehung — dieses Wort in dem umfassenden Sinne des Helvetius genommen —

abhängt, dann heißt einem Volke seinen Geschmack übelnehmen, ihm überhaupt übelnehmen, daß es ist. Jedes sey an seiner Stelle, was sie ihm zu seyn erlaubt! Die Deutschen entbehren den reizenden Champagner und haben keinen Racine. Aber den Johannisberger, Steinberger und Rüdesheimer pflanzen sie auf ihrem Boden, und rühmen sich, einen Klopstock, Wieland, Schiller, Goethe, Lessing und Herder erzeugt zu haben. Sollten sie ihre Reben ausreißen, und den unglücklichen Versuch machen, einen Burgunder oder Champagner zu erzwingen, wo ihn die Natur versagt und reichlich ersetzt?

Wenn man auch zugeben wollte, daß die Deutschen noch ein Jahrhundert hinter dem goldenen Jahrhunderte Ludwigs XIV. zurück wären, was — man doch mit gutem Gewissen nicht wohl kann — wozu diente es, daß die französischen Kritiker ihren ganzen literärischen Reichthum vor ihnen auskramen, wenn sie keinen empfänglichen Sinn für alle diese Schätze finden? Ich will sogar die Bemerkung übergehen, daß die goldenen Zeiten der Künste und Wissenschaften, die gepriesenen Jahrhunderte Augusts und Ludwigs XIV., eiserne für die Völker waren, und den Werth und die Verdienste der großen Männer, die sie erzeugten, und die nicht immer auch große Menschen sind, würdigen, wie sie es verdienen, müssen wir denn durchaus eine herrschende Kirche haben, außer der es kein Heil mehr giebt? Der deutsche Geschmack ist, so wie auch der englische, der französische nicht. Desto schlimmer! kann ein gallischer Kunstrichter sagen. Desto

besser! kann der Deutsche erwiedern; und beide haben auf gleiche Weise Recht. Dieser kann mit jenem Spartaner, dem ein Fremder von den mannichfaltigen Leckerbissen seines Landes eine prahlende Beschreibung machte, antworten: »Ich kenne deine Genüsse, aber du kennst die meinigen nicht.« Kein gastronomischer oder ästhetischer Koch hat das Recht, Jemand eine Speise aufzudringen, die nicht nach seinem Geschmacke ist. Kein Schneider kann ihn in einen Rock stecken, von dem er glaubt, er sey ihm nicht nach seinem Leibe. Der Mensch ist ohne dies als ein mittelmäßiges Original besser, als die beste Kopie, und keiner ist verdammt der Affe des andern zu seyn, wenn er sich nicht selbst, in dem Gefühle seiner eignen Nichtigkeit, dazu verdammen muß und mag.

Indessen, fiel Bailly ein, sind die Deutschen im Allgemeinen gegen die Franzosen und ihre Literatur auch nicht ganz gerecht, oft nicht gerechter, als es die Franzosen gegen sie sind. Lessing spricht dem großen Corneille Genie ab, und nennt ihn sogar einen Stümper. Das ist doch wirklich so stark, daß vielleicht nie ein französischer Kunstrichter etwas stärkeres gegen einen Deutschen gesagt hat. Wie konnte sich der große Lessing gegen den Vater des Cinna und Cid ein solches Urtheil erlauben? Durch eine kleinliche Schwäche verleitet, durch welche die größten Menschen, die der ganzen Menschheit und allen Jahrtausenden angehören sollten, oft zu Menschen ihres Volks und ihres Zeitalters herabsinken: durch Nationalvorurtheile und die Vorurtheile ihres Jahrhunderts. So

hat die Eitelkeit, in der Nähe Lobredner zu finden, und den Beifall der Gegenwart zu verdienen, schon mancher großen Kraft ein kurzes Ziel gesteckt, und sie in einen engen Wirkungskreis gebannt. Wer sich über seine Zeit erheben will, darf ihren Tadel nicht fürchten; denn der Mensch, der nur der Gewohnheit folgt, wird auch nur Gewöhnliches thun.

Schiller, größer und darum auch gerechter als Lessing, erkannte die Vorzüge der französischen Tragödie an, ohne ihre Fehler, die es nämlich nach seiner Meinung waren, zu übersehen. Was er tadelt, steht größtentheils mit dem französischen Karakter in Verbindung; und so tadelt er oft als Deutscher, was er als Franzose billigen würde. Indessen zeugen seine Bemerkungen von einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und einer großen Seele, welche alle konventionelle Mittel sich geltend zu machen, in seinen Helden und überhaupt in dem Trauerspiele verschmäht, wie er sie in seinem Leben verschmähete.

Was die Deutschen besonders, und vielleicht mit Recht, zum Gegenstande des bittern Spottes der Franzosen macht, ist der ewige Wechsel ihrer wissenschaftlichen Systeme, die auf deutschem Boden wie Schwämme aufschießen, und an rascher Wandelbarkeit die Moden der Pariser Damen übertreffen. Wie viele Schulen hat das Volk nicht ausgebrütet, die alle den Stein der Weisen, die unfehlbaren Grundlagen alles menschlichen Wissens, gefunden haben wollten? die wie die egyptischen und in-

dischen Priester, als eine geschlossene Kaste, im ausschließlichen Besitze der Wahrheit zu seyn vorgaben? die an die Stelle einer reinen, verständlichen Sprache ein gelehrtes Rothwälsch setzten, durch dessen Zauberformeln, in denen nur ein von den Adepten zu fassender Sinn lag, diese den Geist der Weisheit und Wahrheit zu beschwören die Macht hatten? Das Ausland konnte den Schwindelgeist und die Raserei eines großen Theils einer sonst so nüchternen und besonnenen Nation nicht begreifen, der sich in dem sinnlosen Wortkram der Scholastik wieder zu gefallen schien. Ich leugne keineswegs, daß sich an der Spitze der Schulen, und selbst in ihnen einige Männer von Geist und Scharfsinn befanden; aber ich zweifle, ob sie der Schule verdankten, was sie waren. Die Weisheit ist mit Recht verdächtig, die einer eignen Sprache bedarf, um sich ihren Lieblingen zu offenbaren. Die Sprache der Wahrheit ist einfach, wie sie selbst. Wer sie in den Kombinationen einer besondern Terminologie zu finden glaubt, den sucht sie in dem Worte und nicht im Geist.

Wie es viele Deutsche giebt, erwiederte ich, die in diesem Punkte nicht Recht haben, so finden wir auf der andern Seite gewiß auch nicht wenigere Franzosen, die Unrecht haben. Sind Sie noch keinen aufgestoßen, die, wie die Chinesen glauben, ihr Staat liege im Mittelpunkte der Welt, und alle andere dienten ihm, wie Splitter einem großen Diamante, nur zur verschönernden Fassung? die meinen, der Schöpfer habe die große

Nation und das schöne Reich in den sechs Schöpfungsta-gen zu Stande gebracht, und die übrige Welt nur als eine Zugabe, als eine Art von hors d'oeuvre beigefügt, und Gott der Herr habe mit Adam und Eva im Para-diese französisch gesprochen? Nach ihnen läßt sich in keiner andern Sprache etwas Vernünftiges sagen, und der bon sens und die belles lettres sind sonst nirgends, als bei ihnen, und am wenigsten im Norden, der nach ihrer Geographie schon jenseits des Rheins anfängt, zu Hause. Das sind Albernheiten des französischen vorneh-men und gemeinen Pöbels, die der deutsche vornehme und gemeine Pöbel durch seinen blinden Haß gegen alles, was er durch die Benennung welsch zu entehren glaubt, wett macht. Dieser giebt sich das Ansehen, an die man-nichfaltigen Verbesserungen in Frankreich und an die Wunder seiner Waffen nicht zu glauben, oder hofft doch wenigstens, das schon lange verrostete Schwert Her-manns herausgraben zu sehen, um damit die alte Ordnung der Dinge, den alten germanischen Kriegs-ruhm, und, wenn Gott will, die Reichsverfassung wie-der zu erobern. Ich denke, man kann seinen Salat mit mehr Essig als Baumöl genießen, ohne eine tête carrée oder bête d'allemand, oder mehr Baumöl als Essig nehmen, ohne ein Windbeutel von Franzose zu seyn.

Der Streit über den Vorzug der Literatur und Kunst eines Volks vor der des andern beweiset darum oft gar nichts, als die Beschränktheit derjenigen, die sich zu Sachwaltern ihrer respektiven Nationen berufen

glauben. Es ist der Streit über den besten äußern Gottesdienst, nur in einer andern Gestalt, aber eben so zwecklos und unbescheiden. Der äußeren Religion muß, wie der Literatur und Kunst, etwas Höheres zum Grunde liegen, ein Geist inwohnen, der sich durch die angenommene Form verkörpert. Diese Form muß so wenig allenthalben dieselbe seyn, da es ja der Geist und das Gefühl des Menschen nicht immer sind, daß vielmehr jedes Volk, insofern es ein eignes Volk bildet, seine besondere Form haben und erhalten soll, wenn es nicht durch die Annahme einer fremden zum geistlosen Anbeten herabsinken will. Ich glaube sogar, daß eine der vorzüglichsten Ursachen, welche zur schönen Entwickelung des Geistes der Griechen so vortheilhaft zusammenwirkten, der Umstand war, daß dies einzige Volk keine Muster zum Nachahmen hatte. Durch die Verwischung aller Nationalität im Ganzen, wie aller Individualität im Einzelnen, wird der geistige Mensch eine seelenlose Mumie. Ich kenne nichts Nachtheiligeres und Lächerlicheres zugleich, als den Götzendienst der gehaltlosen Form und die sklavische Unterwerfung unter den todten Buchstaben.

Jedes Volk bildet sich, wie gesagt, nach seinen Lokalbedürfnissen, nach dem Einflusse seines Klimas, der Natur und Fruchtbarkeit seines Bodens und nach seinem Stammkarakter, seine Sprache, Lebensweise, Kunst und überhaupt die ganze Art seines Seyns. Der Mensch, welcher anders fühlt und sieht, muß sich auch anders ausdrücken. Die Natur zeigt uns in allen ihren Werken

die reichste Mannichfaltigkeit. Keine zwei Wesen gleichen sich in der seelen- und willenlosen Schöpfung; und der freie Mensch, das vielseitige Wesen, das allein die Mannichfaltigkeit einer Welt in sich trägt, sollte gewaltthätig in eine Form eingepreßt werden, um seinem Bruder zu gleichen! Welcher Nation gehörte dann dieses Münz- und Stempelrecht, die übrigen mit ihrem Bildnisse auszuprägen und in Kurs zu setzen? Der stärkeren, oder keiner. Jedes Volk hat seine eigene Lebensweise, seine Sprache und Kultur, wenn es ein eigenes, unabhängiges Volk blieb; und es muß seinem eigenthümlichen Karakter, seinen Sitten und Gebräuchen, und überhaupt dem, was es zu diesem besondern Volke macht, getreu bleiben, oder auf den Namen und Rang eines eignen Volkes Verzicht thun. Was hob die Griechen und Römer, diese klassischen Völker der Weltgeschichte, so hoch über die andern Nationen der Erde, als das stolze Selbstgefühl, daß sie mehr werth seyen, als die Barbaren? und durch dieses Gefühl der Nationalität, das jede Nation beseelt und beseelen muß, wurde das Größte unternommen und vollbracht.

Vollkommen nennen wir, was seiner Natur nach und an seiner Stelle ist, was es seyn soll und kann; und so giebt es ohne Mannichfaltigkeit keine Vollkommenheit. Die große, reiche Natur ist mannichfaltig, und nur der kleine, arme Mensch einseitig. Freiheit herrscht im unendlichen All, der Despotism nur in der Brust des beschränkten Sterblichen. Allenthalben bringen der Vo-

den und Himmel hervor, was sie hervorbringen können und darum sollen. So wirke und schaffe auch der Mensch in gesetzlicher Freiheit, was er allenthalben für das Beste erkennt. Der alte Römer war so gut an seiner Stelle als der Egyptier, Lykurg wie Penn, und Sophokles wie Racine, und der Deutsche ist es so gut wie der Franzose. Der Berg, der Zedern trägt, ist nicht besser, als der, auf dem wir Eichen fällen. Allenthalben soll gedeihen, was gedeihen kann. Pflanze jeder bei sich, was sein Boden hervorbringt, und tausche die Gaben, welche Natur oder Kunst ihm schenken, freundlich gegen die eines andern Himmels aus, und so wird selbst unsere Armuth eine Quelle des Reichthums werden. Wollen wir das nicht? Gut, dann bleibe jeder eigensinnig bei seinem Boden und dessen Erzeugnissen, und lasse Gottes Welt an dem Marksteine seines Landes wenden!

So ist es, fiel Bailly herzlich ein. Vollkommen einverstanden! Durch einen freundlichen Verkehr tauschen Völker und Menschen die Erzeugnisse ihres Bodens und ihrer Industrie gegen einander aus, und der Überfluß des einen befriedigt ein Bedürfniß des andern. Wie Handel und Gewerbfleiß, so hat sich auch Kunst und Wissenschaft über die Erde verbreitet; und wenn jedes Volk sich hätte auf das einschränken wollen, was es in seiner Heimath selbst erfand, dann würden Kultur und Zivilisation unbedeutende Fortschritte gemacht haben. Die Römer giengen bei den Griechen in die Schule, die selbst einen Theil ihrer Weisheit aus dem Oriente und Egypten

gewonnen hatten. An dem Funken der erloschenen Flamme des Genius des Alterthums, den griechische Flüchtlinge von Konstantinopel nach Italien brachten, entzündete sich das freundliche Licht, welches sich über das Abendland verbreitet hat. Die Schiffe, welche uns Zucker, Kaffee, Farbeholz und Thee aus fernen Gegenden bringen, und diesen wieder unsre Erzeugnisse zuführen, unterhalten auch den geistigen Verkehr, und führen Entdeckungen, Werke der Kunst und des gelehrten Fleißes, Sitten, Gebräuche und Gesetze von einem Lande zum andern.

Unsre geistige Kultur, was den Menschen aufklärt und veredelt, ihn dem Ziele seiner Bestimmung näher bringt, ist ein Gemeingut des ganzen menschlichen Geschlechts, das sich in dem Verhältnisse vermehrt, als die sich vervielfältigen, welche Theil an ihm nehmen. Kein Volk darf sich schämen, sich den Vorrath eines andern anzueignen, ihn zu seinem Besten zu gebrauchen, und wohl erhalten, oder, wenn es möglich ist, vermehrt, fortzupflanzen. Die höchste Bestimmung des Menschen, Humanität, das Wort in seiner erhabenen Bedeutung genommen, ist das heilige Feuer, welches das Genie durch seine Werke, die edlen Menschen durch Wort und That erhalten und verbreiten. Es leuchtet nicht ausschließlich einem Lande oder Volke, sondern findet sich, so weit es Menschen giebt, wiewohl in verschiedener Gestalt, nach Verschiedenheit der Einwirkung des Klimas, der Lebensart, des politischen Zustandes, als Funke oder

Flamme; und jene großen, privilegirten Seelen, die über die Vorurtheile und Schwächen ihrer Zeit erhaben, der Ewigkeit und der Menschheit so gut als der Gegenwart und ihrem Volke angehören, sind die Vestalen, die Priester dieses heiligen Dienstes: Lykurg, Epaminondas und Morus, wie Homer, Pythagoras und Montesquieu.

Freiheit also, und das Gute, Rechte und Schöne immer und allenthalben, wo es sich auch findet, sey es einheimisch oder fremd, alt oder neu! Und wie wir die Werke des Geistes nach ihrem inneren Gehalte würdigen, so verfahren wir mit dem Menschen. Sie, als Deutscher, können unsern Montesquieu mehr lieben, als Ihren Moser, und ich ziehe Ihren Schiller unserm Crebillon vor. So lege ich, ein Franzose durch Geburt und Gesinnung, die Hand des Freundes in eine deutsche und fasse sie mit der aufrichtigen Achtung und Liebe, wie ich je die eines theuern Landsmannes gefaßt. — Er legte bei diesen Worten seine Hand in die meinige, und wir denken den schönen Augenblick nicht zu vergessen.

Kapitel 5.

Eugen. — Werthheim. — Johanne Thalburg.

Ich bin in Mainz und bei meinem Eugen. Wer beschreibt die Freude des Wiedersehens? Wer versteht sie, hat er nicht einen Freund, dessen Leben mit dem seinigen zusammengewachsen ist, daß sie nur ein Leben bilden? Der stolze, kräftige Eugen, wie sehr hat er sich verändert! In diesem schönen, offnen Herzen gab es sonst keine verborgene Falte für mich. Bei einem gemeinschaftlichen Leben waren unsre Gedanken und Gefühle, unsre Wünsche und unser Vergnügen gemeinschaftlich geworden. Jetzt kam es mir manchmal vor, als wünsche er meine Gesellschaft weniger. Sein Blick vermied den meinigen, wenn ich ihn in sich versunken überraschte und sein düstres Auge suchte, um aus ihm den Grund einer so ungewöhnlichen Stimmung zu errathen. Da er sich vor mir zu verbergen schien, so wollte ich ihm nicht unbescheiden ein Geheimniß zu entlocken suchen, das auf seinem Herzen lastet. Ich fühlte diesen Wechsel schmerzlich, aber schwieg. War er noch derselbe, dann mußte er ja wieder zurückkehren, der erste Freund zu seinem ersten Freunde; hatte er aufgehört zu seyn, was er mir war, dann hatte ich ihn ohne dies verlohren. Ihn verliehren!

Nein, das konnte ich nicht. Wie hätte ich leben können ohne den Menschen, der meinem Leben sonst seinen schönsten Werth und seine reichsten Genüsse gab?

Er war nicht mehr derselbe, doch mir war er es noch. Ich besuchte ihn an einem Morgen zur ungewöhnlichen Stunde. Da ich sein Zimmer öffnete, lag er am Fenster, das gegen den Rhein hinabsieht. Er hatte mich nicht bemerkt, und ich schlich mich ihm leise näher, hielt ihm rückwärts die beiden Hände vor die Augen, und rief scherzend: Rathe, wer! Ich fühlte, daß meine Hände feucht waren, und zog sie erschrocken zurück. Schweigend kehrte er sich gegen mich. Noch glänzten Thränen in seinen Augen.

Eugen! sagte ich bewegt und sah ihm ins ruhige, duldende Angesicht. Er öffnete die Arme, und ich sank an seine Brust.

Du bist unglücklich, fragte ich, und dein Emil darf es nicht wissen? Eugen, was ist aus dir, was ist aus uns geworden?

»Ja, war seine Antwort, diese Brust blutet an einer Wunde, die sie mit Schmerz und Seligkeit erfüllt. Es ist mir, als stehe ich an einem Abgrund, und kann mich von ihm nicht entfernen; ich weiß, daß eine verderbliche Leidenschaft in diesem Herzen wüthet, und kann es nicht losreißen von ihrem Gegenstande. Und wenn ich könnte, würde ich es wollen? Der frühe Morgen findet mich in dem Gedanken an sie; in dem Gedanken an sie verläßt mich der späte Abend. An dem Tage, wo ich

sie nicht sah, leuchtete mir keine Sonne am Himmel. Es giebt für mich keine Freude mehr ohne sie; und diese grenzenlose Liebe, die meine Seele allmächtig beherrscht, die mir die Erde zum Himmel umschaffen könnte? —

Und diese Liebe?

»Die Welt wird sie eine unerlaubte nennen.

Ich verstehe dich nicht.

»Ich liebe Mathilde. —

Wie! Die Braut Werthheims! die Braut deines Freundes?

»So ists. Aber du hättest Unrecht, mich für leichsinnig oder strafbar zu halten. Ich habe gekämpft. Die Sonne gieng über mir auf und nieder; die Jahrszeiten wechselten um mich; ich sah die Bäume sich mit Blüten schmücken und mit Früchten beladen; der Frühling rief Leben und Freude über die Natur; der Sommer schüttelte seine Schätze in ihren Schoos; der Herbst breitete seinen Reichthum um mich aus, und der Winter trug die erstorbene Natur zu Grabe; aber mitten in dem Wechsel, der neue Gestalten an mir vorüberführte, der alles um mich verwandelte, blieb dies Gefühl, diese Liebe für Mathilde unwandelbar. Ihr Bild sprach mich aus der freundlichen, sternehellen Nacht, wie aus der aufgehenden Sonne an. Ich suchte sie in dem stillen Schatten meiner einsamen Spaziergänge. Ich drückte sie, wenn der Sturm um mich wüthete, das Bild des Zustandes meiner Seele, an meine Brust. Der Gedanke an sie be-

lebte die erstorbene Natur im Winter, und verschönerte die neugebohrne Welt im Frühling.

»Wenn du wüßtest, was ich litt, was mich dieser Kampf gekostet hat! — Sollte ich das angebetete Bild aus meinem blutenden Herzen reißen, ihr entsagen, schweigen und dulden?

»Aus meinem Herzen reißen, dieses theure Bild! Nein! das vermag ich nicht. Es kann nur in diesem Herzen mit ihm sterben. Aber entsagen könnte ich ihr, und jeder Hoffnung auf ihren Besitz, und so auf meinen Himmel verzichten und alle Ansprüche auf dies Leben vernichten.

Aber du bliebest tugendhaft, bemerkte ich.

»Tugendhaft! Emil, tugendhaft! rief er fast mit Hohn. Was ist diese Tugend? Ein trügerisches Schattenbild, das der schlaue Eigennutz zum Schrecken der Beraubten erfand. Dem Mächtigen gehört der Genuß, den Schwachen findet man mit der Tugend ab. Auch ich kenne die Tugend, und nie wird sie mein Herz verleugnen. Aber diese Tugend ist wohlthätig wie die Gottheit, deren Bild ich in ihr sehe. Welche Tugend kann das Glück meines Lebens zum Opfer fordern, darf mir gebieten aufzugeben, was ich unendlich liebe? Was den Menschen beglückt, kommt allein vom Himmel, das Elend ist eine Geburt der Hölle.

»Doch muß ich ihr entsagen, wenn sie es will, oder diese Liebe sie unglücklich macht. Sie ist die Verlobte eines Andern; sie kann ihn lieben, und dann will ich

nicht feindselig zwischen ihre Liebe treten. Hat sie ihn aus Pflicht gewählt, dann will ich ihr den Kampf mit einer harten Pflicht nicht erschweren. Wäre der Bund geschlossen zwischen unsren Seelen; machte ich ihr Glück wie sie das meinige machen würde, o, bei Gott! keine menschliche Gewalt würde sie mir entreißen!«

In diesem gespannten Zustande mußte auch der geringste Widerspruch meinen Eugen reizen. Ich kannte ihn zu gut, als daß ich auf Rechnung seines Herzens hätte schreiben sollen, was die Verirrung seiner Leidenschaft aus ihm sprach. Die Entdeckung, welche ich so eben gemacht, erfüllte mich mit Besorgnissen. Mathilde war die Braut Wertheims, und Wertheim mein und Eugens Freund.

Wertheim hatten Geschäfte beinahe ein halbes Jahr entfernt, und er war vor wenigen Tagen wieder in seiner Vaterstadt eingetroffen. Wahrscheinlich hatte seine Ankunft die Leidenschaft Eugens durch die nahe Aussicht auf seinen Verlust geweckt. Er konnte in seinem Freunde nur seinen Nebenbuhler sehen. Indessen waren ihre Verhältnisse bis jetzt noch freundschaftlich geblieben. Wertheim schätzte Eugen, den er seit Jahren kannte. Ihrer Freundschaft, die mehr das Werk zufälliger Verhältnisse und der Gewohnheit eines langen Umganges, als der Übereinstimmung ihres Karakters war, schienen indessen diese Umstände keine Dauer zu versprechen.

W e r t h e i m ist ein Mann von Welt, liebenswürdig und zuvorkommend. Seine Eigenschaften sind

mehr glänzend als gediegen. Der Schein gilt ihm oft für die Sache; und obgleich man nicht sagen kann, er sey im strengsten Sinne tugendhaft, so übt er doch alle Tugenden des geselligen und bürgerlichen Lebens. Er ist wahr, weniger aus Liebe zur Wahrheit, als aus einem gewissen Gefühle des Schicklichen, das ihn bestimmt, sich selbst nie zu widersprechen. In den meisten Geschäften hat er eine große Gewandtheit, und nicht leicht mißlingt ihm ein Entwurf, weil er die Schwäche eines jeden Menschen schnell zu finden und geschickt zu benutzen weiß. Er liebt das Leben und seine Genüsse, ist mehr eitel als stolz und findet die Ehre nicht sowohl in dem Gefühle seines Werthes, als in der öffentlichen Auszeichnung. Übrigens ist er reich, sanft, wohlthätig, nachsichtig gegen Andre, von denen er für sich ein Gleiches fordert.

Mit solchen Eigenschaften mußte er Glück in der Welt machen. Die Welt hatte ihn gebildet; in dem lärmenden Geräusche der Welt fand er seinen ihm angemessenen Wirkungskreis. Er war allenthalben gern gesehen, und besonders der Liebling der Frauen.

Diesem Manne bist du bestimmt, herrliche M a t h i l d e, werth der Liebe meines Eugens! Solltest du der Preis des Würdigsten seyn, dann gehörtest du ihm an, und nur ihm. Das Schicksal hat es anders gewollt. Der Beste ward dir nicht, aber der Beßre; auch Wertheim wird dich glücklich machen. Wer verdiente es mehr zu seyn als du?

Die Verbindung zwischen Mathilde und Wertheim

war besonders das Werk ihrer Tante, einer eiteln, geizigen Frau. Das Mädchen, dessen Herz frei war, und noch keine andre Eigenschaften an einem Manne zu unterscheiden wußte, als die in der Gesellschaft Kurs haben, konnte dem nicht leicht den Vorzug versagen, dessen Vorzüge die Welt so einstimmig pries. Der allenthalben fetirte und reiche Wertheim war für die Tante eine zu lockende Beute, als daß sie nicht gesucht hätte, sich derselben zu versichern.

Da er im Begriffe war, in Familienangelegenheiten eine weite Reise zu machen, so traf man die nöthigen Masregeln, um die Verbindung zwischen ihm und Mathilde vorläufig zu sichern. So wurde sie seine Verlobte. Eugen war, da dies vorgieng, auf dem Lande. In welchem Verhältnisse er mit Mathilde stand, weiß ich nicht, aber gewiß ist, daß er sie öfters gesehen hatte; und ich vermuthe, daß der Keim seiner Leidenschaft schon damals in seiner Seele lag. Der aufmerksamen Tante mag diese Bemerkung nicht entgangen seyn, und wahrscheinlich hatte sie aus diesem Grunde die Verlobung ihrer Nichte beschleunigt.

Ich befand mich in einer eben nicht beneidenswerthen Lage. So verwickelt mir übrigens der Gegenstand bei dem ersten Anblick schien, so glaubte ich doch wenigstens so viel deutlich zu erkennen, daß es wesentlich darauf ankomme, wie Mathilde die Liebe Eugens aufnehmen würde, wenn er sie bekannt damit machte, oder wie sie dieselbe aufgenommen hatte, wenn sie schon davon unter-

richtet war. Ich mußte also jede Gelegenheit benutzen, um über diese Frage eine befriedigende Antwort zu erhalten.

Wie gern gönnte ich deinem schönen Herzen diese schöne Liebe! Unser kurzes Leben hat kaum eine Freude als diesen Morgentraum der Jugend, der die dürftige Welt zum freundlichen, reichen Paradiese umgestaltet. Nur wenige selige Minuten zählt der glückliche Mensch in diesem flüchtigen Daseyn, wenn er im süßen Rausche der Liebe ein geliebtes Wesen an sein Herz drückt, und den Himmel in seinem liebetrunkenen Blicke findet. Wie gern gönnte ich deinem schönen Herzen diese schöne Liebe, wenn sie sich mit deiner Pflicht vertrüge!

In der Gesellschaft der Tante und ihrer vertrautern Umgebung sah ich ein interessantes Weib, Johanne Thalburg. Diese Johanne ist eine junge, reiche Witwe von herrlicher Bildung, groß, schön, verwegen und schlau. Wie sie ist, dachte ich mir immer Kleopatra, die große Geliebte des großen Cäsar. Die Welt der Männer liegt zu ihren Füßen, und sie scheint es nur zu sehen, um es lustig zu finden.

Johanne und Mathilde gaben mir Stoff zu manchen Betrachtungen. Johanne ist schöner, schlanker, gewandter; und man darf sie nur sehen, um ihr ohne Bedenken den Apfel des Paris als den Preis ihrer siegenden Schönheit zu ertheilen. Den reizenden Körper voll Ebenmas belebt eine feurige Seele. Auf dem hohen, blendenden Halse thront ein herrlicher Kopf voll Kraft und Ausdruck.

In den großen schwarzen Augen glüht die rege Leidenschaft des südlichen Himmels. Ihr erster Anblick erregt Bewunderung. Aber sie scheint mir das Schicksal von allem, was glänzt, zu haben. Man gewinnt Zeit, sich von seinem ersten Erstaunen zu erholen, und rächt sich für das demüthigende Gefühl, das jede überlegene Eigenschaft erregt, durch eine gewisse boshafte Bereitwilligkeit, die Schwächen, welche man zu entdecken Gelegenheit hat, zu zergliedern und zu vergrößern. Auch ist der Triumph der höchsten körperlichen Schönheit nur vorübergehend, wenn der Körper selbst nicht der Spiegel eines schönen Gemüthes ist. Warum kehrt der unbefriedigte Blick immer von der stolzen Johanne zu der bescheidenen Mathilde zurück, und ruht mit Wohlgefallen auf dieser stillen, heiligen Gestalt? Aus dem klaren, freundlichen Auge spricht die Unschuld eines reinen Herzens und einer schönen Seele. Über diese zarte Lippe wagt sich kein unbescheidener Wunsch. Die anspruchlosen Reize, die sich vor lüsternen Blicken geschämig zu verbergen suchen, gebieten Achtung für die Unschuld. Sieh in diesen Blick! Der Himmel einer ewigen Liebe glänzt dem Glücklichen aus ihm entgegen, der ihn zu verdienen weiß!

Man ist nicht lange in Gesellschaft von Damen, ohne auf das unerschöpfliche Kapitel der Mode geführt zu werden. Ich machte diese Bemerkung, und fragte Johanne neckend, ob dieser einzige Umstand, daß nicht einmal eine Gesellschaft von zwei Frauen möglich sey, ohne eine Darstellung der Lage der Mode herbei-

zuführen, nicht die ewige Klage der Männer über die Eitelkeit des schönen Geschlechts hinlänglich rechtfertige?

Ihr Männer, erwiederte Johanne, seyd höchst unbillig. Ihr gebraucht das Recht der Stärke auf eine nicht gar großmüthige Weise. Nachdem ihr gewaltthätig alles an euch gerissen, was das gesellschaftliche und bürgerliche Leben Großes und Ausgezeichnetes hat; da ihr die Kanzeln, Lehr- und Gerichtsstühle besetzt, Krieg und Frieden schließt und uns zum einförmigen, zurückgezogenen häuslichen Leben verdammt, unsren Wirkungskreis in den engen Raum von einigen Zimmern einschließt, uns keine höhere Bestimmung laßt, als die, euch zu gefallen, nehmt ihr es uns noch übel, daß wir uns eurem herrischen Gebote gehorsam unterwerfen, und uns in diesem engen Kreis bewegen. Seid ihr vielleicht weniger eitel, wenn ihr von euren gelungenen kaufmännischen Spekulationen, von euren literarischen Meisterwerken und der Unfehlbarkeit eurer politischen Ansichten Tage lang sprecht, euch um ein Ordensband die Hälse brecht und um eine günstige Kritik den Rezensenten den Hof macht? Ich dächte, das wären doch nur verschiedene Arten von Eitelkeit, und die unsrige hätte vor der eurigen noch den Vorzug der guten Absicht, weil wir doch nur den Zweck haben, unsern gebietenden Herren zu gefallen. Diese Bemerkung könnte euch unmöglich entgehen, wenn ihr nicht eben so undankbar als ungerecht wäret.

Diese Rechtfertigung erntete den ungetheilten Beifall des anwesenden schönen Geschlechts. Der Streit wurde lebhafter. Man klagte sich wechselseitig an, und vertheidigte sich.

Der Krieg, sprach Werthheim, den die beiden Geschlechter gegeneinander führen, ist höchst unnatürlich, und noch abscheulicher als der bürgerliche, weil er oft ein Hauskrieg wird. Da wir Männer die stärkeren sind und Unrecht haben, so sollten wir endlich in uns selbst gehen, und unsre Unart ablegen gegen den liebenswürdigsten, schönsten und besten Theil unsres Geschlechts, der dem andern Theile die Hälfte seines Lebens versüßet oder verbittert. Seitdem die erste Mutter mit dem ersten Vater die erste Sünde begieng, für welche die bedauernswürdige Nachkommenschaft nun im Bussacke stickt, und mit Hunger und Krieg, mit Helden und Straßenräubern, mit Genies und Narren, mit Aberglauben und Unglauben, mit Überfluß und Armuth heimgesucht, kasteit und gezüchtigt wird, theilen wir so herzlich Freude und Leid, daß der Mann nicht undankbar seyn sollte gegen seine bessre Hälfte — das Weib, und am wenigsten wegen der Mode, die doch zu allen Zeiten Mode war.

In der Welt ist wirklich mehr Spaß, als sich die ernsthaften Leute gewöhnlich vorstellen; und das spassigste Ding in ihr ist, meines unmasgeblichen Erachtens, ein sehr ernsthafter Mensch. Ich frage Sie selbst, lohnt sich es in diesem flüchtigen, vorübereilenden Leben der Mühe, streng, unmäßig ernsthaft oder gar intole-

rant seyn? Warum wollten auch wir uns noch quälen, da so vieles, der Schmerz, der Verlust unsrer Geliebten, die Natur selbst, die sich oft gegen uns verschwört, und der Tod, und tausend und tausend Übel uns quälen? Und gegen wen sind wir so hart? gegen wen, als gegen den Menschen, unsren Bruder, der wohl Irrthümer und Fehler hat, wie wir, aber selten boshaft ist, so wie auch wir? Glauben Sie mir es, der Mensch ist der beste Mensch von der Welt!

Selbst der ewigen Unbeständigkeit, bemerkte Eugen, die im Anzuge, im Putze und in den Manieren herrscht, liegt das ewige Beständige — der Wunsch und die Hoffnung zu gefallen, zum Grunde. Warum wollten wir diese unschuldige Koketterie tadeln, mit welcher das Weib nach der Aufmersamkeit und dem Beifalle des Mannes buhlt? Die wenigen Blumen, die wir unter den Dornen auf dem Pfade unsres Lebens finden, hat die Hand des Weibes ausgestreut. Selbst die modischen Äffereien dieses Geschlechts, die wir oft so bitter an ihm rügen, sind unschuldig gegen die Wuth, mit der wir uns auf Schlachtfeldern, in Hörsälen und auf Kanzeln raufen.

Wir sehen die Menschen sich allenthalben in den Mitteln trennen und entzweien; aber in ihren Zwecken sind sie einig. Nur in den Wegen, die sie nehmen, scheiden sie von einander; das Ziel, nach dem sie streben, ist dasselbe. Ach! warum können wir uns wegen der kleinen Unähnlichkeiten, die uns trennen, so mörderisch hassen, und uns wegen der Gleichheit, die uns verbindet, die

uns alle zu Kindern einer großen Familie macht, nicht lieben? — Warum? das fragt man schon sechs tausend Jahre.

Eugen war bewegt. Er wagte beinahe schüchtern die Bitte um Musik an Mathilde und Johanne. Diese eilte an den Flügel, und legte sich Don Juan vor, diesen Himmel von Musik mit seiner freundlichen, belebenden Frühlingssonne und seinen flammenden Gewitterstürmen. Unter der leichten, flüchtigen Hand schien bald das erzürnte Meer aufzubrausen von wüthenden Orkanen gepeitscht, bald der leichte Zephir das süße Flistern beglückender und beglückter Liebe über Blumenbeete zu tragen. Die italienische Sprache, in der sie sang, diese Sprache der Musik, lieh dem tiefen Ausdrucke des Gefühls und der schönen, kräftigen Stimme größere Reize. — Johanne hatte geendigt, und noch fürchtete der leiseste Athem die himmlische Harmonie zu unterbrechen.

Mathilde nahm ihre Harfe. Die zarten Finger schwebten über den zitternden Saiten. Erst schienen die irrenden, klagenden Töne dem entfernten Geliebten zu rufen; dann erhoben sie sich, die Stimme wie spielende Engel einen Seraph umgaukelnd, im feierlichen Gebete gegen den Himmel, und kehrten endlich frohlockend, wie eine erhörte Liebe, wieder zur Erde zurück.

Darauf gab uns Mathilde einige der schönsten Stellen aus Hayd'ns Schöpfung, und schloß mit Mozarts unvergeßlichem Vergiß mein nicht.

Die Klage drang mit dieser seelenvollen Stimme

tief in das bewegte Herz, schien es abzulösen von den Leiden dieses Lebens, und es auf den Flügeln der Sehnsucht emporzutragen in eine beßre Welt, wo es keine Schmerzen mehr giebt, und nichts die stille Liebe stört. Da die letzten bittenden Töne, Vergiß mein nicht, sich wie scheidende Freunde weinend ans Herz legten, und noch einmal baten: Vergiß mein nicht! da richtete Mathilde das gesenkte, schwermüthige Auge gegen Eugen — und ihre Blicke begegneten und verstanden sich.

Sie liebt ihn, gewiß sie liebt ihn, oder dieser Blick, aus dem ihre ganze Seele sprach, müßte lügen.

Welche wechselnde Gefühle bestürmten deine Brust, guter Eugen? In eine angenehme Betäubung gewiegt hörte er noch den Nachklang der zitternden Töne der klagenden Stimme Mathildens, und er sah nur in das seelenvolle Auge, und hörte nur die Bitte der Liebe: Vergiß mein nicht! Dich vergessen! rief er, o wenn ich das könnte! Nie! nie, so lange ein Gefühl dies Herz bewegt.

Es war schon spät, als wir aus der Gesellschaft zurückkamen. Eugen fühlte sich überaus glücklich. Er nannte seinen Bedienten, der ihn eine Viertelstunde an der Thür hatte warten lassen, und den er aus dem Schlafe aufschellen mußte, seinen lieben Jakob, und sah dem Erschrockenen freundlich lächelnd ins Gesicht.

Er konnte das Licht in seinem Zimmer nicht vertragen; es störte ihn in seinen seligen Träumen. Er gieng

an das Fenster, das er öffnete. Die Natur lag weit umher in friedlicher Stille; sie schien ihm im Arme seliger Liebe zu ruhen. Unzählige Sterne glänzten in der dunklen Tiefe des Himmels; die Liebe glänzte aus dem freundlichen Blicke, mit dem sie auf die friedliche Erde sahen. Der Nachtwind fuhr rauschend durch die Gebüsche und das Laub der Bäume; es war der Hauch der Liebe, der sie bewegte.

Glückliches Alter! glückliche Stimmung des Herzens! Der Geist der Liebe weht durch das Universum und belebt es, und füllt jede Brust mit süßer, namenloser Wonne. In der Sonne glüht ihm das ewige Feuer der Liebe; in dem Monde sieht er nur das Bild der heimlichen, stillen Liebe; die Woge, die spielend auf dem Strome hüpft, bewegt die Liebe, und die ganze Erde beseelt der Geist der Liebe. Er geht im Sturme über die Gipfel der Wälder, spricht aus dem rollenden Donner, und plätschert in der Welle des murmelnden Bachs. Einmal ist doch der Mensch ganz glücklich in seinem Leben, einmal, wenn die Liebe seinem Auge Thränen einer schmerzlichen Wohllust entlockt, und ein ungekanntes Gefühl sein Herz mit süßer Wehmuth füllt. Er ist von Menschen entfernt, und nicht einsam; er weiß von keinem Gute der Welt, und ist reich. Glückliches Gefühl, warum beginnt und endet das Leben nicht mit dir? Warum kehrt dieser Frühling unsres Daseyns nicht mit dem der Jahre zurück?

Wenige kennen die wahre Liebe; sie bezeugt den

Adel eines schönen Herzens, wie Großmuth und ein fester Wille den eines höheren Geistes. Zu gern verwechselt man die Himmlische mit der irdischen Begierde; aber diese opfert alles ihrer Befriedigung, jene opfert sich selbst ihrem geliebten Gegenstande auf.

Die Liebe ist eine heilige Flamme, welche nur die Keuschheit als jungfräuliche Vestalin in dem unentweiheten Tempel eines reinen Herzens entzünden und unterhalten kann. Die das Weib nur in dem Weibe lieben und in dem Manne nur den Mann, kennen die Göttliche nicht, die mit einem Schöpfungsworte den ewig jungen und blühenden Frühling über die Erde ruft.

Die Liebe erwacht wenigstens einmal in jedem gutgebohrnen Gemüthe, und macht den Menschen milder, besser und glücklicher. Jeder Jüngling, jedes Mädchen haben in der matten Prose ihres Lebens wenigstens ein poetisches Bruchstück von diesem goldnen Zeitalter; aber ein ungleich höheres Interesse gewährt der Anblick eines Mannes, der sein Herz rein und seine Seele unbefleckt erhalten hat, der nie an dem Siegeswagen der feilen Wohllust zog, an dessen fester Brust sich die stürmenden Wogen der Leidenschaften zerschlugen, wenn die Liebe ihn, einen Granitmenschen wie Eugen, den Starken an Kraft und Wille, geduldig an ihren Blumenfesseln führt.

Kapitel 6.

Mainz. — Napoleon zu Fontainebleau.

Kaum bin ich wieder einige Tage in dieser Stadt, und schon finde ich mich wie bei einem alten Freunde. Alle Straßen, alle öffentliche Plätze und Gebäude sprechen mich mit tausend freudigen oder schmerzlichen Erinnerungen an. Hier habe ich den größten Theil meines Lebens zugebracht; so manche Freude erhob hier mein Herz, so mancher Kummer preßte meine Brust zusammen. Hier habe ich genossen und gelitten, was das wechselnde Daseyn in langen Jahren zu bieten hatte. Unter diesen Menschen fand ich Mitgefühl, Beistand in der Noth, Trost im Unglück. Schmerz und Lust, Hoffnung und Besorgniß haben wir getheilt, ein gemeinschaftliches Schicksal in Entbehrung und Genuß getragen. Ja, gute, treffliche Menschen, mit denen ich durch so vielfältige Verhältnisse des Lebens verbunden war, unzähliche Erinnerungen der Dankbarkeit und Liebe knüpfen mich auch entfernt an euch. Möge diese Stadt, die ich mit so großem Rechte meine Vaterstadt nennen durfte, der ich durch so vielfache Bemühung mich nützlich zu erweisen suchte, der ich mich unter so mannichfaltigen Verhältnissen, auch nicht ohne Gefahr und Aufopferung ergeben zeigte, möge sie

mein Andenken bewahren, wie das ihrige unvergeßlich in meiner Seele lebt!

Freilich ist hier nicht mehr allenthalben das Alte; aber ich selbst bin ja nicht mehr, der ich vor Jahren war, und nichts ist es in der großen, weiten Welt. Alles in ihr wechselt, vergeht und kommt wieder; alles in ihr ist auf der Flucht, und Leben und Tod und Bauen und Zerstören löset sich ab. Hier eile ich über mit Gras bewachsenen Schutt, wo ich vor drei Jahrzehnden bewundernd vor Palästen weilte, und dort erhebt sich ein Palast auf der Brandstätte einer Hütte. Warum sollte ich diese Veränderungen auffallend finden? In derselben Zeit sind Reiche untergegangen, Throne zusammengestürzt, ganze Völker mit ihrem Namen verschwunden und neue an ihre Stelle getreten: das ist das Daseyn, die ganze Natur eine fortgehende Palingenesie. Die Gegenwart wandelt auf den Katakomben der Vergangenheit, und das Leben richtet sich über Gräbern auf. Warum klagen über den Untergang des Alten? Auch das Alte war neu; auch das Neue wird alt.

Der Sitz des ersten Churfürsten und Erzbischofs des deutschen Reichs, dann eine der guten Städte des gewaltigen Kaiserstaates und endlich die Provinzialstadt eines Großherzogthums! Es ist freilich ein betäubender Wechsel in der schwindelnd rollenden Zeit.

Wenn man Mainz von seiner prächtigen Seite sehen will, dann muß man den Rhein, oder noch besser von Kostheim den Main herabfahren, und sich beiläufig in der

Mitte halten. Hier vereinigen die beiden Flüsse ihre Gewässer, um sie als einen Ausdruck der Huldigung zu den Füßen ihrer Gebieterin hinabzuwälzen. Stolz und doch gehorsam trägt der kühne Strom das Joch der schwimmenden Schiffbrücke, wie der freie Mensch das des Gesetzes. Die Gebäude an dem Ufer spiegeln sich in dem klaren Wasser, und hoch ragen die Thürme und Kirchen über die Stadt empor, der das Alterthum ein Ansehen von Ehrfurcht gebietender Würde giebt. In der Nähe der Brücke, die eine sehr schöne Aussicht gewährt, erheben sich die Masten zahlreicher Schiffe, die wie eine schützende Flotte an dem linken Ufer liegen. Wenn man Mainz von dieser Seite sieht, dann bietet es einen wahrhaft imposanten Anblick dar.

Ja, in dieser Gegend gefällt es mir, wie immer. Das Volk am Rhein ist gar fröhlich gestimmt, hat Freude am Leben und weiß es zu genießen. Ein glücklicher Leichtsinn hilft ihm über die Unebenheiten auf dem Pfade desselben frisch weg, und eine reiche Natur, der sein Fleiß die köstlichen Erzeugnisse mit Glück abzugewinnen versteht, läßt es an dem Nöthigen selten Mangel leiden. Besonders nimmt es seinen Antheil von der herrlichen Gabe Gottes, die, wie wir aus einem frommen Spruche wissen, des Menschen Herz erfreuet. Die Leute hier sind offen, ja herzlich und gefällig. Freisinnig, oft verwegen, aber nur mit der Zunge, sprechen sie Unzufriedenheit und Tadel fast unbesonnen aus, während das Gemüth in aller Unterwürfigkeit sich dem Gebote fügt. In der

geselligen Unterhaltung kann man Äußerungen hören, vor denen man an andern Orten erschrecken würde. Das aber hat hier nichts zu sagen. Der Unmuth geht rasch über die beweglichen Lippen weg und das Innere entladet sich des bedenklichen Stoffes durch eine lebhafte Expektoration. Laßt sie nur reden, und es ist Alles gut. Sie stehen durch ihren Karakter den Franzosen ziemlich nahe, die auch im Allgemeinen von ihnen wohl gelitten sind. Die glänzende Gabe ihres Geistes ist der Witz, und sie fertigen Alles, sich selbst, wenn es an einem bequemern Gegenstande fehlt, mit einem Wortspiel oder einem launigen Einfall ab. Das Volk hier und in der katholischen Umgegend hat vielleicht mehr Aberglauben als Religion. Der Geistlichkeit kann es spotten, seine Priester Pfaffen nennen, es auch mit den reelen Pflichten des Christenthums nicht immer sehr genau nehmen; aber auf seine musikalischen Messen, den fleißigen Besuch der Kirche, die Prozessionen und Gnadenbilder hält es viel. Der Luxus der Religion ist ihm ein wichtiger Theil derselben; und es mag hier, wie bei dem Luxus des gewöhnlichen Lebens, oft der Fall eintreten, daß der Putzsüchtige Hemdkrausen ohne Hemde trägt. Sonst scheint mir der häufige Wechsel der Regierungen und der rasche Umschwung der Dinge in der neuern Zeit auf das Feste und Gediegene des Karakters nachtheilig gewirkt zu haben. Keine rechte Beharrlichkeit. Der Mensch gleicht in dieser Hinsicht einer durch den schnellen Umlauf abgegriffenen Münze; das Metall ist gut; aber das Gepräge fast verwischt.

Hier in der Stadt ist viel Sinn für Literatur und Kunst, der sich sogar tief ins Land, besonders am Rhein hin, verbreitet hat. Der frühere Geist wollte sich durch alle ungünstige Verhältnisse nicht tödten lassen, und regt sich immer fort, wenn auch wie der Adler mit gelähmtem Flügel, der den sehnsüchtigen Blick nach der Sonne gerichtet, den alten Flug versucht.

Die hiesige Bibliothek ist ziemlich zahlreich, und soll an 80,000 Bände zählen. Ich habe nur weniges von besonderem Werthe daselbst gefunden. Ohne Zweifel würde sie reicher an neuen Werken seyn, wenn dem gelehrten Bibliothekar genügende Mittel zu Gebote ständen. Die Gemäldesammlung, ein Erbstück aus dem französischen Kaiserreich, ist weder an Zahl noch an Inhalt bedeutend. Mehr Werth legen manche Fremde auf die Sammlung von Alterthümern. Bei diesem Kapitel aber bin ich ein verlohrner Mann, weil es mir für die gelehrte Spielerei durchaus an Sinn gebricht. Ich sitze hungrig und durstig als Profaner bei dem Freudenmahle, das die Adepten feiern, wenn sie im Genusse der alten köstlichen Gerichte aus dem Töpferreiche schwelgen. Wie ein Ketzer bei dem heiligen Reliquienkasten oder dem Gnadenbilde, stehe ich bei den ehrwürdigen Scherben, vor denen die Gläubigen voll Andacht auf den Knieen liegen. Höre ich den gelehrten Vortrag, in dem sich die schwindelnden Hypothesen bis zur Höhe und Verwirrung des babylonischen Thurmes häufen, dann betrachte ich voll komischer Seelenangst, das Gesicht zwischen die Schulen

Demokrits und Heraklits getheilt, die Urnen, Lampen, Thränenfläschchen, Ringe und Steine, und habe den Muth nicht, dem kühnen Dolmetscher ins Gesicht zu sehen. Mit erzwungener Erbauung und erkünstelter Theilnahme, weil es der Anstand fordert, belehre ich mich durch die Legionssteine, daß, diesen Steinen zufolge, die Römer Legionen und die Legionäre Steine hatten. Ein wichtiger Stein ist, wie mir berichtet ward, vor einiger Zeit im Rhein mit der Inschrift L. XI. gefunden worden. Daraus wurde nun mit strenger Konsequenz gefolgert: L. XI. heiße Legio undecima; die eilfte Legion habe also an der steinernen Brücke bauen helfen, die an der Stelle, wo der Stein gefunden worden, müsse gestanden seyn. Welche Entdeckungen; und welche Resultate, die sich aus ihnen ergeben! Ein Steinhauer meinte aber, das L. könne lapis heißen, und der Stein sey so gezeichnet, um die Ordnung zu bestimmen, in der er eingefügt werden sollte; zum Brückenpfeiler scheine er indessen, seiner Form und seinem Umfang nach, keineswegs gehört zu haben. Der Barbar! der Vandale! So wenig wußte er das Verdienst und die Freude glücklicher, gelehrter Forschung zu würdigen.

Die Stadt hat verlohren, darüber, glaube ich, herrscht unter aufrichtigen und unterrichteten Menschen nur eine Stimme. Auf dem Lande fand man einen größern Wohlstand, in der Stadt größern Reichthum bei Wenigen, obgleich Dürftigkeit bei der Menge. Nach den mannichfaltigen Klagen, die man hört, darf man übri-

gens die Lage der Einwohner nicht beurtheilen. In den achtziger Jahren konntest du den Bürger in den Abend-gesellschaften, wo er täglich seinen guten Wein ohne Gefahr für seine Haushaltung trank, eben so laut und noch lauter klagen hören. Nicht leicht ist der Mensch mit dem ihm beschiedenen Loose zufrieden; aber der Sklave duldet und schweigt, und der freie Mensch klagt und vergißt. Eine gesprächige Unzufriedenheit beweiset eine liberale Regierung; und wären laute Klagen immer ein Zeichen von Unglück, dann wohnten die unglücklichsten Menschen in England und die glücklichsten vielleicht in der Türkei. Man dürfte in Großbritannien, wo man die Minister manchmal in effigie aufgeknüpft sieht, dieselbe Operation nur an der Person der schreienden Bürger wirklich vornehmen, um jeder Äußerung von Unzufriedenheit zu begegnen.

Wenn mir hier ein Mensch aufstößt, der den Verlust bessrer Tage bedauert, dann kann ich mich nicht enthalten, ihn mit einer kleinen Strafpredigt abzufertigen. »Wir jammern darüber, sage ich ihm, daß die Vergangenheit vergangen ist. Aber ich habe noch keinen Alten gefunden, den es nicht schmerzte, daß das Alte veraltet. Er glaubt, die ganze Welt um ihn müsse sich verändert haben, wenn auch nur er sich verändert hat. In den meisten Dichtern und Geschichtschreibern, bis in die entferntesten Zeiten hinauf, lese ich von einem verlohrnen Paradiese und untergegangenen goldenen Zeitalter, von der beständigen Verschlimmerung des Menschen und seinen

abnehmenden geistigen und physischen Kräften. Wäre dem so, dann müßten wir wahrhaftig an Seele Teufel, und an Geist und Körper Krüppel und Zwerge seyn. Bei dem Menschen sieht allenthalben das Menschliche heraus. Auf der einen Seite will man uns beweisen, es werde täglich schlechter, und auf der andern, wir schritten ewig fort im Bessern und vervollkommneten uns mit jedem Tage. In dem letztern Falle müßten wir wahre Engel seyn; was wir aber, die Geliebte eines Liebhabers ausgenommen, doch auch nicht sind. Was sollen wir, mein Theurer! bei diesem grellen Widerspruche glauben? Was das Auge sieht, das glaubt, nach einem alten Sprichworte, das Herz; daß wir nämlich Menschen sind, waren und seyn werden, nicht so gut und nicht so schlecht, wie uns einige Dichter und Philosophen machen, aber doch ziemlich erträglich nach Zeit und Umständen: mäßig im Mangel, tugendhaft in der Noth, theilnehmend im Unglück, als die Schwächeren Verfechter der Freiheit und angebohrnen Menschenrechte, und unmäßig im Überfluß, in der Versuchung zur Sünde geneigt, übermüthig und hart im Glück und als die Stärkeren Despoten. Gewiß giebt es Ausnahmen; aber sie beweisen die Regel.

»Ihr sehnt euch zurück nach dem Alten! aber wo findet ihr es noch? Seht ihr denn nicht, daß sich allenthalben alles verändert hat? Hört ihr nicht dieselben Klagen in Frankfurt und Mannheim, wie in Leipzig und Dresden, an der Elbe und Weser wie am Rhein und Neckar? Darum seyd keine Kinder, sondern Männer!«

Gegen Abend machten *Bailly*, *Eugen* und ich einen Spaziergang durch das Gartenfeld um die Stadt. Auf der Höhe gegen Weisenau angelangt, wo früher die Charthause gestanden, ließen wir uns nieder, um uns des herrlichen Anblicks zu erfreuen. Wer je auf diesem Punkte geruht, von dem er den Rhein, der sich hier mit dem Maine vereinigt, zu seinen Füßen hat, und das weite, herrliche Land, das der Taunus schützend umgiebt, mit *einem* Blicke übersieht, dem muß er unvergeßlich seyn. Links gegen die Stadt hin bewunderte man sonst den Sommeraufenthalt des Churfürsten, die prächtige Favorite, die der Krieg mit aller ihrer Herrlichkeit zerstört hat, daß auch nicht mehr eine Spur davon zu entdecken ist. Lange lag die schöne Stelle öde, auf der man über Schutt und Unkraut nur mit Vorsicht wandeln konnte, oder diente wohl auch zum Richtplatze von Verbrechern, wahrhaft der Natur zum Hohn, deren freundliche Schöpfung des Menschen wilde Zerstörungslust verwüstet. Die ganze Strecke ist wieder angepflanzt, und durch das Buschwerk und die Baumgänge sind Wege geführt, auf denen man an den schönsten Punkten Sitze findet.

Hier ruheten wir in den herrlichen Anblick verlohren. Keiner wagte es, den Genuß oder die Betrachtung des Andern zu stören, da sprach *Bailly* kaum hörbar, wie für sich, mit dumpfer Stimme: Hier war einst die Grenze des ersten Reichs der Welt; hier weilten mit Vergnügen der größte Mann, der sie je zu beherr-

schen berufen war, und die beste und liebenswürdigste der Frauen. Hier an dieser Stelle hielt ich an seiner Seite, und sein Adlerblick ruhete voll düstern Ernstes auf dieser Gegend. Er sah sie zum letztenmal. Ist es möglich, konnte das Herrlichste und Größte, was die Erde je angestaunt, so schmählich untergehen? Es sollte nicht möglich seyn, und doch ist dem so. Welch eine Welt, gerechter Gott!

Ich ehre Ihren Schmerz, erwiederte Eugen, und theile Ihre Bewunderung, in wie weit sie der Kraft und der Kühnheit des Helden gilt; wäre er aber der Mann gewesen, wie ihn die Zeit gebraucht, dann hätte sie ihn nicht fallen lassen. — Die also, rief Bailly, die diese Zeit über ihn erhoben hat, wären ihre Leute! Nun gut, dann ist ihr ja geworden, was sie verdient und braucht. — Es lag in seinem Berufe, der Mann des Volks zu seyn, sprach Eugen ernst; als dieser war er groß geworden, als dieser wäre er groß geblieben. Da er sich aber auf der ersehnten Höhe sah, schämte er sich der Stufen, auf denen er dahin gelangt; er warf die Sprossen ab, die ihn getragen, und mit ihnen fiel das Schaugerüste, das auf ihnen stand. — Ich verstehe Sie, erwiederte Bailly, obgleich sie nur in Bildern sprechen. Er war kein Tyrann; wäre er es gewesen, noch blühete sein Reich. Hätte er der breiten Redseligkeit der Kammer, die den gefährlichsten Augenblick zum meuterischen Vortrage ihrer oratorischen Exerzitien wählte, weil die Gefahr nur Frankreich und nicht ihr galt, mit dem Machtspruche des Herrschers

Schweigen geboten, den Verräthern, die ihn täuschten, das schändliche Gewerbe gelegt, gewiß er regierte noch. Frankreich bedurfte alle Kraft der Einheit, da die Fremden zum erstenmal seinen Boden betraten. Die Sprecher des Volks, die ihm von leeren Formen und seelenlosen Institutionen plauderten, da es um die Selbstständigkeit des Reichs, die Unabhängigkeit der Nation von dem Joche des Auslandes zu thun war, theilten den Staat und lähmten seine Anstrengungen. Er mußte der Hyder den Kopf abschlagen; er that es nicht und verdarb, durch seine unzeitige Schonung, Frankreich und sich selbst.

Man merkt Ihnen die Schule an, sagte ich, die Sie gebildet hat. — Nun, war seine Antwort, sie braucht sich ihres Meisters nicht zu schämen. Stellt ihm einen Würdigern entgegen, wenn Ihr könnt. O Ihr Gutmüthigen, die Ihr den Riesengang der Welt, den Lauf des Stromes der Ereignisse, nach dem Takte idealer Theorien ordnen und leiten wollt! Ihr stellt den schön lakirten irdenen Topf dem plumpen eisernen Gefäß entgegen, den dieses beim ersten Zusammentreffen, in tausend Scherben schlägt. Mit Eurer Weisheit wäret Ihr, wie M a l e s h e r b e s, V e r g n i a u d und mein Onkel auf dem Schaffot gestorben.

Lieber mit C a t o fallen, als mit C ä s a r siegen, antwortete E u g e n. Die Gottheit der Menge ist der Erfolg; die meinige ist er nicht, sondern Wahrheit und Recht. An dieser Religion müssen wir halten, wenn es besser werden soll. Ich ziehe das Loos des schuldlosen

Besiegten dem des schuldigen Siegers vor. Die unglücklichen Opfer, die der Wahnsinn des Volks oder seiner Tyrannen geschlachtet hat, sind für etwas Besseres gefallen, als wofür die Glücklichen gelebt. Es liegt in der Natur des Kleinen und Gemeinen, daß es alles Große und Edle, zu dem es sich nicht erheben kann, zu sich herabzuziehen sucht. Bis zum Höchsten, was die Menschheit ehrt und die Geschichte kennt, hat die Schlange der Verleumdung sich kriechend und schleichend hinaufgewunden, um es mit ihrem Gifte zu bespritzen. Zeugen sind, unter Tausenden, Demosthenes, der Redner der Freiheit, Scipio der Afrikaner und Seneca. Am schlimmsten ward von jeher mit denen verfahren, die sich großmüthig der Sache des Volks annahmen und sich ihr opferten. Ich weiß auch nicht einen, der von dem Vorwurfe und Makel der Verführung und des Aufruhrs rein geblieben wäre. Alle hatten, mehr oder weniger, das Schicksal der Grachen, vor und nach ihnen. »Verleumdet immer, sagte Philipp zu seinen Höflingen; heilt auch die Wunde, dann bleibt doch die Narbe.« Ich stehe auf der Seite der Verleumdeten.

Die Weisheit kenne ich, die auf das Verderben der Menschen das Recht sie zu verderben gründet. Die Lehre ist so alt wie die Weltgeschichte. Hat man die Menge durch Gewalt und Betrug zum Stande des Thieres herabgewürdigt, dann leitet ihr die saubere Folgerung daraus, sie sey ein Thier zum Dienste des mächtigern und klügern Herrn gebohren. So rechtfertigen der

erste Betrug und die erste Gewaltthat Betrug und Gewaltthätigkeit auf alle künftige Zeiten. Der Schluß ist bündig, wie man sieht. Ihr stoßet den Bruder aus dem Hause, nehmt ihm sein väterliches Erbtheil weg, und weil er nun nichts mehr hat und heimathlos in der Fremde irret, da sagt ihr, er sey ein Vagabund, euch nicht ebenbürtig und habe, da er nichts ist und nichts besitzt, das Recht verwirkt zu seyn, was ihr seyd, und, wie ihr, zu besitzen. So war es, sagt ihr sehr klug, so ist es, so wird es ewig seyn. Das ist ewige Ordnung der Natur, gegen die man nicht vermessen kämpfen darf. Nein, nicht ewige Ordnung der Natur ist es, sondern die Verkehrtheit und Verwirrung eurer Selbstsucht, eures Dünkels, eurer schlechten Begierden und Leidenschaften. Der Despotism und die Sklaverei, jener als Recht, diese als Pflicht, sind nicht in der Natur gegründet, sondern eine menschliche Erfindung. In der Natur giebt es Kraft und Unvermögen, Stärke und Schwäche, die hier den Räuber, dort den Beraubten, hier den Quäler, dort den Gequälten machen, Wolf und Lamm, Geier und Taube, Fuchs und Huhn; aber auf solches Verhältniß läßt sich kein System des Rechts und der Moral und kein Glaube gründen; noch weniger geht in der Natur ein solches Verhältniß aus dem Rechte, der Moral und dem Glauben hervor, wie das in der Gesellschaft gelehrt und geübt wird.

Ihr sagt, und glaubt etwas Großes und Erhabenes damit zu sagen:

Für große Menschen ist das schwache Volk gebohren.
Glauben soll's, bewundern und gehorchen *).

Ihr selbst aber seyd die Schöpfer dieser Schwäche, damit ihr eure eigennützige Größe darauf gründen könnt. Mag solche Sophisterei der Schlechtigkeit in ewige Zeiten für Weisheit gelten; ich bekenne mich nicht zu ihr, und werde sie, wo Ort und Verhältnisse günstig sind, nach Kräften bekämpfen.

Doch das sind der Worte schon zu viel. All das eitle Gerede führt zu nichts. Den rechten Punkt braucht ein Archimed, um die Erde aus ihren Angeln zu heben. Der Punkt und der Archimed in meinem Sinne finden sich zu seiner Zeit. Darüber bin ich ruhig.

Was nun Ihren Napoleon betrifft, so hat sein Blondel, Las Cases, einige Äußerungen desselben aufbewahrt, die sein Geheimniß verrathen, das mich für ihn nicht gewinnen kann. »Das Herz des Staatsmannes, sagte er, muß in seinem Kopfe seyn.« Dann sagte er: »Um zu regieren, muß man Soldat seyn; man regiert nur in Stiefeln und Sporen.« Mit der Reitpeitsche, könnte man hinzufügen, und die schlimmste Hälfte von Ludwig XIV. wäre fertig. Karl XII. von Schweden hatte es noch weiter gebracht; er brauchte zum Regieren nur einen Stiefel.

In Stiefeln und Sporen regieren! sagte Bailly, der Ausdruck ist allerdings nicht zierlich und gehört mehr dem Lager als dem Kabinete an; aber viel Wahrheit

*) Mahomed.

liegt in ihm. Ihr, lieben Freunde, kennt das Volk nicht. Der Einzelne kann redlich, verständig und gutmüthig seyn, und doch ist das Ganze argwöhnisch, undankbar, abergläubig, dumm, rachsüchtig und jeder Art von Thorheit und Verbrechen fähig. Gerade den guten Ludwig XVI. führt es in wilder Verrücktheit zum Blutgerüste, und liegt Ludwig XIV. zu Füßen. Sie haben der Grachen erwähnt, Eugen, der edelsten Freunde der Volkssache, wenn sie deren je hatte; wer hat sie feig und grausam ihren Feinden überliefert? Das Volk that es als blindes Werkzeug jeder tollen Leidenschaft, jedes listigen Betrugs. Das edelste Pferd, lernt es die Schwäche seines Reiters kennen, setzt ihn ab; das edelste Volk macht es nicht besser.

Gut, sagte ich, wer heißt uns das Thier besteigen? Hatte Napoleon vielleicht die Verbindlichkeit, sich der Herrschaft Frankreichs zu bemächtigen? — Wie Ihr doch redet! erwiederte Bailly. Glaubt Ihr wirklich, das Schicksal lasse Euch in dem furchtbaren Drama, wie eine solche Revolution ist, die besonnene Wahl zwischen den Rollen, die zu spielen es Euch belieben kann? Wer hieß Napoleon das Thier besteigen? Wenn Euch die Noth die Alternative stellt, zu reiten oder geritten zu werden, bückt Ihr in christlicher Demuth den Rücken, um einem Andern das Aufsteigen zu erleichtern? Frankreich aber, das, wie ein edler Renner, von allen Stacheln revolutionärer Wuth gepeinigt, in wildem Laufe abgemüdet, von Anstrengung erschöpft, in seinem Blut und

Schweiß gebadet, auf der heißen, staubigen Bahn zu fallen im Begriffe war, ein Opfer eigener Verrücktheit und fremder Herrschsucht, Frankreich bot Napoleons fester Hand die Zügel dar. — Bailly schwieg einige Augenblicke, dann rief er in tiefer Rührung: O des großen, so vielfältig verkannten Geistes! aber die Nachwelt, aufgeklärt durch eine lehrreiche Zeit, wird ihn würdigen. Wenn ich seines Falls gedenke, den Niederträchtigkeit und Bosheit herbeigeführt, dann blutet mir das Herz aus tausend Wunden. Ich war damals mit ihm zu Fontainebleau und habe das schmählichste aller Schauspiele mit angesehen. Größer war nie der Mann, als im Augenblicke seiner Erniedrigung.

Wollten Sie uns nicht erzählen, sagte ich, was Sie von dem ungeheuern Ereignisse Näheres wissen? Wir sind hier ungestört, haben Zeit und nehmen Antheil an dem außerordentlichen Menschen.

Gern, war Bailly's Antwort; von was könnte ich auch lieber reden, als von dem Manne, dessen Schicksal mich mit Bewunderung, Freude oder Schmerz erfüllt? Was ich Ihnen berichten werde, ist Thatsache, von der ich entweder selbst Zeuge war, oder die mir der Baron Fain, der als Kabinetssekretär des Kaisers sich in seiner Nähe befand, verbürgt. — Bailly erzählte:

»Den 31. März 1814 war Napoleon zu Fontainebleau, in enger Wohnung, militärisch eingerichtet. Paris hatte sich an die Verbündeten durch Kapitulation ergeben; die Kaiserin mit ihrem Sohne und der Regierung

war an die Loire gegangen; es nahte sich in dem Leben des großen Mannes ein furchtbarer, entscheidender Augenblick, die Zeit einer schweren Prüfung.

»Nach und nach zogen sich um Fontainebleau die Reste des zerstreuten Heeres zusammen. Der Herzog von Bassano ist von den Ministern der einzige, der sich bei Napoleon befindet; der Herzog von Vicenza hat eine Mission bei den Alliirten, und die übrigen sind bei der Kaiserin an der Loire.

»So wie die Truppen eintrafen, ließ man sie hinter dem Flusse Essonne ihre Stellung nehmen. Der Herzog von Ragusa hat sein Hauptquartier zu Essonne, der Herzog von Treviso zu Mennecy. Was von Paris kommt, wird hinter dieser Linie aufgestellt; was aus der Champagne eintrifft, nimmt seine Stellung zwischen beiden; das Gepäck und der große Artilleriepark werden nach Orleans abgeschickt.

»Napoleon hat also noch ein Heer .... Während dem er seine militärische Lage überdenkt, ist die ganze Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf die Vorgänge in Paris gerichtet, und das Geringste, was von dieser Seite kommt, wird mit Begierde aufgenommen. Mit großer Besorgniß zieht man Erkundigung über den Erfolg der Sendung des Herzogs von Vicenza ein, der bei den Verbündeten für Napoleon unterhandeln soll. Er war in der Nacht von dem 30. auf den 31. März bei den Vorposten der Alliirten eingetroffen, bis zu dem Kaiser Alexander gekommen und von ihm gut empfangen worden.

Dieser Monarch aber hatte gerade die Schlüssel von Paris in der Hand, die ihm eben übergeben worden waren, und beschäftigte sich mit den Vorkehrungen zu seinem Einzuge; er wollte in Paris seyn, ehe er von Geschäften spräche, und alles was der Herzog von Vicenza erlangen konnte, war das Versprechen, daß ihm die ersten freien Augenblicke nach der militärischen Besetzung der Hauptstadt gehören sollten.

»Die feindlichen Heerführer hatten sich indessen schon gegen die Regierung Napoleons geäußert, und der Fürst Schwarzenberg gab den Parisern deutlich zu verstehen, man thue wohl, das Beispiel von Bordeaux nachzuahmen, wo die Bourbons anerkannt worden waren. Auf diese Losung stellten sich die Anhänger des vertriebenen Königsgeschlechts offen dar, und da sie sehr gut einsahen, wie mächtig das Beispiel der Hauptstadt auf das übrige Frankreich wirken müsse, boten sie in dem entscheidenden Augenblicke alles zum Gelingen ihres Entwurfs auf. Das Volk war betäubt, ohne Führung und so ohne Entschluß. Die Verwaltung und die Polizei hatten zu wirken aufgehört. Da der russische Kaiser und der König von Preußen am 30. März ihren Einzug hielten, ließ sich der Ruf: es leben die Bourbons! vernehmen, und es zeigten sich weiße Kokarden. Manche suchten in ihrer Besorgniß und Unentschlossenheit den Kaiser von Österreich in dem feierlichen Zuge und erfuhren, nicht zu ihrer Beruhigung, er sey noch weit entfernt.

»Der russische Kaiser war bei dem Herrn von Tal-

leyrand abgestiegen. Dieser hätte der Kaiserin an die Loire folgen sollen, wozu ihm der Befehl gegeben worden war; er that auch dergleichen, ließ sich aber an dem Thore verhaften und wieder zurückführen. In Paris hatte er dringende Geschäfte; auch verwendete er sich für die Bourbons mit großer Thätigkeit. Da über die Masregeln, die in Beziehung auf Frankreich zu ergreifen, Rath gehalten wurde, sprachen Talleyrand, der Herzog von Dalberg, der Baron Louis und Hr. de Pradt in der Versammlung, die aus dem Kaiser von Rußland, dem Könige von Preußen, dem Fürsten Schwarzenberg, den Herren von Nesselrode, Pozzo-di-Borgo und dem Fürsten Lichtenstein bestand, nachdrücklich für die Restauration, als das einzige Mittel, Frankreich und Europa den Frieden zu geben. Man wollte freilich auf dem Zuge nach der Hauptstadt keine große Neigung dazu unter dem Volke gesehen haben und glaubte auch das Heer nicht besonders dafür gestimmt. Die Freunde der Bourbons aber wußten diese Bedenklichkeiten zu heben und erhielten endlich von dem Kaiser Alexander die Erklärung, daß er mit Napoleon nicht mehr unterhandeln werde.

»Vergebens bewarb sich der Herzog von Vicenza um die versprochene Audienz. Talleyrand und seine Vertrauten wußten alle seine Anstrengungen zu vereiteln. Auch war die Sache, für die er sprechen sollte, schon verlohren. Hr. v. Nesselrode hatte an den Polizeipräfekten geschrieben, er solle alle Individuen, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den legitimen Suverän gefangen säßen,

in Freiheit setzen, und die Erklärung des Kaisers Alexander, daß man mit Napoleon nicht mehr unterhandeln werde, schmückte die Mauern von Paris. Man wollte die Wiederherstellung der Bourbons; doch wollte man sie nicht als einen Gewaltstreich der Alliirten; sie sollte nicht als das Werk der siegreichen Waffen, sondern als das Resultat des Willens der Nation erscheinen. Man ließ also die gewähren, welche für diese Sache geschäftig waren. Da zeigten sich denn bald alle Angestellte, denen es einzig um die Erhaltung ihrer Plätze zu thun ist; das verkannte Verdienst, das sich seit fünfzehn Jahren vergebens um Anstellung und Auszeichnung beworben hat, und den Grund seiner Zurücksetzung nicht in dem eigenen Unwerthe, sondern in dem Undanke der Gewalthaber findet; alle jene zahlreichen Familien, die den Glanz und die Herrlichkeit, welche die Revolution vernichtet hatte, durch die Gegenrevolution wieder hergestellt zu sehen hofften. Alle fehlgeschlagne Hoffnungen der vorigen Zeit, die verletzte Eitelkeit, der getäuschte Ehrgeiz, das bestrafte Unrecht, die Niederträchtigkeit des Undanks und die Feigheit der Furcht verbanden sich gegen Napoleon. Diese seine zahlreichen Feinde unterstützte der Wankelmuth des dummen Volks, das, selten mit dem zufrieden, was es hat, nur mit dem beschäftigt ist, was es haben möchte, und jede Veränderung schon als ein neues Schauspiel liebt. Die Eigenliebe der Franzosen kam dieser Stimmung sehr zu Hülfe; denn man suchte sich zu überreden, der Schmach der Eroberung entgehe man durch eine Restauration, die

sich als das Werk der Franzosen und nicht des Auslandes darstellen lasse; dieses trat nur als Bundesgenosse des bessern Theils von Frankreich zur Vollendung des Werkes der Befreiung auf. Als Organ derselben fand sich der Senat durch die Verfassung und frühere Gewohnheit berufen; derselbe Senat, der sich so oft als ein gefälliges Werkzeug des kaiserlichen Willens erwiesen hatte, durch öftere Prüfungen eingeübt, der Herrschaft gefällig, der er zu folgen gelernt hatte, nicht der Person, die diese Herrschaft übte, oder der Sache, die sie schützte. Das gewinnt die Gewalt, die nur blinde Unterthänigkeit will, daß sie jeder stärkern, als sie selbst ist, eine bereitwillige Dienerin erzieht. Der Senat, zum Gehorsam abgerichtet, diente so fertig gegen seinen kaiserlichen Herrn, als er für ihn gedient. Den 1. April, unter dem Vorsitze des welt- und staatsklugen Talleyrand versammelt, nahm er die provisorische Regierung an.

»Das gieng in Paris vor, als Napoleon zu Fontainebleau mit kriegerischen Entwürfen beschäftigt war. Er zählt noch 50,000 Mann und gedenkt damit auf Paris loszugehen. Er hofft, der Donner seiner Kanonen werde die Hauptstadt aus ihrer leichtsinnigen Betäubung wecken. Er zählt auf die Nationaleitelkeit, diese gewaltige Triebfeder in dem Franzosen. Der Feind ist ermüdet und in der stolzen Sicherheit seines Glücks. Ein Versuch auf die Hauptstadt, wenn er gelingt, kann der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung geben; und was vermag ihre unermeßliche Bevölkerung nicht, unter der sich Tau-

sende von seinen Soldaten befinden? Die Bewegung der Truppen beginnt. Da trifft, in der Nacht vom 2. auf den 3. April, der Herzog von Vicenza ein. Es ist nicht alles verlohren. Die Verbündeten haben sich gegen die Person Napoleons erklärt, zeigen sich aber der Kaiserin, als Regentin, und ihrem Sohne nicht ganz abgeneigt. Um aus dieser Stimmung Vortheil zu ziehen, ist ein schneller Entschluß Napoleons nöthig; er muß dem Reiche entsagen; und das verlangt der Herzog von Vicenza von ihm. Der Kaiser kann sich nicht sogleich entschließen. Er steigt zu Pferde und bringt den ganzen 3. April mit Besichtigung seiner Truppen zu. Der Soldat ist gut gestimmt und dem alten Führer mit der gewohnten Begeisterung ergeben. Die jungen Generale befeuert der Ehrgeiz. Das Leben mit seinen Aussichten und Hoffnungen liegt vor ihnen. Sie haben noch viel zu gewinnen und wenig zu verliehren. Anders verhielt es sich mit den Führern. Was konnte die Zukunft den Marschällen, Fürsten und Herzogen bieten? Welche Folgen konnte der Versuch auf Paris haben, wo ihre prächtigen Hotels standen, wo ihre Weiber, Kinder, Verwandte und Freunde lebten? Wenn er mißlang, was stand nicht alles auf dem Spiel? Rang, Titel, Überfluß, die theuersten Güter dieser Welt, die mit tausend Anstrengungen und Gefahren waren erworben worden. Man hat von der Entsagung Napoleons gehört, über die er vielleicht selbst sich gegen seine Vertrauten geäußert haben mag. Das war der Entschluß, mit dem Viele sich sogleich zufrieden zeigten; der half ih-

nen aus aller Verlegenheit. Auf diese Weise konnte man Napoleon ohne große Beschämung aufgeben und sich an die neue Gewalt anschließen.

»So standen die Dinge, als man vernahm, der Senat habe die Entsetzung des Kaisers ausgesprochen. Napoleon erhielt das Senatsconsult in der Nacht vom 3. auf den 4., und bald wußten die Vornehmen zu Fontainebleau von der Sache. Indessen war den 4. der Befehl gegeben, das kaiserliche Hauptquartier zwischen Ponthiery und Essonne zu verlegen. Nach der Parade, die täglich um Mittag Statt fand, begleiteten die Angesehensten des Heeres Napoleon nach seiner Wohnung. Der Fürst von Neuschatel, der Fürst von der Moskwa, die Herzoge von Danzig, Reggio, Tarent, Bassano und Vicenza, der Großmarschall Bertrand und einige andre befanden sich in dem Salon; man schien nur das Ende der Audienz zu erwarten, um zu Pferde zu steigen und Fontainebleau zu verlassen. Es war aber über den Stand der Angelegenheiten eine Konferenz eröffnet worden, die sich bis den Nachmittag in die Länge zog; am Schlusse derselben erfährt man, Napoleon habe entsagt. Eines ist ihm besonders aufgefallen, die Muthlosigkeit seiner alten Waffengefährten, und er gab dem nach, was man ihm als den Wunsch der Armee vorstellte. Doch entsagt er nur zum Besten seines Sohnes und der Kaiserin Regentin. Er setzt mit eigener Hand die Urkunde darüber in folgenden Worten auf: »Da die verbündeten Mächte verkündet haben, der Kaiser Napoleon sey das einzige Hinderniß der Wie-

derherstellung des Friedens in Europa, so erklärt derselbe, seinem Schwur getreu, daß er bereit ist, vom Thron zu steigen, Frankreich zu verlassen, ja das Leben hinzugeben für das Wohl des Vaterlandes, das von den Rechten seines Sohnes, von denen der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechthaltung der Gesetze des Reichs unzertrennlich ist.«

»Ein Sekretär schrieb diese Urkunde ab, und der Herzog von Vicenza traf sogleich Anstalten, sie nach Paris zu bringen. Napoleon giebt ihm den Fürsten von der Moskwa bei. Er wünschte auch, den Herzog von Ragusa, den ältesten seiner Waffenbrüder, die ihm geblieben sind, mitzuschicken. Seine Umgebung aber, besonders der Herzog von Bassano, bestimmen seine Wahl für den Herzog von Tarent.

»Die drei Bevollmächtigten erhalten ihre letzten Instruktionen und reisen ab. Endlich erlag Napoleon der Unruhe dieses entscheidenden Tages; er schloß sich in sein Zimmer ein. Der schmerzlichste Streich sollte sein Herz noch treffen. In derselben Nacht, vom 4. auf den 5., kam der Oberst Gourgaud in größter Eile von Essonne mit der Nachricht zurück, der Herzog von Ragusa habe seinen Posten verlassen, mit dem Feinde unterhandelt und sey nach Paris gegangen; seine Truppen, die sich, auf unbekannten Befehl, in Bewegung gesetzt, zögen eben durch die russischen Kantonirungen, und Fontainebleau sey blos gegeben. Napoleon begreift es nicht, will es nicht glauben; und da ihm endlich kein Zweifel mehr bleibt,

breitet sich ein düstrer Zug über sein Gesicht; schweigend setzt er sich, als vermöge er nicht die schwere Botschaft aufrecht zu tragen; sein Blick ist starr. Der Undankbare! unterbrach er schmerzlich ausrufend die ängstliche Stille, er wird unglücklicher seyn als ich!

»In dieser Stimmung gab er folgenden denkwürdigen Tagsbefehl an sein Heer; es hatte ihn nie betrogen, und wenn sich auch im Unglück alle von ihm wendeten, die er im Glücke groß, mächtig und reich gemacht, das Heer, mit dem er nur die Gefahren und Siege getheilt, blieb ihm treu.

An die Armee.

Fontainebleau, den 5. April 1814.

»Der Kaiser dankt dem Heere für die Anhänglichkeit, die es ihm gezeigt, und besonders dafür, daß es erkannt, Frankreich sey in ihm, nicht in dem Volke der Hauptstadt. Der Soldat folgt dem Glück und Unglück seines Führers; seine Ehre ist sein Glaube. Der Herzog von Ragusa hat seinen Waffenbrüdern diese Gesinnung nicht eingeflößt; er ist zu den Verbündeten übergegangen. Der Kaiser kann die Bedingung nicht billigen, unter der er diesen Schritt gethan; er kann das Leben und die Freiheit nicht von der Gnade eines Unterthans annehmen. Der Senat hat sich erlaubt, über die französische Regierung zu verfügen; er hat vergessen, daß er dem Kaiser die Gewalt verdankt, die er jetzt mißbraucht; daß der Kaiser einen Theil seiner Mitglieder von den Stürmen der Revolution errettet, den andern aus der Dunkelheit

gezogen und gegen den Haß der Nation geschützt. Der Senat stützt sich auf die Artikel der Konstitution, um sie zu vernichten; er erröthet nicht, dem Kaiser Vorwürfe zu machen, ohne zu bedenken, daß er, als erstes Corps des Staates, an allen Ereignissen Theil genommen. Er ist so weit gegangen, den Kaiser anzuklagen, daß er die Akten bei der Bekanntmachung verändert habe. Die ganze Welt weiß, daß er solchen Betrug nicht nöthig hatte. Ein Wink war ein Befehl für den Senat, der immer mehr that, als man von ihm verlangte. Der Kaiser war den Vorstellungen seiner Minister immer zugänglich, und erwartete unter diesem Verhältniß von ihnen die unbeschränkteste Rechtfertigung der Masregeln, die er genommen hatte. Hat sich die Begeisterung in die Adressen und die öffentlichen Reden gemischt, dann ist der Kaiser getäuscht worden. Aber die, so diese Sprache führten, müssen sich die Folgen ihrer Schmeicheleien selbst zuschreiben. Der Senat erröthet nicht, von Libellen gegen fremde Regierungen zu sprechen, und vergißt, daß sie in seinem Schooße gefertigt worden sind! So lange das Glück ihrem Herrn getreu geblieben, waren auch diese Leute es gegen ihn, und es ward keine Klage über die Mißbräuche der Gewalt gehört. Hätte der Kaiser die Menschen verachtet, wie man ihm vorgeworfen, dann müßte die Welt jetzt erkennen, daß er Gründe gehabt, die seine Verachtung rechtfertigten. Seine Würde hatte er von Gott und der Nation; sie allein konnten sie ihm wieder nehmen; er hat sie immer als eine Bürde betrach-

tet; und da er sie annahm, geschah es in der Überzeugung, daß er allein im Stande sey, sie würdig zu tragen. Das Glück von Frankreich schien von dem Schicksale des Kaisers unzertrennlich; jetzt, da sich das Glück entschieden, könnte der Wille der Nation allein ihn bestimmen, länger auf dem Thron zu bleiben. Wenn er sich als das einzige Hinderniß des Friedens betrachten muß, dann bringt er Frankreich gern das letzte Opfer. Er hat demzufolge den Fürsten von der Moskwa und die Herzoge von Vicenza und Tarent nach Paris geschickt, um die Unterhandlung anzuknüpfen. Die Armee kann versichert seyn, daß die Ehre des Kaisers mit dem Glücke Frankreichs nie im Widerspruche stehen wird u. s. w.«

»Die drei Bevollmächtigten waren am Abend vom 4. zu Paris eingetroffen und begaben sich sogleich zu den verbündeten Monarchen. Bald bemerkten sie, wie viel Boden für ihre Sache während der Abwesenheit des Herzogs von Vicenza verlohren gegangen war. Die Mitglieder der provisorischen Regierung boten alles auf, um die Ausschließung der Regentin und ihres Sohnes zu erlangen. Besonders thätig zeigten sich Talleyrand, Beurnonville und Dessoles. Sie wußten, was sie thaten und was es galt. Die Furcht vor dem Vater läßt sie keine Sicherheit unter der Regierung der Gemahlin und des Sohnes hoffen. Nur der Sturz der ganzen Familie kann ihnen Straflosigkeit verbürgen. Darum hielten sie die verbündeten Monarchen belagert. Sie kamen nicht aus ihren Salons, und an diesem Posten fanden sie die Be-

vollmächtigten Napoleons. In ihren zufriedenen Mienen konnten diese den Stand der Dinge lesen. Ein Mensch zeigt sich, und es besteht darüber kein Zweifel mehr. Der Herzog von Ragusa tritt ein; sein Schritt ist sicher, den Kopf trägt er hoch. Aus dem Munde des Kaisers Alexander erfahren sie, daß die Truppen des Marschalls nach Versailles gezogen sind. Der General, der sie führte, hatte sich noch den Tag vorher zu Fontainebleau zweitausend Thaler von Napoleon schenken lassen. Durch den Abfall des Herzogs von Ragusa war die Stellung des Kaisers blos gegeben, und seine Person der Diskretion der Verbündeten überlassen. Auch veränderte sich sogleich die Sprache gegen ihn, und die früheren Rücksichten, die man wegen der 50,000 Mann auserlesener Truppen für ihn haben zu müssen glaubte, hörten auf. Er war nicht mehr zu fürchten und hatte nichts mehr zu hoffen. Fontainebleau war keine militärische Stellung mehr, und die Armee schien die Sache ihres Führers aufzugeben. Man erklärt den Bevollmächtigten, Napoleon und seine Dynastie müßten dem Throne gänzlich entsagen. Dazu waren neue Vollmachten nöthig, und der Herzog von Vicenza übernahm abermal den bedenklichen Auftrag und begab sich nach Fontainebleau.

»Die erste Bewegung des Kaisers war, die Unterhandlung abzubrechen, die so demüthigend für ihn war. Was konnte der Krieg ihm schlimmeres bieten, als der Friede gab? Alle seine Gedanken sind wieder auf den Krieg gerichtet. Der Marschall Soult hat noch 50,000

Mann unter den Mauern von Toulouse; der Marschall Suchet bringt 15,000 Mann aus Catalonien zurück; der Prinz Eugen hat 30,000, Augereau 15,000 Mann, die der Verlust von Lyon gegen die Sevennen drängte. Die zahlreichen Garnisonen in den Grenzplätzen und das Heer des Generals Maison endlich bieten furchtbare Stützpunkte dar, gegen die Napoleon mit dem, was ihm um Fontainebleau blieb, manövriren kann. Er spricht davon, sich an die Loire zurückzuziehen. Alles empört sich gegen diesen Entschluß. Man will das Ende des Kriegs um jeden Preis, und sagt es laut. Es herrschte eine allgemeine Abspannung und Ermüdung; vielleicht fürchtete man auch einen Bürgerkrieg. Übrigens hatten die Angesehensten im Heere schon Worte der Versöhnung von Paris und Versicherungen empfangen, die ihnen die Aussicht darboten, unter guten Bedingungen ihren besondern Frieden zu schließen. Man suchte darum, so gut es ging, einen Vorwand nach der Hauptstadt zu gehen, wo von der neuen Regierung gut aufgenommen wird, was die alte verläßt.

»Doch fühlt man sich wieder von einem Rest von Scham zurückgehalten; keiner möchte der Erste seyn und das gehässige Beispiel geben. Warum aber zögert er so lange, der peinlichen Lage ein Ende zu machen? Was soll diese Unentschiedenheit? zu was können die verzweifelten Entwürfe führen? Das Murren wird laut und allgemein. Seitdem er unglücklich ist, hält man ihn nur für fähig, Fehler zu begehen, und mehrere Taktiker von ganz fri-

schem Datum begreifen nicht, wie sie in dummer Blindheit ihn so lange für ihren Meister erkennen mochten. Endlich folgt Jeder dem unwiderstehlichen Zuge. Alles läuft nach Paris. Der Eine ist dahin berufen, der Andere dahin geschickt. Dieser muß Geld erheben, Jener für die Bedürfnisse seiner Mannschaft sorgen. Diesem ist eine Frau erkrankt, Jenem ein Kind gebohren. Dem bösen wie dem guten Willen fehlt es nie an Gründen. Wer nicht selbst nach der Hauptstadt gehen kann, unterhält daselbst wenigstens seinen Bevollmächtigten.

»Napoleon fühlte das Mißliche seiner Lage; auch ihn schreckte der Bürgerkrieg, vor dem man einen so großen Abscheu zu haben schien. »Wohlan, sagte er, wenn wir es aufgeben müssen, Frankreich länger zu vertheidigen, bietet sich mir dann Italien nicht dar? Will man mir noch einmal dahin folgen? Brechen wir gegen die Alpen auf!« Tiefes Schweigen. Napoleon verstand die stumme Sprache. »Ihr wollt den Frieden, rief er; Ihr sollt ihn haben. Wahrlich, Ihr wisset nicht, wie viel Kummer und Gefahren Euch auf Eurem Flaumbett erwarten! Einige Jahre dieses Friedens, den Ihr so theuer zu bezahlen im Begriffe seyd, werden einer größern Anzahl von Euch das Leben kosten, als der verzweifelteste Krieg.« Prophetische Worte, die in Erfüllung gegangen sind. Was ist aus Berthier, Murat, Ney, Massena, Augereau, Lefebvre, Brune, Serrurier, Kellermann, Perignon, Beurnonville, Clarke und so vielen Andern geworden? —

»Der Kaiser setzte sich, nahm die Feder und schrieb: »Da die verbündeten Mächte verkündet haben, der Kaiser sey das einzige Hinderniß des Friedens in Europa, so erklärt er, seinem Schwur getreu, daß er für sich und seine Kinder auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet, und daß es kein Opfer giebt, selbst das seines Lebens, welches er nicht bereit wäre, dem Wohle Frankreichs zu bringen.«

»Der Herzog von Vicenza überbringt diese Entsagung den Verbündeten, und sogleich werden die Feindseligkeiten eingestellt. Die Unterhandlung nimmt nun einen raschen Gang, und die hohen Alliirten, und besonders der Kaiser Alexander, zeigen eine Großmuth, die man kaum erwartet zu haben schien. In dem Vertrage, der am 11. April abgeschlossen worden, ist festgesetzt, daß dem Kaiser und der Kaiserin ihre Titel und Auszeichnungen bleiben. Napoleon erhält die Insel Elba als ein eigenthümliches, suveränes Fürstenthum, nebst einem jährlichen Einkommen von zwei Millionen Franken, die Frankreich zu zahlen hat. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla sind der Kaiserin, dem Könige von Rom und dessen Nachkommen als vollkommenes Eigenthum zugesichert. Den Prinzen und den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, den Brüdern, Schwestern und der Mutter Napoleons nämlich, sind jährlich 2,500,000 Fr. angewiesen, und dem Kaiser zwei Millionen zugesagt, damit er sie unter seine Offiziere und Angestellte als Gratifikationen vertheile. Sogar der Prinz Eugen ist nicht

vergessen. Die Bedingungen des Vertrags zeugten wirklich von Edelmuth; nur hatten sie den Nachtheil, daß sie nicht gehalten wurden.

»Während dem dieser Vertrag in Paris unterhandelt wurde, schickte Napoleon Kurier auf Kurier an den Herzog von Vicenza, um seine Entlassung von ihm zurückzufordern. Seitdem er diese Urkunde ausgestellt, war er unzufrieden mit sich selbst. Es schien ihm nicht ehrenvoll, daß ein Opfer, wie er es gebracht, eine Art Vergütung in den armseligen Bewilligungen von etwas Geld finden, daß die ungeheure Katastrophe, die so viel Größe und Herrlichkeit zerstörte, mit der Ausgleichung ganz gemeiner Interessen enden sollte. »Zu was ein Vertrag? sagte er. Es gilt einzig meine Person, wozu ist da ein Vertrag vonnöthen? Ich bin besiegt und gebe der Entscheidung der Waffen nach. Nur verlange ich, kein Kriegsgefangener zu seyn.« Auch da der Herzog von Vicenza mit dem unterzeichneten Vertrage von Paris zurückkam, forderte Napoleon die Entlassungsurkunde von ihm zurück. Es war zu spät. Merkwürdig ist, daß Napoleon und die Bourbons gleich unzufrieden mit dieser Entsagung waren. Beide behaupteten, sie hätten sie nicht nöthig, jener, um von dem Thron, diese, um auf ihn zu steigen. Napoleon nimmt den Vertrag nicht an; aber er ist zu Fontainebleau ein Gefangener. Alle Zu- und Ausgänge werden sorgfältig bewacht. Er scheint nur ein Mittel zu haben, seine Freiheit, vielleicht sein Leben zu retten, wenn er nämlich unterzeichnet. Indessen geht der Tag zu Ende,

und er beharrt auf seiner Weigerung. Wie glaubt er der Nothwendigkeit, die ihn gefangen hält, zu entgehen? Seit Tagen schon scheint er mit einem geheimen Entwurfe beschäftigt. Der Gegenstand seiner vertrautesten Unterhaltung ist der freiwillige Tod, den sich im Alterthum Männer in ähnlicher Lage gaben. Mit ruhiger Fassung spricht er davon, und erörtert die Meinungen für und gegen. Was in ihm vorgieng, war kein Geheimniß, und ein Umstand bestätigte die nur zu gegründete Vermuthung. Die Kaiserin hatte nämlich Blois verlassen, um zu Napoleon zu kommen. Schon war sie zu Orleans eingetroffen, und man erwartete sie zu Fontainebleau; aber aus dem Munde des Kaisers selbst vernimmt man, daß Befehle gegeben sind, ihre Absicht zu vereiteln. Napoleon, der diese Zusammenkunft fürchtete, wollte Herr seines Entschlusses bleiben.

»In der Nacht vom 12. auf den 13. wird auf einmal das einsame Schweigen im Palaste durch ein eilfertiges Hin- und Herlaufen unterbrochen. Es geht Treppe auf, Treppe ab. In den Gemächern des Kaisers ist Licht, seine Dienerschaft auf den Beinen. Man pocht an der Thür des Arztes Yvan. Der Großmarschall Bertrand wird geweckt, der Herzog von Vicenza gerufen, und nach dem Herzoge von Bassano wird geschickt; sie kommen alle, einer nach dem andern an, und werden in das Schlafgemach geführt. Vergebens horcht die besorgte Neugierde; was sie vernehmen kann, ist ein Ächzen und Schluchzen, das durch das Vorzimmer dringt. Auf ein-

mal kommt Yvan heraus, geht hastig in den Hof, findet ein Pferd, das an das Gitter gebunden ist, besteigt es und reitet im Galopp davon. Was in dieser Nacht sich zugetragen, ist kein Geheimniß geblieben.

»Bei dem Rückzuge von Moskau hatte sich Napoleon durch den Doktor Yvan ein Mittel verschafft, das ihn gegen die Gefahr sichern konnte, lebendig in die Hände seiner Feinde zu fallen. Es war dasselbe, dessen sich Condorcet bedient hat, der es dem berühmten Cabanis verdankte. So lange die Gefahr dauerte, hatte Napoleon dieses Mittel an dem Halse getragen, und es später sorgfältig aufbewahrt. Diese Nacht, dachte er, sey der Augenblick gekommen, davon Gebrauch zu machen. Der Kammerdiener, der hinter der halb offenen Thür schlief, hatte bemerkt, wie er aufstand, etwas in einem Glas Wasser einrührte, es trank und sich wieder legte. Bald preßten ihm die Schmerzen das Geständniß seines nahen Endes aus. Er ließ seine vertrautesten Diener rufen. Auch Yvan ward geholt, und da er vernahm, daß Napoleon sich beklagte, das Gift wirke nicht schnell genug, verlohr er den Kopf und entfloh eilends von Fontainebleau. Man fügt hinzu, es sey ein langer, müder Schlaf erfolgt, und auf einen starken Schweiß hätten die Schmerzen aufgehört. Genug, das Gift that die erwartete Wirkung nicht, sey es nun, daß die Dosis zu schwach gewesen, oder daß es durch die Zeit an seiner Kraft verlohren. Napoleon, sagt man weiter, da er zu sich gekommen, sey erstaunt gewesen noch zu leben, habe einige

Augenblicke nachgedacht und dann die Worte gesprochen: »Gott will es nicht!«

»So viel ist gewiß, daß er von dieser Nacht an sich mit vieler Ergebung in seine Lage fand und den abgeschlossenen Vertrag unterschrieb. Er selbst erklärte denen, die sich ihm näherten, er habe zu regieren aufgehört.

»Jetzt ward es zu Fontainebleau einsam. Den Befehl über die Armee hatte Napoleon dem Fürsten von Neufchatel übergeben, und dieser unterwarf sich sogleich der provisorischen Regierung, blieb in Paris und kommandirte von da aus die Truppen. Bei aller Menschenkenntniß konnte der Gefallene sich nicht recht in seine neue Lage finden, und begriff kaum, warum er so verlassen sey. Hört er im Hofe einen Wagen rollen, dann fragt er, ob nicht Berthier zurückgekommen, ob nicht einer seiner ehemaligen Minister eingetroffen, um Abschied von ihm zu nehmen. Wenigstens erwartet er Molé, Fontanes und solche noch zu sehen, die ihn früher einer unbedingten und grenzenlosen Ergebung so laut und warm versichert hatten. Es kommt Niemand. Nur die geprüften Getreuen sind um den Verlassenen mit gewohntem Eifer thätig: der Herzog von Vicenza, der die Reiseanstalten nach Elba besorgt, um es seinem alten Herrn leicht und bequem zu machen, und der Herzog von Bassano, der in vertraulicher Unterhaltung Napoleon zu zerstreuen sucht. Beide waren wie immer, wie in den Zeiten des höchsten Glücks.

»Die Pariser Blätter las der Kaiser regelmäßig;

sie enthielten nur Schmähungen gegen ihn; er schien sich wenig daraus zu machen, und wenn die Bosheit oder Niederträchtigkeit bis zum Abgeschmackten es übertrieb, dann flog ein mitleidiges Lächeln über sein Gesicht. Die Abreise war auf den 20. April festgesetzt. In der Nacht vom 19. auf den 20. entwichen sein vertrauter Kammerdiener Constant und der Mameluk Rustan. Es war die letzte harte Prüfung dieser Art, die Napoleon zu bestehen hatte.

»Man war übereingekommen, daß jede der großen Mächte einen Kommissär schicken würde, um Napoleon nach dem Orte seiner Bestimmung zu begleiten. Von Seite Rußlands war der General Schuwaloff, von Seite Österreichs der General Koller, von Seite Englands der Oberst Campell, von Seite Preußens der General Waldburg-Truchses eingetroffen. Die Reisewagen ordnen sich bepackt im Hofe. Die Kaisergarde tritt ins Gewehr. Auf dem Wege, den Napoleon nehmen muß, um einzusteigen, erwarten ihn der Herzog von Bassano, der General Belliard, die Obersten Bussi und Montesquieu, der Graf Turenne, der General Fouler, Gourgaud, Fain, ich und noch einige andere. Napoleon reicht jedem die Hand, geht rasch die Treppe hinab, an den Wagen vorbei, gerade auf die Garde los. Er giebt ein Zeichen, daß er sprechen will; es erfolgt eine allgemeine tiefe Stille. »Soldaten meiner alten Garde,« spricht er, »ich nehme Abschied von Euch. Seit zwanzig Jahren habe ich Euch beständig auf dem Wege der Ehre und des Ruhms gefun-

den. In der spätern Zeit, wie in jener des Glücks, habt Ihr nicht aufgehört, Muster der Tapferkeit und der Treue zu seyn. Mit Männern, wie Ihr, war unsre Sache nicht verlohren, aber auch das Ende des Kriegs nicht abzusehen; es wäre ein Bürgerkrieg, und Frankreich nur unglücklicher durch ihn geworden. Ich habe also alle unsre Interessen denen des Vaterlandes geopfert; ich reise ab. Ihr, meine Freunde, fahret fort, Frankreich zu dienen. Sein Glück war mein einziger Gedanke; es wird immer der Gegenstand meiner Wünsche seyn. Beklaget mein Loos nicht; habe ich mich dazu verstanden, mich selbst zu überleben, dann geschah es Eures Ruhmes wegen. Ich will beschreiben, was wir Großes mit einander gethan. Lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte Euch alle an mein Herz schließen; laßt mich wenigstens Eure Fahne umarmen!«

»Bei diesen Worten ergreift der General Petit den Adler und tritt hervor. Napoleon umarmt den General und küßt den Adler. Es herrscht eine tiefe, feierliche Stille, nur vom Schluchzen der Krieger unterbrochen. Die Rührung Napoleons war sichtbar. Er sucht seine Fassung zu behaupten und mit festerer Stimme ruft er: »Noch einmal lebet wohl, meine alten Gefährten! Möge dieser letzte Kuß in Euer Herz dringen!« Mit einer raschen Wendung schwingt er sich in den Wagen, in dem schon Bertrand sitzt, und der Zug geht nach der Straße von Lyon.

Kapitel 7.

Der Rheingau.

Unsre Vorkehrungen zu der sehnlichst erwünschten Rheinfahrt waren geendigt. Die nöthigen Provisionen wurden zu Schiffe gebracht, und bei dem stillesten, heitersten Himmel lichteten wir, Nachmittags um zwei Uhr, fröhlich die Anker. Es war ein freundlicher, warmer Tag. Ein frischer Ostwind kräuselte die blaue Fläche des Stromes. Wir zogen die Segel auf, und die leichte Yacht durchschnitt die ruhige Fluth. Die Ufer mit ihren Feldern, Bäumen und Hügeln zogen eilend an uns vorüber gen Morgen.

Wir ließen die Petersaue *) links, um der herrlichen Ansicht zu genießen, die das Schloß von Biebrich mit seinen Umgebungen gewährt. Es hat eine malerische Lage an dem schönen, beschatteten Ufer. Aufwärts sieht man über den königlichen Strom. Mainz mit seinen Thürmen und kühnen Befestigungen begrenzt die Aussicht rechts. Auf der linken Seite verliehrt sich dieselbe über dem Rhein, den Bollwerken von Kastel und tiefer über der Anhöhe von Hochheim. Den Strom hinab

*) Die Landeseingebohrnen nennen die kleinen Inseln auf dem Rhein Auen.

öffnet sich der Eingang in den paradiesischen Rheingau, den Eltville mit seinem alten Thurme zu bewachen scheint. Vor dir schwimmen liebliche, stille Auen, von plätschernden Wogen bespült, die den Rhein in vier Arme theilen. Die Inselchen mit ihren schattigen Gebüschen und blumigen Wiesen geben der Gegend ein gar romantisches, freundliches Ansehen.

Biebrich ist jetzt die gewöhnliche Residenz des Herzogs; schöner mag sie kein Fürst in Deutschland haben. Hinter dem Schlosse zieht sich der Garten, der geschmackvoll angelegt und gut unterhalten ist, gegen die Höhe von Mosbach. Er steht jedem Besuche offen, wie denn überhaupt in Allem hier eine anständige Freiheit und eine gefällige Nachsicht gegen das Volk herrscht.

Tiefer liegt das stille Schierstein gar bequem für Wiesbaden und Mainz, die an Sonn- und Feiertagen einen Theil ihrer Bevölkerung auf Landpartien aussenden. Noch weiter unten, auf einem Vorsprunge gegen den Rhein, der den Ort hinterlistig umgehen zu wollen scheint, grüßet uns das helle, freundliche Walluf. Es ist ein einladender Ort, und ich würde zu einer andern Zeit den Vorschlag thun, hier zu landen, und ein reizendes Thal zu durchwandeln, das durch reiche Fruchtfelder, über Wiesengründe, an dem Fuße mit hundertjährigen Eichen bewachsener Hügel, nach Schlangenbad führt. Hier fängt der Rheingau an. Verläßt du aber das Thal vor dem Eingange in den Wald, und besteigst die Anhöhe, die dir zur Linken liegt, dann kommst du

in das zu wenig gekannte Rauenthal, das sich vor deinem Blicke hinter Haine von Obstbäumen verbirgt. Vor Rauenthal erhebt sich ein Hügel, von dem du die ganze weite, lachende, mit Städtchen und Flecken übersäete Gegend, von Kostheim bis zum Niederwalde, übersiehst. Aber einen Theil seines Reichthums verbirgt es bescheiden. Verliehre dich in einsamen Stunden in seine frischen Wälder, in diese grünen Thäler, von Felsen und Schluchten bewahrt; verfolge deinen stillen Pfad, auf dem dich nur der Gesang zahlloser Vögel begleitet, bis dich hinter Kiedrich der Anblick des Rheins wieder überrascht, dann wirst du nicht leicht die Schweiz um ihre grünen Matten und freundlichen Alpen beneiden.

Das Städtchen, das jetzt den Rhein hinab die Aussicht rechts verschließt, ist Eltville, der Hauptort des obern Rheingaus und Amtssitz. Die beiden Ämter Eltville und Rüdesheim, die sich von Niederwalluf den Rhein hinab bis nach Lorch ziehen, bilden, mit Ausnahme von wenigen Orten, die über der Höhe, jenseits der Gebirge liegen, den eigentlichen Rheingau. Auf 19,944 Morgen bebautem Felde, wovon 6,208 Morgen Weinberge sind, nähren sich 21,759 Menschen; eine außerordentliche Bevölkerung, die indessen durch den Weinbau hinlänglich beschäftigt wird.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man die Bewohner dieses Paradieses für so glücklich hielte, als die Gegend es zu verbürgen scheint. Es ist hier wie allenthalben. Die Sterblichen haben sich ungleich in den Ge-

nuß und die Arbeit getheilt. Alle diese Menschen, welche das ganze unabsehbare Land wenigstens zweimal im Jahre umwühlen, und noch überdies sechs ganz verschiedene Arbeiten in jedem Weinberge verrichten, haben den geringsten Antheil an dem Boden, den sie mit ihrem Schweiße düngen. Ich glaube nicht, daß die Versicherung übertrieben ist, mehr als die Hälfte des Kapitalwerthes von Grund und Boden sey, von früher Zeit an, ein Eigenthum der Geistlichkeit, des Adels und der Fremden gewesen. Diese haben sich hier Güter angekauft, ohne sie im ganzen Jahre gewöhnlich mehr als einmal, nämlich im fröhlichen Herbste, zu sehen.

Es war nie anders, sagte Eugen bewegt. In dieser Welt reißt jeder an sich, was er zu ergreifen und zu behaupten vermag. Die Erde mit allen ihren Genüssen ist die Beute des Stärkeren; und damit der zweifelhafte Krieg nicht ewig währe zwischen dem der alles, und dem der nichts hat, zwischen dem, der müßig geht und es sich wohl seyn läßt, und dem, der arbeitet und hungert, so haben die, welche im Besitz und Genusse sind, wohlweise den schützenden Zaun des heiligen Gesetzes um ihre Haabe gezogen, auf das die Wissenschaft und der Himmel das Siegel der Unfehlbarkeit gedrückt. Aus der Geschichte und der lebendigen, täglichen Erfahfahrung springt mir nichts mit so wildem Hyänengrimme ans Herz, als die ewig wiederkommende Bemerkung, daß Tausende hungern müssen, damit Einige schwelgen.

Der Pabst Alexander VI. verschenkte mit einem Fe-

derzuge die neue Welt, als wäre sie menschenleer. Ach! die alte war eben so, nur früher, verschenkt. Doch wohl denen, die besitzen!

Nichts mehr davon! Alles das ist in unsern Tagen eitles Gerede geworden. Ich kenne nur zwei Menschen die bewiesen, daß sie es werth gewesen wären, der Welt Gesetze zu geben — Lykurg und Penn. Aber die Pause, welche sie in die Disharmonieen der Welthändel brachten, war kurz.

Da Eugens heftige Expektoration vorüber war, fuhr ich, als leitender und erklärender Cicerone der Gesellschaft, fort: Der Weinbau in einer bergigen und zum Theil steinigen Gegend ist eine schwere Arbeit; und diese Arbeit fällt, unter einem warmen Himmel, größtentheils in den heißen Sommer. Der Ackerbauer, der bei weitem nicht die Anstrengungen des Weinbauers erfordert, hat in dem Thiere noch einen Gehülfen; hier muß der Mensch alles thun. Dieser ist mit seiner Existenz auf das beinahe einzige Produkt seines Bodens, den Wein angewiesen, und ehe der Herbst eintritt, auf den er nie sicher rechnen kann, ist der Ertrag desselben gewönlich schon verzehrt. Mehrere Fehljahre, die sich nicht selten folgen, setzen auch eine an liegenden Gütern vermögende Familie oft in einen Zustand von Dürftigkeit. Die Unsicherheit des Gedeihens seines Erzeugnisses theilt sich seiner ganzen Ökonomie mit, und er kann, in zwei verschiedenen Jahren, wohlhabend und arm bei einem beinahe gleichen Vermögen seyn. Wäre der Weinbauer im

Stande, seinen Herbst aufzubewahren, bis er ihn unter den günstigsten Umständen verkaufen kann, dann würden sich am Ende die fruchtbaren und unfruchtbaren Jahre gegen einander ziemlich ausgleichen, und jene ihm ersetzen, was er an diesen verliehrt. Aber dazu gehört ein Kapital, welches die wenigsten Weinbauern besitzen; und da sie oft genöthigt sind, ihr Produkt sogleich nach dem Herbste zu verkaufen, auf den die öffentlichen Abgaben und seine Gläubiger verwiesen sind, so macht ihnen der Käufer den Preis und zieht auch allein den Gewinn, weil er seine Weine nicht eher losschlägt, bis sie an ihren Werth gekommen sind.

Mehrere auf einander folgende fruchtbare Jahre geben dem Weinbauer einen ungewöhnlichen Wohlstand, und er macht sich mit neuen Genüssen bekannt, die er sich bei eintretenden Mißjahren wieder versagen muß. Der Ackerbauer schränkt sich nie auf die Erzielung eines Produktes ein, und darum giebt es für ihn beinahe nie ein gänzliches Fehljahr. Die Viehzucht steht mit seinem Geschäfte in zu genauer Verbindung, als daß er sie ohne Gefahr für seine Ernte vernachlässigen könnte, und so findet er die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens in seinem Kreise. Seine Erzeugnisse sind von einem unmittelbaren Gebrauch für ihn, da der Weinbauer das seinige erst in Geld umsetzen muß, um sich dafür zu kaufen, was er nöthig hat. Alle diese Umstände haben einen entschiedenen Einfluß auf die Lebensweise und den Karakter. Bei den Weinbauern finden wir abwechselnd einen größern

Luxus und eine größere Armuth, eine angestrengtere Arbeit und, zu seiner Erholung, einen größern Aufwand und eine stärkere Konsumtion seines Produktes, dessen Werth er weniger hoch anschlägt, weil es ihm, wie er sich auszudrücken pflegt, nichts, das heißt kein Geld, kostet. Da seine Arbeit auch nicht in alle Jahreszeiten vertheilt ist, so hat seine Lebensweise die Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit von der des Ackerbauers nicht. Dieser kann übrigens viel bestimmter als der Weinbauer sagen, er werde jeden Sonntag sein Huhn im Topfe haben.

Man hätte glauben sollen, daß dem Weinbau hier eine Beschränkung bevorstehen würde, und daß es vortheilhaft für die Einwohner wäre, wenn sie sich freiwillig zur Anpflanzung anderer Produkte entschlössen, ehe sie der erlittene Verlust zu dieser Masregel nöthigt. Der Rheinwein von geringerer Güte wird nie mehr den Absatz finden, den er vor dem Kriege und während desselben noch fand, weil durch die Aufhebung der zahlreichen Stifter und Klöster in den Bundesstaaten die Konsumtion desselben außerordentlich verringert worden ist. Später haben die Zölle und Mauthen den Absatz des Weines noch mehr erschwert. Indessen hat sich die Erzeugung dieses Produktes bis jetzt noch nicht vermindert.

Die besten Güter gehören, wie gesagt, nicht dem, der sie mit eigenen Händen baut. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der den Wein nicht trinkt, der ihn pflanzt; und auch hier stoßen wir, wie allenthalben, auf das fatale sic vos, non vobis. Allenthalben bis in die

entferntesten Gegenden der Erde sehen wir das Bestreben des Menschen, die Beschwerden des Lebens auf den Andern zu wälzen und sich die Genüsse desselben vorzubehalten. Der freie Wilde sogar, der keinen Sklaven kennt, als seine Frau, bürdet dem schwächeren Weibe die schwere Arbeit auf, um sich des Lebens müßig zu erfreuen. Die zivilisirten Völker sind gegen das schöne Geschlecht galanter, aber darum weder menschlicher noch gerechter, sondern nur raffinirter. Wir haben freilich keine Plantagen und Schwarzen; aber wir pflanzen auch keinen Zucker, und die Weißen machen bei uns die Schwarzen entbehrlich. Der Mensch ist nicht immer besser, wo es besser geht, sondern die Umstände sind es.

Allenthalben sehen wir dieselbe Neigung des Menschen, Andern die Last des Lebens aufzubürden und sich seine Genüsse zuzueignen; und nur in den Mitteln, zu diesem Zwecke zu gelangen, wechselt er. Man müßte das Geschlecht des Prometheus wenig kennen, wenn man nicht wüßte, daß der Despotism seine Wurzeln in seinem tiefsten Gemüthe hat.

Bailly sagte: »Wer kennt nicht das weltberühmte Schloß Diderot's? *) Über seinem Eingang steht geschrieben: »Ich gehöre keinem Menschen an und Jedermann. Ihr waret darin, ehe ihr hineingegangen, und ihr werdet noch in ihm seyn, da ihr es verlassen. In diesem Schlosse geht oder steht man, wenn man nicht sitzt

*) Jacques le fataliste.

oder liegt. Einige Dutzend verwegener oder verschlagener Leute hatten sich in ihm die geräumigsten und besten Gemächer angeeignet, die sie indessen immer zu beschränkt und nicht bequem genug fanden. Sie behaupteten, gegen den Sinn der Inschrift am Eingang, das Schloß gehöre ihnen erb= und eigenthümlich zu. Das haben sie denn auch, mit Hülfe einer Anzahl von Leuten in ihrem Solde, die wieder eine Menge anderer Leute in ihrem Solde haben, die für ein Stück Geld Jeden, der das Gegentheil zu behaupten wagte, zu köpfen, zu hängen, zu erschießen, zu rädern bereit sind, weis gemacht. — Du tückischer Diderot! Welche Bosheit! Welche Verleumdung! Da seht Ihr die Früchte der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, der Werke eines Voltaire, Rousseau und der Encyklopädisten! Ist nicht das Ungeheuer von einem Contrat social und der gotteslästerliche discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes mehr noch als die Reformation einem zweiten Sündenfall gleich zu achten?

»Doch weg mit diesem Stoffe! Ihr macht nichts daraus. Euch gehen Reformen durch den Kopf, Ihr Radikalen, laßt sie ruhen, wenn Ihr ihn darüber nicht selbst verliehren wollt; denn, wahrlich, eher verliehrt Ihr den eigenen Kopf, als es Euch gelingt, ihn Anderen zurecht zu setzen. Helft die Welt nur nicht verbessern, wenn Ihr mit den verrufenen Töchtern des Danaus nicht Wasser in durchlöcherte Gefäßen tragen wollt. Es giebt gute Menschen; aber, glaubt mir, die Menschen sind nicht gut. Die Welt ist ein Bicetre und Bedlam,

ein großes Eberbach, ein Korrektions- und Irrenhaus zugleich. Spitzbuben und Narren bevölkern es. Belehrt mich, sagt es Euch Erfahrung und die Geschichte anders! Gauner, Diebe, Heuchler, Blödsinnige und Thoren sind die Heiligen und Helden der dummen Welt. Sechs Jahrtausende haben an ihr abgerichtet, um ihr etwas Tugend und Weisheit beizubringen; welche Fortschritte hat sie gemacht? Kommen mit jedem neuen Geschlechte nicht die alte Sünde, die alte Thorheit und der alte Jammer wieder? Ist es nicht mit allem Unterricht, mit Erziehung, Gesetzen und Religion, als richte man einen Pudel zum Tanzen ab? Minuten hält er sich auf den Beinen und macht gravitätisch nach dem Takte seine Pas. Aber bald gewinnt die Hundsnatur die Oberhand, die der Prügel oder der Geruch des Bratens auf Augenblicke nur bezwang, und das Thier fällt platt und plump auf alle Vier nieder, wie es Gott geschaffen hat. So haben die Völker in der Geschichte vorübergehende Perioden von Verstand und Redlichkeit; aber es ist der Pudel auf zwei Beinen; er stehet weder lang noch fest. Und glaubt nur nicht, daß es besser werde! Verderbt Euch selbst die Zeit und Laune nicht mit dem Versuche, in die taube Nuß, oder aus ihr, einen gesunden Kern zu bringen! Die Zähne beißt Ihr Euch an der harten Schaale stumpf; aber mit dem Kern ists nichts. Die Welt wäre, wie Pope, leichter neu zu machen, als auszubessern. Damit Ihr mich versteht, muß ich Euch sagen, daß dieser, ein Riese an Geist, ein Krüppel an Körper, im Zorn

statt eines Fluchs den Ausdruck an sich hatte: Gott bessere mich! Eines Tags setzte ihm ein Bettler zu, der ihn mit seinem ungestümen Wesen reizte. Gott bessere mich! fuhr der Dichter den Lästigen abweisend an. Der Bettler betrachtete den höckerichten Zwerg mit einem langen Blicke und sagte dann: »Gott verdamm mich! es wird ihm leichter seyn, einen neuen zu machen, als den alten auszubessern.« Wahrhaftig so ists mit der Welt, und mit der europäischen gar, die in sich faul und durchgefressen, gerade wie ein Auszehrender an Genesung glaubt, wo die Todesgefahr am nächsten ist. Die Zeit wird es lehren, hat sie es anders noch nicht gelehrt.

Es giebt ungleich mehr Dummheit in der Welt als Verstand; wer also von diesem genug besitzt, um jene zu gewinnen, der hat ein großes Reich und die Mehrheit für sich, die in der Hand eines gescheidten Mannes den Ausschlag giebt. Fast alle aber, die bei der Menge in Achtung und Ansehen standen, waren Fanatiker, Betrüger oder Heuchler.

Die Italiener sagen, um Glück in der Welt zu machen, müsse man etwas närrisch seyn *). Wirklich stehet dem Glücke, wie die Erfahrung zeigt, der Verstand nicht weniger als die Ehrlichkeit im Wege. Wer sich geltend machen will, der muß die Menschen betrügen oder unterdrücken. Eine gute Dsios Thorheit macht uns und Andere zufrieden mit uns; sie läßt ihren Mann nicht untergehen,

---

*) Aver un poco di matto.

darauf kann man zählen; denn mit ihr steht man in der Welt nie allein, sondern gehört dem zahlreichsten Orden an, der seine Glieder nicht im Stiche läßt.

Glaubet mir, Freunde, pfleget Eurer Gesundheit und sorget für des Leibes Nothdurft! Geht aller Metaphysik, als einem neckenden Irrwische, aus dem Wege, der Euch in Sumpf und Moor verlockt. Es ist mehr Lebensklugheit und Makrobiotik in den drei Regeln jenes ehrlichen Mönchs, als Ihr in allen Schulen und ihren Büchern findet. Von jenem Mönche rede ich, der sich frisch und munter bis ins hohe Alter erhalten hatte. Wie fiengen Sie das an, ehrwürdiger Vater? fragte ihn ein Bekannter, daß Sie selbst im grämlichen Alter ein rüstiger Jüngling geblieben sind, gesund an Leib und Seele? Mein ganzes Geheimniß, erwiederte der Mönch, besteht in drei Lebensregeln. Die erste heißt: Rede nur Gutes von deinen Vorgesetzten. Das ist ein goldner Spruch. Zweitens: Lasse die Welt gehen, wie sie geht. Sie thuet es am Ende doch nicht anders, und ich setze ihr, so sehr ich mich auch anstrenge, keine neue Beine an. Wie ich merke, ist sie uneben und ungleich geschaffen worden, und ich will des Meisters Werk nicht meistern, und mein Leben an die vergebliche Mühe setzen, sie eben und gleich zu machen. Drittens: Thue deine Schuldigkeit, so gut es gehen will. Wer leben will, muß leben lassen. In allen Dingen dir wohl, und Andern nicht übel! Was du nicht tragen kannst, das lade dir nicht auf. — Ihr seht, Freunde, das Rezept ist gut und sparet Euch viel

Arbeit, Verdruß und Noth. Freilich wird es wenig Stoff zu Epopeen und Trauerspielen liefern, auch die Geschichte mager lassen; aber die Menschen, verlaßt Euch darauf, werden desto fetter. Was wollt Ihr mehr?

In dem Rheingau, fuhr ich fort, fand man sonst auf einer Fläche von kaum drei Stunden sechs Klöster — Tiefenthal, Eberbach, Gottesthal, Eibingen, Nothgottes und Marienhausen — die nicht wenig dazu beitrugen, die andächtige Stimmung des Volks zu unterhalten. Andere Religionen als die katholische, die allenthalben eingenisteten Juden ausgenommen, kannte man nur dem Namen nach. Seit dem Revolutionskriege, der viel Gutes zerstörte, aber auch sehr oft mit der Frucht das Unkraut vernichtet hat, ist es anders geworden. Die Frucht wird wieder angebaut, das Unkraut nicht. Das Gemisch von Völkern mit ihren Sitten, Gebräuchen und Meinungen hat die Rheingauer an das Fremde gewöhnt, und nach und nach lernten sie die Vorzüge von dem schätzen, was sie erst haßten, dann ertrugen und endlich liebten. Ist der Mensch nicht allenthalben Sklave der Gewohnheit? Was wir ewig sehen und wiedersehen, scheint uns allein das Rechte und Wahre, und wir sind gewiß, mehr als in einer Hinsicht, in dem Falle jenes südlichen Asiaten, der alles in Europa möglich und begreiflich fand, nur nicht daß daselbst die Flüsse frieren, und es eine andere als monarchische Regierungsform geben könne.

Wo sich verschiedene Meinungen begegnen, da wird

der Mensch zum Zweifel und dann zur Prüfung geführt, und er lernt, im Umgange mit Menschen von einem andern Glauben, erst ihre Tugenden und dann den Glauben selbst schätzen, mit dem sich solche Tugenden vertragen. Man rühmt mit Recht von Reisen, daß sie uns tolerant machen, weil, wer viel gesehen und gehört hat, auch Vieles prüfen und ertragen lernen mußte. Die abwechselnden Wanderungen der verschiedenen Völker in dem Revolutionskriege haben die Stellen der Reisen vertreten.

Was der Krieg begonnen, vollendete der Friede. Klöster wurden aufgehoben, die drei christlichen Konfessionen für gleiche Schwestern einer Mutter erklärt, und Völker, Verfassungen, Sprachen und Gebräuche so bunt gemischt, daß man kaum mehr, eine Grenze zu erkennen vermogte. Katholische Länder erhielten protestantische Fürsten und umgekehrt, und verschiedene Mundarten und Sprachen vertrugen sich gesellig.

Welch schönes, geschmackvolles Landhaus dort unter Eltville! rief Johanne. Und was ist das tiefer im Lande am Saume des Waldes? Es sieht sich wie die Trümmer einer alten Burg an, und aus der Vertiefung erhebt sich der Thurm einer Kirche. — Das ist Kiedrich, war die Antwort, ein recht angenehmer Ort, wo die Freiherren von Ritter einen schönen Landsitz haben. Auf dem mit Reben bepflanzten Hügel bei der Ruine wächst der gesuchte Grävenberger, der zu den vorzüglichen Rheinweinen gezählt wird.

Noch tiefer im Hintergrunde, mehr links und fast

ganz ins waldige Thal versteckt, liegt die ehemalige Abtei Eberbach, reich, gastfrei und wohlthätig. Im Rheingau allein besaßen diese Bernadiner mehr, als zur Unterhaltung eines Fürstenhauses gehört: in der Nähe den Geisgarten und den Neuhof, am Rhein Reichartshausen, und bei Eltville den Steinheimer und den Draiser Hof, mit Weinbergen, Ackerfeld, Wiesen und Wald, außer den Gütern, die ihnen in den Feldmarken mehrerer Gemeinden angehörten. Bei Eberbach liegt der berühmte Steinberg, auch die Hundert Morgen genannt, rundum durch eine Mauer eingeschlossen. Den Wein, der hier wächst, halten Kenner jetzt für den besten, den das rheinische Vaterland erzeugt. Zu diesem Ruhme gelangte er aber erst, seitdem der Steinberg mit dem Besitze der ehemaligen Abtei dem Herzoge von Nassau als Domäne zugefallen ist. Unter den eingezogenen, stillen Mönchen reifte auch der Steinberger in bescheidener Eingezogenheit und vergieng unberühmt. Jetzt ist Eberbach eine Korrektions- und Irrenanstalt, die in ihrer Art als ein Muster gepriesen wird.

Erbach hat eine schöne Lage. Siehst du das kleine Häuschen dort, das arm und unbemerkt sich neben dem reichen Landhause verbergen möchte, und sich nur durch seine gelbe Farbe kenntlich macht? Von da hast du eine der reichsten und schönsten Aussichten im ganzen Rheingau. Das prächtige Landhaus daneben, das sich wohl Jeder von uns mit Freuden gefallen ließe, ge-

hört dem Grafen von Westphalen. — Dort, rief Mathilde, dort ist er! Wie herrlich!

Man unterscheidet den Johannisberg schon in der Nähe von Mainz und erkennt ihn deutlich unter Walluf. Das Landhaus, von dem Schlosse links, kündigt sich sehr vornehm an. Auch ist es schön gelegen und nimmt sich, besonders in der Ferne, vorzüglich aus. Der Handelsmann Mumme hat es sich gebauet. Sehen Sie auf dem Berge tiefer hinab, und in der Nähe des Rheins, am Rande des Waldes, aus dem Dunkel einen weißen Punkt glänzen? Es ist der Tempel des Niederwaldes. Jetzt verliehren wir das rechte Rheinufer beinahe ganz aus dem Gesichte, um dem schnelleren Strome zwischen den freundlichen Inseln zu folgen. Aber wir verliehren hier nur, was im Leben so selten ist, um zu gewinnen. Wenn die Auen dort am Ausgange die verschlossene Aussicht wieder öffnen, und der Strom in seiner weiten Spiegelfläche bis an den Rochusberg mit seiner Kapelle vor dir liegt, und die freundlichen, bevölkerten Orte sich in der klaren Fluth besehen, und die mit Früchten beladenen Bäume und die Rebenhügel sich um das Ufer drängen, dann laß den trunkenen Blick in diesem Reichthum schwelgen!

Hattenheim tritt dort hinter der zurückfliehenden Insel hervor. Grüßet mir das freundliche Haus, das einladend sich dem Rheine zu nähern scheint, als wolle es gastfrei zum Besuche bitten; es gehört der achtbaren Familie Mappes.

Oberhalb Hattenheim, auf mehr als halbem Wege nach Erbach wächst der geschätzte Markebrunner. Die Aue, hinter der wir herabfuhren, verbarg uns die Weinberge dort, die den milden und feurigen Markebrunner liefern.

Das fast klösterliche Gebäude unter Hattenheim ist Reichartshausen, früher ein Hof, der zu Eberbach gehörte, dann der Witwensitz der nun verstorbenen Herzogin von Nassau. Nach dem Tode dieser Fürstin kaufte das Gut der Graf von Schönborn, sein gegenwärtiger Besitzer. Die Lage ist ganz vorzüglich.

Es hat, rief Bailly lebhaft, Ähnliches mit Malmaison. Wirklich sehr schön! — Eugen sah mich an und lächelte. Der Garten, fuhr ich fort, wie wir ihn jetzt sehen, ist von dem Grafen angelegt. Auch findet man eine kleine Gemäldesammlung daselbst, die einige vorzügliche Stücke enthält und den Fremden gern gezeigt wird. Kein Freund der Kunst, der vorüber kommt, läßt sie unbesehen.

Östrich, von Fruchtbäumen bekränzt und mit lieblichen Fluren umgeben. Sey mir gegrüßet, Krancher, alter Freund!

Landeinwärts, wenn du dem fruchtbaren Wiesenthale gegen den Wald folgst, siehst du das stille Gottesthal; früher stand daselbst ein einsames Frauenkloster. Nur zwei Mühlen entdeckt man noch. Kirche und Kloster sind spurlos verschwunden, und auf dem Boden, wo sie

gestanden, wird jetzt ein guter Wein gebauet. Mehr westlich steigt das Schloß Vollraths aus der Vertiefung neben einem Kastanienhaine hervor. Dieses Freiherrlich-Greifenklau'sche Gut gehört zu den angesehensten im Rheingau. Die Gebäulichkeiten sind weder bequem noch freundlich, aber die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft stehen miteinander im schönsten Verhältnisse. Da sind Weinberge, Ackerland und Wiesen für reiche Ernten und einen beträchtlichen Viehstand, Obstzucht, Wald und Gärten.

Die waldigen Berge stehen beinahe in einem Halbzirkel, gleich bewaffneten Riesen, schützend um das herrliche, gesegnete Land. Jenseits dieser Berge wird die Natur schauerlich und wild, und verbirgt reiche Schätze wenig gekannter Schönheiten.

Auf dem höchsten der Berge, die sich dort erheben und die Rabenköpfe heißen, auf jenem, der dort hinter Hallgarten sein mit Eichenwäldern bekränztes Haupt in den Wolken trägt, ist eine freie Stelle, von der man das ganze weite, offne Land übersieht, das in der unermeßlichen Fläche zwischen den Gebirgen vom Hundsrück, dem Donnersberg, dem Melibokus und dem Altkönig liegt. Nicht leicht findet man in Deutschland einen schönern Standpunkt, von dem man mehr Reichthum und Pracht der Erde mit einem Blicke überschaut.

Ist das nicht der Ort, fragte Wertheim, auf dem Eugen uns Schmauß und Tanz bei seiner Hochzeit in einer schönen Sommernacht versprach?

Es ist derselbe.

Wahrlich, ein königlicher Gedanke, rief er, beim Fackelschein von aufgeschichteten Holzstößen, in der Nähe des Himmels zu schmaußen! Die nackte Fläche auf dem Scheitel ist zum Tanzsaal geräumig genug. Das zahlreiche Orchester vertheilt man ins Thal, rund um den Fuß des Berges, und Musik und Tanz und Beleuchtung wären in der That ein großes, einziges Schauspiel. So hatte ein Künstler des Alterthums die gigantische Idee, den Berg Athos zum ähnlichen Bilde Alexanders auszuhauen. Die Wälder waren die Haare seines Hauptes, in der Rechten sollte er eine Stadt tragen, und aus der Linken sich ein Strom ergießen. Ich ermahne Eugen an die Erfüllung seines Versprechens.

Mittelheim liegt so nahe an Winkel, daß es mit diesem fast zusammenhängt. Hier bitte ich, einen Blick auf den Spiegel des Rheins zu werfen. Welch eine zauberische Ansicht den Strom auf- und abwärts! Die Sonne steht schon über dem Niederwalde. Die helle, glänzende, ebene Wasserfläche breitet sich wie ein See bis tief an den Fuß des Rochusberges und die waldige Höhe vor Weiler aus. Die friedlichen Flecken stehen am Ufer und besehen sich in dem Spiegel des Stromes, und die schattigen Auen winken dir freundlich zum Besuche. Es ist in der That eine namenlose Lust, in dieser Jahreszeit, bei dieser Beleuchtung der Gegend, hier über die stille, klare Fluth zu schwimmen.

Am Fuße vom Johannisberg dehnt sich Winkel aus,

mit größerm Recht das lange genannt, als mancher Held in der Geschichte der Große heißt.

Der Johannisberg! sagte Mathilde. — Wir fuhren in der Tiefe an ihm vorüber. Das Schloß und die Kirche glänzten in der Abendsonne.

Deine Kindheit, deine Hoffnungen, deine Träume und Wünsche richten sich, wie die Gestalten abgeschiedener Freunde, vor deiner Seele auf. — Ich verstehe die Thränen in deinem Auge. Aber das Leben hat noch keinem bessern Menschen gehalten, was es ihm versprach. — —

Der Rheingau ist doch wirklich ein Paradies, unbedenklich der schönste Fleck Erde in unserm Deutschland. Kein Pinsel, kein Grabstichel, keine Feder giebt ein Bild von dieser großen und reichen Natur. Von Walluf bis Rüdesheim geht man durch einen Garten mit schönen Landhäusern, den von der einen Seite der stolze Fürst der Ströme, von der andern der hohe waldige Taunus begrenzt.

Die köstlichste Perle in diesem reichen Schmucke ist der Johannisberg. Man wird es nicht müde, von dem Balkon des Schlosses herabzusehen in die gefällige Tiefe, nach dem königlichen Rhein, der seine hundert grüne und dunkle Auen schwimmend auf dem Rücken trägt. Links das liebliche Biebrich, der Sitz des Herzogs, den sein fürstliches Gemüth noch über seinen fürstlichen Stand erhebt, weiter Hochheim, rechts der schöne Niederwald, dann mehr vor sich das schöne Nahethal

und die fruchtbaren Gefilde der ehemaligen Pfalz bis zum Donnersberge.

Für seinen großen Umfang hat das Gebäude wenig bewohnbaren Raum. Die Gemächer des Fürsten, die geschmackvoll eingerichtet sind, haben die Aussicht nach Süden und Osten. Sie bestehen aus dem Schlafgemache des Fürsten, seinem Kabinete, wo ein schöner Kupferstich, den folgereichen Wiener Kongreß darstellend, aufgehängt ist, dann aus einem prächtigen Gemache, in welchem sich ein treffliches Porträt des Kaisers Franz befindet und endlich einem Billardzimmer. Die Gemächer der Fürstin, ebenfalls geschmackvoll, sind auf der andern Seite, und haben die Aussicht nach Süden und Westen.

Dieses schöne Gut hat mit der Zeit so ziemlich gleichen Schritt gehalten und seine Besitzer so oft, als viele Menschen ihre Grundsätze und viele Länder ihre Herren gewechselt. In der alten legitimen Ordnung, welche durch die französische Revolution so gewaltig zerrütet ward, gehörte der Johannisberg zu Fulda. Mit diesem Ländchen kam er, in der Säkularisations- und Entschädigungs-Epoche, an Oranien, das gegenwärtig auf dem Throne der Niederlande sitzt. Napoleon, der seine Krieger und Verwandte mit erobertem Gute kaiserlich zu belohnen pflegte, schenkte ihn dem Marschall Kellermann, den er zum Herzog von Valmy erhoben hatte. Nach dem Untergange des mächtigen Kaiserreichs, das mit seinem Gründer wie ein flammendes Meteor vorübergezogen

war, fiel der Johannisberg dem Kaiser von Österreich heim, der ihn dem um die österreichische Monarchie so hoch verdienten Staatsmanne, dem Fürsten Metternich, gab. Wenn hier nicht der beste Rheinwein gezogen würde, dann könnte man darum wenigstens der Natur keinen Vorwurf machen. Lage und Boden sind vortrefflich. Es läßt sich begreifen, daß der öftere Wechsel der Besitzer dem Gute nicht zuträglich gewesen ist.

Jetzt scheint man ernstlich daran zu denken, die Natur durch die Kunst der Behandlung und Pflege, die der Weinstock in unserm Klima nicht entbehren kann, kräftig zu unterstützen. Der Weinbau ward in der spätern Zeit, namentlich in den Herzoglichen Domänen und durch angesehene Gutsbesitzer in Rüdesheim, Geisenheim, Kiedrich, Hattenheim, Eltville und anderen Orten des Rheingaus zu hoher Vollkommenheit gebracht.

Der ansehnliche Ort hier von städtischem Ansehen mit Häusern, die fast Palästen gleichen, ist Geisenheim. Das helle, große Gebäude östlich mit seinem geräumigen Garten bewohnt die gräfliche Familie von Ingelheim, wegen ihrer wohlthätigen Menschenliebe und freundlichen Umgänglichkeit im Lande von alter Zeit her sehr beliebt. Das schloßartige Gebäude nach Westen gehörte dem Grafen Ostein, den unter andern auch das Verdienst auszeichnet, den Niederwald angelegt zu haben. Das Schloß ist, nach des Grafen Tod, wie viel adeliges Gut in späterer Zeit, an Privatleute gekommen, die, um ihr Eigenthum, wie es scheint, unverkennbar zu

scheiden, es durchbrochen haben. An der Seite dieses Gebäudes steht ein andres, nicht so groß, aber freundlich, gegen den Niederwald und Rüdesheim; es gehörte der Familie Metternich, die in unsern Tagen durch den Fürsten dieses Namens so berühmt geworden ist. Wenige Staatsmänner haben, gleich ihm, so einflußreich auf ihre Zeit gewirkt. Wie sich dies Haus neben dem Johannisberg ausnimmt, so steht das alte Geschlecht neben dem Fürsten und Staatskanzler, der es verherrlicht.

Verfolgt man das Thal hinter Geisenheim landeinwärts durch den Wald, dann kommt man nach Nothgottes, das früher ein Kapuzinerkloster war. Erinnerst du dich, Eugen, noch unseres Besuchs daselbst? — Ich denke wohl, erwiederte dieser; solche Erinnerungen verwischen sich nicht so leicht in unsrer Seele.

Lassen Sie doch hören! rief Johanne. Das muß recht komisch seyn; kaum kann ich mir eine Vorstellung von einem Wesen machen, das Kapuziner heißt. — Viel Komisches, war meine Antwort, hatte der Besuch nun eben nicht; indessen ist er interessant genug, um erzählt zu werden.

Vor, ich weiß nicht, wie vielen Jahren, hatten wir, Eugen und ich, uns Morgens auf, einem Streifzuge von Vollraths aus, in dem Walde verirrt. Es war unmöglich, die Gegend, in der wir uns befanden, zu erkennen. Es gieng durch Thäler, es gieng über Berge; aber die Bäume verbargen uns jede Aussicht. Endlich gewannen wir eine Höhe, von der wir einen Theil des

Rheingaus sahen. Wenn mich nicht alles trügt, sagte ich, dann sind wir vielleicht noch eine Stunde von Johannisberg oder Nothgottes. Verfolgen wir die Richtung nach Süden, und wir treffen zu Geisenheim oder Winkel ein.

Nothgottes ist das angeführte Kapuzinerkloster, das im Walde in einem einsamen, schönen Thale liegt. Im Sommer ist es von blühenden Kastanienbäumen und Linden freundlich beschattet.

Gehen wir nach Nothgottes! rief Eugen. Vielleicht lebt der Pater Anton noch. So lange habe ich den guten Alten nicht gesehen. Wie leicht vergißt doch der undankbare Mensch in diesem fliehenden Leben, was ihm sonst theuer war!

Der Pater Anton? fragte ich lächelnd, und ein Kapuziner! Wahrhaftig eine eigne Verwandtschaft!

Und warum? erwiederte Eugen. Ein Kapuziner ist mein Freund; das befremdet dich? Hätte ich einen Türken genannt, du hättest es nicht seltsam gefunden. O ihr Griechen, sagte jener Alte, seyd doch ewig Kinder!

Dieser Pater Anton ist ein ehrwürdiger Greis, dem ich viel verdanke. Er hat mehr als die Hälfte von Europa gesehen, war fünfzehen Jahre in Italien, und kennt, was viel sagen will, die Menschen.

In meiner frühesten Jugend gab er mir Unterricht in dem Italienischen. An dem Orte, wo meine Eltern wohnten, konnte ich in dieser Sprache, die ich besonders liebte, keinen Lehrer haben. Ich sah ihn zufällig in Ge-

sellschaft, er hörte meinen Wunsch, und bot mir seine Dienste an. Damals war ich beinahe noch Knabe. Das Eigne der Sache reizte mich. Täglich besuchte ich den Alten in seinem Kloster, um seinen Unterricht zu genießen. Er gewann mich lieb; ich schätzte ihn. Als Freunde sind wir geschieden. Später hörte ich, er sey in Nothgottes. Ich hörte es, und vergaß es wieder. Andre Zeiten geben andre Sorgen. Den Menschen zieht ein Strom gedankenlos mit sich fort. Die Gegenwart verwischt die Vergangenheit.

Nach einer halben Stunde kamen wir bei dem Kloster an. An der Pforte, die uns ein Bruder öffnete, erkundigte sich Eugen nach dem Pater Anton. Er führte uns schweigend durch den düstern Kreuzgang, eine Treppe hinauf und pochte an einer kleinen Thür. Sie wurde geöffnet, und der Bruder verschwand. Ein hoher, ehrwürdiger Greis stand vor uns. Der nackte Kopf war schön und voll Ausdruck. Sein weißer Bart fiel tief über die Brust herab.

Sie kennen mich nicht mehr, mein Vater? fragte Eugen.

Nein, antwortete der Alte. Meine Augen werden schwach, und ich sehe selten Menschen.

Ich bin Ihr Schüler Eugen, mit dem Sie das befreiete Jerusalem so oft gelesen.

Ja, erwiederte der Greis, indem er ihn aufmerksam betrachtete, dies Gesicht und diese Gestalt trügen nicht. Diesen Jüngling versprach der Knabe. Er öff-

nete seine Arme, drückte Eugen an sein Herz, und küßte ihm die Stirn. Ich habe viel Gutes von dir gehört, und das macht deinem Vater große Freude. — Ich heiße dich noch du, Eugen; denn hoffentlich hat die Welt dich nicht verändert.

»Nein, mein Vater, wenigstens, wie ich hoffe, nicht verschlimmert.

So meine ichs, erwiederte er.

Ich wurde endlich vorgestellt. Wir setzten uns, redeten über die Vergangenheit und Gegenwart, über den Zufall, der uns hergeführt und über Italien, unter dessen freundlichem, warmem Himmel der Alte sich zu verjüngen schien. Er sprach mit Kürze und Bestimmtheit, tadelte oder lobte selten, und schien wenig Antheil an den Ereignissen der Gegenwart zu nehmen, mit denen er übrigens bekannt war. Das Leben lag wie eine vollendete Reise hinter ihm, und in der Welt betrachtete er sich als einen Fremdling, der den Staub von seinen Füßen schüttelt und weiter geht. Seine Klause, in der kaum drei Menschen Raum fanden, hatte eine liebliche Aussicht in den Garten und über den Wald ins Wiesenthal hinab. Seine Geräthe bestanden in zwei Strohstühlen, einem Bücherschranke und einer Bettlade mit einem reinlichen aber armen, harten Bette.

Eugen äußerte den Wunsch, in den Garten zu gehen, um seine alten bekannten Plätzchen zu besuchen. — Das thue mein Sohn, sagte der Greis; der gute Mensch

liebt seine Kindheit. Ich will Sie unterdessen als unsre Gäste auf diesen Mittag melden.

Wir bemerkten, daß dies wegen des Weges, den wir noch zu machen hätten, nicht möglich sey, und baten nur um eine kleine Erfrischung. Er drang nicht in uns, und versprach uns einen Kaffee zu besorgen.

Eugen eilte in den Garten. Ich begleitete den Vater, der den Kaffee bestellte, und dann folgten wir unsrem Freunde, der in dem Garten umherirrte, und uns allein ließ. So viel ich mich erinnere, war unsre Unterhaltung folgende:

Ich. Ihr Kloster hat eine schöne Lage.

Pater. Sie ist gesund.

Ich. Wohnen Sie schon lange in dieser Gegend?

Pater. An vierzehen Jahre; seitdem ich die härtesten Pflichten meines Ordens für mein Alter zu beschwerlich finde und ruhig lebe. Über vierzig Jahre war ich in seinem Dienste auf Reisen.

Ich. Sie sind also schon an fünfzig Jahre Priester?

Pater. Noch länger.

Ich. Und waren stets zufrieden?

Pater. Wie es der Mensch ist und seyn kann. Er sucht das Glück in seiner Jugend, findet es selten, und wenn er es vergebens gesucht zu haben glaubt, sucht es ihn oft im Alter, als ein unerwarteter Gast. Die Welt hält nie, was sich der bessre Mensch von ihr verspricht. Erst wenn er sie aufgegeben hat, ist er erstaunt, in sich selbst zu finden, nach was er vergebens außer sich gestrebt.

Mir war das Kloster ein sichrer Hafen, in den mich der Zufall vielleicht, oder meine Bestimmung, von der hohen See des stürmischen Lebens trieb. Ich habe die Erde um ihre Güter nie beneidet. Wenig hab ich gesucht, das Wenige gefunden, und von dem Wenigen doch manches schmerzlich verlohren.

Ich. Das ist das Leben.

Pater. Man gewinnt um zu verliehren, und verliehrt nicht selten, um zu gewinnen. Was der Mensch heftig wünscht, hört auf, wünschenswerth zu seyn, wenn er es besitzt. Was ihm nicht werden kann und soll, hat für ihn den größten Reiz. Nie kann er erlangen, was er wünscht, weil seine Wünsche den Köpfen der Hyder gleichen; dem abgeschlagenen wachsen neue verdoppelt nach. Der befriedigte Wunsch erzeugt andre Wünsche. Darum lernt der Weise mehr entbehren, als erwerben; und seine Weisheit kann er als Mönch in seiner Klause so gut, wie Mark-Aurel auf dem Throne, oder Diogen in seiner Tonne üben.

Ich. Denken alle Ihre Brüder so?

Pater. Nicht leicht denken zwei Menschen gleich.

Ich. Die Klöster werden gegenwärtig in Europa sehr vermindert.

Pater. Alles hat seine Zeit. Verschiedene Jahrszeiten und Himmelsstriche bringen verschiedene Früchte. Das Irdische wechselt. Was der Mensch gemacht, kann auch der Mensch zerstören. Seine Werke sind vergänglich, wie er selbst. Eine lächerliche Gewohnheit wird

oft heilige Sitte, und ein drückender Mißbrauch beliebtes Gesetz; so kann unter andern Verhältnissen das Gesetz zum Mißbrauch, und die beste Sitte zur lächerlichen Gewohnheit werden. Vom Menschen hängt es ab, gerecht und gut zu seyn. Kein Stand schließt ein wohlthätiges Wirken und die Erfüllung heiliger Pflichten aus.

Ich. Wenn der Mensch aber durch seinen Stand in die Lage käme, gegen seine Überzeugung zu handeln?

Pater. Der Mensch ist nicht sein Stand. Oft spricht der Mund des Richters ein hartes Gesetz aus, das sein Herz verdammt, und der Krieger schlägt sich für eine Sache, die er mißbilligt. Getrauen Sie sich, als Bürger eines Staates, die Sünden zu verantworten, mit denen er sich oft belastet?

Ich. Das ist wahr.

Pater. Selten ist der Stand, in dem wir leben, das Werk unsrer eignen Wahl. Der Mensch von Ehre ehrt jeden Stand; den schlechten macht auch der Beste nicht besser. Der meinige lehrt den Menschen die größte aller Künste — die zu gehorchen und zu befehlen.

Ich wollte mir über diese Stelle, die mir nicht ganz verständlich war, einige Erläuterungen ausbitten, als Eugen zu uns kam. Er schien tief bewegt zu seyn. Der Greis betrachtete ihn aufmerksam. Wenn mich dein Äußeres nicht täuscht, sagte er zu ihm, dann ist es in deinem Innern nicht ruhig.

Mein Äußeres täuscht nicht, erwiederte Eugen.

Der Geistliche nahm seine Hand. Freude und

Schmerz, sprach er, folgen sich auf der Erde wie Licht und Schatten. Der Mensch, mein Sohn, der glücklich zu seyn verdient, kann nie ganz unglücklich werden. Wo die Freude reich aussähen soll für fruchtbare Ernten, da muß der Schmerz erst tiefe Furchen ziehen, um ihren Saamen zu empfangen. Glaube und hoffe!

Ein Bruder meldete, der Kaffee sey aufgetragen.

Ich will hier von Ihnen Abschied nehmen, sagte Eugen. Von den übrigen Herren des Klosters, die ich nicht kenne, mag ich keinen zum Zeugen haben. Der Alte schloß ihn an sein Herz und küßte ihm die Stirn.

Vielleicht sehen wir uns zum letztenmal, sprach mein Freund.

Wie Gott will, Eugen, war des Geistlichen Antwort. Was gebohren ist, muß sterben. Aber doch sehen wir uns wieder. Laß die feige Weisheit der Zeit dein Herz nicht vergiften. Glaube und hoffe! Ohne den Willen dessen, der die Welten schuf, und den Menschen, und den Seraph und den Wurm, fällt auch kein Haar von deinem Haupte.

Wir begaben uns in das Refektorium, wo der Kaffee aufgetragen war. Wir sahen nur wenige Mönche, die schweigend auf und nieder giengen. Bei dem Abschiede wurden wir dem Guardian des Klosters vorgestellt. Wir eilten weiter. —

Auf einmal, da ich kaum geendet hatte, wendete das Schiff sich rechts, um das Ufer zu gewinnen, das uns eine lange Aue, hinter der wir herabgefahren waren,

verborgen hatte. Da öffnete sich die Aussicht über die weite Wasserfläche. Hier Rüdesheim, das sich, seiner Schönheit bewußt, in der klaren Fluth besah, der herrliche Niederwald mit seinem Tempel, dort der Mausthurm, Bingen und der Rochusberg mit seiner freundlichen Kapelle.

Gott! wie prächtig! rief Mathilde. Wir alle waren in den Anblick verlohren. Dort, fuhr ich als Ceremonienmeister mit der Präsentation des Landes fort, dort hinter jenem Walde von Obstbäumen versteckt ruht Eibingen hinter einem romantischen Wiesengrunde. Das adelige Frauenstift, jetzt zum Zeughause eingerichtet, hat eine schöne Aussicht.

Der eigentliche Rheingau, der diesseits der waldigen Gebirge auf dem rechten Ufer des Rheins liegt, hat wohl seine Sänger gefunden. Gelehrte Reisende hatten es gemächlich genug, auf ihrem Fahrzeuge den Strich Landes abzureißen und in ihrer Schreibtafel aufzubewahren. Aber diese oberflächliche Küstenfahrt giebt eben nicht die einzige, reiche Ausbeute. Jenseits dieser Höhe liegt noch eine neue Welt von unbekannten Schönheiten verborgen. Wäre es nicht eine alte Krankheit des Menschen, in der fernen Fremde zu hoffen und zu suchen, was er in der nahen Heimath verschmäht, dann könnte man nicht begreifen, wie reiche Reisende mit ihrem Gelde entlegene Genüsse einer üppigen und schönen Natur kaufen, und diesen Rheingau, und auf und hinter dem Gebirge das Werk, das Lahn- und Wisperthal, die Ellmach und die hundert herrlichen Gegenden ohne, oder

mit unbekannten Namen, geschenkt nicht mögen. Oder hat für den Menschen nur Werth, was er theuer bezahlt?

Die rechte Zeit, den Rheingau zu besuchen, ist im Juni, wenn das ganze angebaute Land einen prangenden Garten bildet, die dichten Reben dich in ihren Schatten einladen, dir Kühlung zufächeln, und die berauschenden Wohlgerüche der Blüthen dich umduften. Willst du größere Genüsse, oder dich an der lauten Fröhlichkeit eines muntern, kräftigen Volkes ergötzen, dann besuche es im Oktober, wenn der reiche Herbst dir seine köstlichen Gaben spendet.

Die Sonne schiffte sich hinter dem Niederwalde nach der neuen Welt ein. Die Berge warfen ihren Riesenschatten weit über das Land. Nur der Johannisberg glänzte noch wie ein Feenschloß in dem Golde der untergehenden Sonne. Wir landeten entzückt von der herrlichen Fahrt.

Nun einen Ächten vom Berge oder auch vom Hinterhaus! Heute wollen wir uns stärken auf morgen zum mühevollen Gang nach dem Niederwalde. Daß unsere Zimmer ja die freie Aussicht auf den Rhein haben! Es ist Vollmond, und wir wissen den Genuß eines solchen Abends, an den Ufern des prächtigen Stroms, zu schätzen. Frisch auf zum Engel, oder, wollt ihr lieber, zum Adler, auch zum Darmstädter Hofe, wenn es euch gefällt! Ich aber muß vor allem einigen Freunden meine Ankunft melden.

Kapitel 8.

Der Niederwald.

Diesen Nachmittag traten wir unsern Zug nach dem Niederwalde an. Die Karavane war ziemlich stark; denn unsre zahlreichen Rüdesheimer Freunde hatten sich uns gefällig angeschlossen. Nach ernster Berathung über den besten Weg, entschieden wir uns für den kürzesten und beschwerlichsten, der durch die Weinberge nach dem Tempel führt. Wir hatten alle in unsrem Leben, wie durch die neuesten Erziehungsschriften, die Erfahrung gemacht, daß der gemächlichste Weg sehr oft am sichersten — das Ziel verfehlt. Die Frauen versprachen uns, sich mit Geduld, der Tugend, die der Mann am Weibe besonders schätzt, zu waffnen, und hielten männlich Wort.

Es war ein heißer Nachmittag. Die Erde lag erschöpft in der glühenden Umarmung des Himmels. Kein Laut lispelte in den Blättern des Weinstocks. Der Gang war ermüdend, aber die frohe Laune, welche uns durch tausend scherzhafte Einfälle unterhielt, ließ uns den steilen Weg vergessen.

Die Damen hatten sich mit jungen Reben gegen die Sonnenhitze bewaffnet, und fächelten sich wechselseitig Kühlung zu. Man scherzte über die Beschwerlichkeiten;

und da auch das geringste Murren die Züchtigung des Spottes fürchtete, so langten wir alle, ohne eine Klage zu hören, auf der Höhe an.

Peters musterhafte Geduld stärkte die Gesellschaft durch ein großes Beispiel. Zum zweitenmal war dieser unermüdliche Mensch schon als Proviantwagen an uns vorübergezogen, mit dem Nektar, von dem Berge erzeugt, den wir bestiegen, auf seinem geübten Nacken. Sobald er uns erreicht hatte, übernahm er, außer der Last, die ihn vertragsmäßig beschwerte, auch noch die freiwillige, uns über das Land mit allen seinen Merkwürdigkeiten in umständlichen Berichten aufzuklären. Von interessanten Menschen und Gegenden darf man nur den Namen nennen, und er allein schon ist ihre würdige Beschreibung.

So nenne ich dich Peter! Dem gefälligen Fremden, der deine redselige Unterhaltung nicht vornehm verschmäht, bist du ein redseliger Cicerone und zugleich dein eigner Biograph; und ich glaube dir das Zeugniß schuldig zu seyn, daß du, bescheidner, anspruchsloser Mensch, von unsern gewöhnlichen Autobiographen und Selbstrezensenten eine seltne Ausnahme machst. So tief du auch sonst unter Rousseau und der Frau von Staël stehen magst, so hoch stehst du auch wieder über ihnen; denn deine ehrlichen Geständnisse *) und zehnjährige Verbannung **) würden dir nicht, wie ihnen, einen

*) Confessions.

**) Dix années d'exil, par Mad. de Staël-Holstein.

Theil des mühevoll erworbenen und wohlverdienten Heiligenscheins vom Kopfe nehmen. Welcher Fremde hat je den Niederwald besucht, ohne sich deiner treuen Führung anzuvertrauen? Wie viele fröhliche Stunden hast du nicht schon durch den Wein geschaffen, den du als ein dir anvertrautes Heiligthum an Ort und Stelle brachtest? Du hast die Last des Tages mit ausharrender Geduld getragen, gutmüthiger, redlicher Peter! du sollst auch die Lust des Abends mit uns theilen. Stelle nur deine süße Bürde hier am Tempel nieder. Wir lagern uns rundum auf seine Stufen.

Welche liebliche, entzückende Aussicht gegen Morgen! Das ganze blühende, grünende Land ist nur eine große, auseinandergerückte, in Gärten vertheilte Stadt. Dort thront der Johannisberg wie ein König unter seinen Vasallen. In der Sonne seh ich tiefer Biebrich glänzen. Wie im Triumphe hält der Rhein seine hundert Inseln empor. Prangend stellt die üppige Natur ihre Schätze zur Schau aus. Alles schweigt in den Anblick dieses herrlichen Landes verlohren, und läßt das Auge in den seltnen Genüssen schwelgen. Wie gut sich Rüdesheim an dem Fuße des Berges ausnimmt! Die leichten Kähne mit ihren weißen Segeln durchziehen wie Schwäne den Strom.

Welch ein erfrischender Wind säuselt in dem geschwätzigen Laube der Bäume! Ein dichter Schatten nimmt uns in sein heiliges Dunkel auf. Welche feierliche Stille herrscht hier! Nichts ist laut, als unsre lärmende Freude.

Stärken wir uns mit einem kräftigen Glase! Öffne deinen Vorrath, freundlicher Peter! Es leben unsre fernen Freunde! Es lebe die Freude, und das Leben lebe, das sie giebt!

Nicht wahr, Peter, es ist eine schöne Welt und dankenswerth in ihr zu seyn? — Peter aber sprach: Das ist, verehrter Herr, wie es kommt und wie man's nimmt. Auf Regen folgt Sonnenschein, auf Sonnenschein folgt Regen. Wer das Gut hat, hat die Sorgen. Wohn' ich in der Miethe, dann brennt mir das Haus nicht ab. Die Diebe und Schuldenmacher suchen kein Geld bei mir, und so habe ich vor solchem lästigem Besuche Ruhe. Großes Glück macht große Sorgen. Leicht bepackt geht sichs am leichtesten durchs Leben, wie auf den Niederwald. So lange dieser stehen bleibt, die Fremden Geld und Lust ihn zu besuchen haben, bin ich außer Noth. Mich setzt keine Herrschaft ab; denn sie hat mich nicht eingesetzt, und ich bin besser daran, als mancher Fürst und sein Minister. Wer den Peter bezahlen kann, der läßt den Peter kommen. Für das Geld und den Proviant müssen die sorgen, die mich dingen; ich gebe zu dem Kapital nur meine Schultern und Beine, die mir hoffentlich bis ans selige Ende meines Lebens bleiben, und so ist von meiner Seite kein Bankerot zu fürchten. Das Haus Peter steht fest, wie er selbst und der Niederwald.

— Doch, lieber Peter, ists ein schönes Ding ums Regiment. Kommandirt und ruhet sichs doch gemächlicher, als man arbeitet und gehorcht.

Das, erwiederte Peter, meint der Herr. Regiert zu werden ist wohl kein besonderes Pläsir; aber die schlimmste Hut ist die der Menschen. Als Kuhhirt möchte ich nicht mit dem Bürgermeister tauschen. Die Menschen zufrieden stellen, heißt machen, daß das Feuer näßt und brennt, das Wasser brennt und näßt. Geben Sie sich nur einmal mit dem Wettermachen ab, ohne der liebe Gott zu seyn — den man, wie sichs versteht, seiner selbst, und besonders der Geistlichkeit wegen, fürchtet; denn das Gesinde ist in der Regel schlimmer als der Herr — und sehen Sie, wie Sie's als Wettermacher fertig bringen. Ich wette, daß allein die Wasch- und Trockenweiber Sie in vier Wochen mürbe machen, und Sie gern das Handwerk niederlegen; und doch sind die Wasch- und Trockenweiber die schlimmsten nicht, und die Weiber im Punkte des Regiments leichter zu behandeln, als die Männer, die sich ganz andere Dinge in den Kopf setzen, als zu waschen und zu trocknen, oder es mit Staaten und Völkern sehr ins Große treiben. Ja, machen Sie es dem Menschen recht! Der will den Bart los seyn und sich doch nicht rasiren lassen. Trocken geschoren thut's ihm zu wehe, ordentlich eingeseift ists ihm zu schmutzig und zu naß. Macht er Wein, dann klagt er über die theuern Fässer, macht er keinen, dann ists ihm gar nicht recht, weil er weder zu verkaufen, noch zu trinken hat. Eine Mißernte setzt ihn in Mangel, der Überfluß in Noth. Gottes Segen wird ihm zur Landplage, weil viele Säcke ihm kaum den Beutel füllen. Hört man diese Klage

jetzt nicht allenthalben? — Gut gesprochen! Peter. Nun thue noch einmal Bescheid! Hier ein frisches Glas!

Peter sprach: Schönen Dank! Nach gethaner Arbeit ist gut feiern, und leerte das Glas, durch das seine Gesprächigkeit gesteigert ward. Der Wein, fuhr er fort, erfreuet des Menschen Herz, und des Guten thut man nicht leicht zu viel. Aber der Mensch ist doch, so zu sagen, ein dummer Teufel. Nichts für ungut, da sie auch gewissermaßen dazu gehören! Ich weiß noch recht gut, wie ein neues Gesangbuch, des lutherischen Spaltes wegen, von den Rheingauern verworfen ward. Es hat Mord und Todschlag abgesetzt. Der Kurfürst schickte Truppen, — man weiß ja, was in dieser Gesellschaft kommt, — Bürger wanderten ins Zuchthaus und auf die Schanze. Die närrischen Menschen sollen sich um noch jämmerlichere Erbärmlichkeiten, als der lutherische Spalt im Gesangbuche ist, die Hälse gebrochen haben. Wer hatte das angestiftet? Die Kapuziner, die das Lutherthum in dem Spalte sehen wollten. Die Kapuziner sind nicht mehr, und der Spalt hat sich bekehrt und ist nun gut katholisch. Was gab es doch in alter Zeit für Wunder, Zauberer und Hexen! Wo sind sie hingekommen? Mit dem Glauben daran haben sie aufgehört. Jener trinkt keinen Wein, dieser ißt kein Schweinenfleisch. Hier wird der Teufel weiß, dort schwarz gemalt. Kurz, den Bären, den sie dem Kinde aufgebunden, schleppt man oft genug, du lieber Gott! in Schweiß und Thränen durchs

ganze Leben bis ins Grab, und wäre er noch so zottig und unbequem. Und da läßt sich denn Jeder für das Thier, das man ihm aufgepackt, todt schlagen und schlägt Andere todt. Ich habe Franzosen gesehen, die weiße Bänder trugen und den König, dem sie übrigens mehr mit Worten als mit Thaten gedient haben sollen, ohne Bedenken neben Gott Vater setzten, und wer nicht ihres Glaubens war, den erschossen oder sperreten sie als Jakobiner ein. Dann kamen Andre mit dreifarbigen Bändern, denen zu Gefallen man das Königthum hassen und die Königlichgesinnten verfolgen mußte, wollte man nicht als Aristokrat an einem Stricke baumeln. Nun sagen Sie mir, — denn hier im Walde darf man noch frei reden, wenn es Niemand hört — sagen Sie selbst, ist in allem dem Verstand? und haben nicht jedes Volk, jede Zeit, jeder Stand und jeder Mensch so ihre Ratte, die sie ganz dumm und unerträglich macht? Unsre gute Zeit hat auch, Gott sey's geklagt, ihren guten Theil. Man redet nur nicht gern davon, weil es Leute giebt, die es nicht hören mögen; und das sollen Leute seyn, die ihre Mahlzeit nicht in der eigenen Tasche nach dem Niederwalde tragen, und die so ganz über der Schnur und aus dem Häuschen sind, daß sie — nun Gott vergeb es ihnen! — sich für mehr als Leute halten.

Peter! verständiger Peter, einer der sieben Weisen, wo nicht Griechenlands, doch des Rheingaues, noch ein Glas, das dein Herz erwärmt und deine Seele erfreuet! Noch ein Glas, und dann sprich, und sage

uns, wie die Leute, denen du ordentlich die Tafel für so schöne Genüsse deckst, dich behandeln und belohnen!

Du aber antwortetest, Peter: Jetzt muß ich für die schöne Gottes Gabe danken. Zuviel zerreißt den Sack, und das Übermaas schadet auch dem Guten. Das Thier weiß, wann es genug hat, und der Mensch, der es so oft nicht weiß, will doch besser seyn, als es. Was nun die Art betrifft, wie die Herrschaften, die ich hierher geleite, mit mir umzugehen pflegen, so ist das sehr verschieden und selten nach Stand und Rang. Aber das Unglück ist, daß man nicht immer weiß, wen man vor sich hat. Den Vogel kennt man an den Federn, aber den Menschen nicht an den Kleidern. Mancher kommt mit Zwei und Drei und mehr gefahren, der nicht werth ist, daß ihn seine Beine tragen. Oft bückt man sich zum Zerbrechen vor einem Manne, von dem man schwören sollte, daß Land und Leute ihm gehorchen, und was ists am Ende? Ein Schauspieler oder Sänger, die, wie man sagt, jetzt auch außer dem Theater große Rollen spielen; denn es sollen Komödianten für ihren Spaß mehr Geld erhalten, als die ersten Gelehrten und Weisen für allen Ernst. Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und die Kühe, die am meisten schreien, geben die wenigste Milch. Freilich machen Kleider Leute, aber nicht gerade gescheidte; denn sonst hätten die Vornehmen und Reichen allen Verstand für sich, das gemeine Volk käme auch hierin wie in Allem zu kurz, und man brauchte, statt Professoren und Erzieher, nur Kaufleute und Schneider.

Oft ists auch unsere Schuld, wenn wir von Anderen nicht gut behandelt werden; denn wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder zurück. Mir ist nur ein Fall bekannt, daß ich von einem Fremden, den ich geführt, nicht freundlich geschieden wäre. Er war aber auch ein Patron darnach.

Und wie hieß die Seltenheit? Peter! Hast du den merkwürdigen Namen nicht in dein Hausbuch eingetragen?

Peter antwortete: Es steht geschrieben: Versucht und prüfet alles, das Beste behaltet. Den Namen habe ich nicht behalten, weil er das Beste nicht, vielmehr etwas recht Schlechtes bezeichnen soll. Wenigstens hat es ein Geistlicher, zu dem ich den Mann führen mußte, selbst gesagt. Er hieß — er hieß — daß ich den Heidenkerl nicht finden kann! Im Namen ist etwas Feil. Er soll ein Buch schreiben, einen Mann oder Buben, wie sie's heißen, der in Offenbach das Licht der Welt erblickt. Dieser Feil nun wollte mir für meinen Gang nichts geben. Es sey so sein Brauch, sagte er, daß er nicht selbst bezahle, wohl aber sich bezahlen lasse; doch vergelte er reichlich auf seine Weise. Du sollst, Peter, sprach er zu mir, eine Stelle in meinen Schriften finden, und unsterblich werden, wie ich selbst. Ich werde dich aufnehmen in die Schaar der Wohlgefälligen und Auserwählten, und dich als einen — ich verstand politischen ordentlichen Ochsen — rühmen und anempfehlen. Das aber war mir doch zu arg. Sie mögen ein ordentlicher Ochs

seyn, rief ich, Sie, der Leute mit Grobheiten bezahlen will. Sie — Halt! Peter, fiel mir der Geistliche ins Wort, du hasts nicht recht verstanden. Der Herr sagt einen politischen Orthodoxen, das heißt einen Rechtgläubigen, wie er. Ein sauberer Glaube, erwiederte ich, zu dem der da sich bekennen mag! An seiner Seele, wie an seiner Seligkeit mag ich keinen Theil, und verlange nichts von ihm, als meinen verdienten Lohn.

Bei dem Geistlichen hatte ich auch schlechte Ehre eingelegt, daß ich ihm den Patron ins Haus gebracht; ich konnte nichts dafür. Man hört des Menschen Worte, sieht ihm aber nicht das Herz. Der Offenbacher Feil, und wie er weiter heißt, hatte sich nach dem Geistlichen, und um Küche und Keller bei ihm erkundigt, als seyen sie, von Kindes Beinen an, dicke Freunde gewesen. Doch merkte ich bald, dem war nicht so. Der Geistliche hörte ihm sehr gleichgültig zu, als er, der Feil nämlich, von sich rühmte, wie er standhaft für Altar und Thron kämpfe, die nur durch spanisches Regiment zu retten seyen; er schwur, seine Feder nicht niederzulegen, bis die Allmacht des Königs und die Unfehlbarkeit der Kirche allgemein anerkannt und durch ein Ding gesichert sey, dessen Namen ich nicht behalten konnte, das aber, wie mir der Geistliche erklärte, das lebendige Verbrennen der Andersdenkenden bedeutet. All das Gerede rührte, wie es schien, den Geistlichen nicht sehr, und der Wein, den er vorstellte, mag auch nicht vom besten Berge gewesen seyn; denn der Offenbacher schnitt ein Gesicht dazu, als hätten ihn, wie der

Geistliche sich ausdrückte, seine Schutzherren verlassen, oder als sey ihm der Miethkontrakt für den Mann oder Buben, den er schreibt, aufgekündigt worden. Der ehrliche Geistliche war überhaupt nicht gut auf ihn zu sprechen. Das, lieber Peter, sagte er unter vier Augen, ist ein wahrer Judas; nur wäre Christus ihm noch um ein Billigeres, als seinem Ahnherrn feil. Auch verräth er, des schnöden Geldes wegen, Gott den Herrn, die Wahrheit nämlich und das Recht, so oft ihm etwas darauf geboten wird. Ein böser Mensch, der den Herrn nicht nur verkauft, sondern wenns bezahlt wird, mit eigenen Händen kreuzigt! Ich habe es ungern gesehen, daß du mir ihn brachtest; denn, wie die Leute sagen, es beschmutzt sich, wer im Kothe rührt.

Hochwürdiger Herr! entgegnete ich, meine Schuld ists nicht. Hat der Mann doch so bekannt gethan, als seyen Sie, von den ersten Hosen an, als Zwillinge miteinander aufgewachsen. Es thut mir nur leid, daß, des sauern Weines wegen, der Mann Sie vielleicht in seinen Buben, oder der Bube in den Mann setzen wird, Ihnen und der Welt zum Ärger.

Hat nichts auf sich, lieber Peter, sagte der Geistliche. Von dieser Seite kommt er nicht bei. Ganz Deutschland, in wie weit es ihn kennt, kennt ihn, wie er ist, und weiß, daß sein Wahlspruch pro fame, non pro fama heißt. Das Lob der Schlechten ist bitterer Tadel und ihr Tadel Lob.

So Peter, dem der fröhliche Wein die geläufige

Zunge gelöst hatte, und der die Redefreiheit, die kein Preßgesetz in dem Tempel des Niederwaldes erreichte, trefflich zu benutzen geneigt schien. Ich aber, ein wachsamer Censor, machte einen derben Strich durch das Manuskript, das er noch zu reden Lust haben konnte, und versagte ihm das dicatur. Auf! rief ich. Scheiden wir nun, Freunde! von dieser Stelle. Für den Menschen ist nichts bleibend, alles um ihn ist auf der Flucht. Werft noch einen Blick auf das herrliche Land, das bald als eine liebliche Erinnerung hinter uns liegen wird. Mit Sonnenuntergang müssen wir auf der Rossel stehen. Dorthin, williger Peter, bringe uns wohlbehalten den freudegebenden Nektar!

Jeder reiche seiner Dame den hülfreichen Arm!

Wertheim eröffnet mit Johanne den Zug. O, wie freut es mich, glücklicher Eugen, daß dir deine Mathilde zu Theil geworden! Siehst du nicht, daß eine stille Wonne ihr Antlitz verklärt, und eine selige Freude in ihren Augen glänzt! Glücklicher Eugen!

Der Weg nach der alten Burg, gewöhnlich die Rossel genannt, führt durch einen dichten Wald, den die Kunst zu einem englischen Garten angelegt. Man glaubt durch einen unendlichen Tempel zu gehen, der auf zahllosen Säulen ruht. Kein Sonnenstrahl dringt durch die ineinander geschlungenen Zweige. Jeder überließ sich dem Strome der Lust, der ihn mit sich fortriß, ungestört von der Lust seines Nachbars und sie nicht störend. Dort sang ein froher Chor Schillers Lied an

die Freude. Hier flisterte ein unbemerktes Paar in stiller Vertraulichkeit, und da sprachen die Alten über die unerhörten Ereignisse der sich stets verschlimmernden Zeit.

Da wir hinter dem dicht verwachsenen Hügel ankamen, der die Burg verbirgt, sagte Eugen zu Mathilde: Schließen Sie die Augen, und vertrauen Sie sich meiner Führung! Gern vertraue ich mich Ihrer Führung, erwiederte das unbefangene Mädchen, und schloß die Augen. Eugen nahm sie fester in Arm, und führte sie sicher. Aus der Tiefe stieg ein dumpfes Rauschen, als woge ein zürnender Strom in einem Abgrunde unter den Füßen. Die unbedeckte Sonne warf von dem Abendhimmel ihren Glanz in das geblendete Auge. Dann verlohr sich das Licht wieder plötzlich in einem finstren Gewölbe. Das wilde Braußen des Stromes kam näher. Ein Schauder bebte durch Mathildens Arm. Sie zittern? fragte Eugen. Ich bin ein Kind, antwortete die Unschuldige. — Sehen Sie! rief er. — Sie schlug die Augen auf. O Gott! sagte sie. Mehr Worte fand ihr Erstaunen nicht. Wir standen auf der alten Burg.

Der Rhein wirft tief im Thale seine empörten Wogen schäumend über Felsenmassen. Auf den beiden Ufern erheben sich Berge, als ewige Vormauern gegen den wüthenden Strom und sehen ernst und still auf sein furchtbares Tosen herab. Der Blick auf den Fluß, wo die erzürnten Wogen mit wildem Geräusche über die trotzigen Felsen des Binger Loches stürzen, und auf den einsamen Mausthurm, der trauernd unter den tobenden Wellen

steht, ist schauerlich. Mit einer bangen Wohllust sieht man in die schwindelnde Tiefe, wo die Fahrzeuge wie Bretter in dem kochenden Abgrunde schwimmen und die Männer auf ihnen kaum wie Kinder erscheinen.

Bingen liegt schön dem Rhein und der Nahe, die hier zusammenfließen, in den Armen. Der Berg von Rüdesheim, dieses erstaunenswürdige Kunstwerk des ausdauernden Fleißes, steht wie ein gewaffneter Riese, mit seinem breiten Gürtel von köstlichen Weinreben, und seinem stolzen Eichenkranze auf dem Haupte, dem freundlichen Städtchen gegenüber.

Die Sonne war im Begriffe unterzugehen. Leichtes Gewölk zog kaum bemerkbar gegen Norden und Osten. Der Donnersberg war in finstren Rauch gehüllt, und über ihm stand unbeweglich eine schwarze Wolke.

Peter hatte seine Schätze geöffnet. Die Damen saßen im Kreise und vertheilten das Mahl. Die Männer füllten und leerten die Gläser. Die Freude wurde lauter und immer lauter. Der Wein begeisterte die Gemüther. Scherze lösten Scherze ab, und die muntern Einfälle verfolgten sich. Die Lust glänzte in den Augen und sprach von den beredten Zungen.

Einen frischen Krug, wackerer Peter! und noch einen! Mehr von diesem Sorgenstürmer! Ihm widersteht kein Gram, ihm widersteht kein Groll! Füllet die Gläser noch einmal! Die Sonne ist dort untergegangen; aber heller leuchtet der Himmel, frischer ist das Grün, und melodisch braußet der Strom im Thal. Das Leben

ist Lust, die Erde ein Himmel. Evohe! Evohe! Es lebe die Freude! Es lebe der Wein!

Am besten entladet sich die volle Brust durch Gesang. Hat die wohlthätige Natur uns doch die himmlische Genien, Dichtkunst und Musik, zu freundlichen Begleiterinen gegeben, damit sie uns den Genuß des Lebens veredeln und erhöhen. Laßt uns ein fröhliches Lied anstimmen! auch der Gesang erfreuet des Menschen Herz.

Ja, ein Lied! erschallte es beifällig von allen Seiten, und man sang:

Eine Stimme.

Ein Lied auf unsern Vater Rhein.
Soll dieses Festes Ende seyn.
Ist er nicht eines Liedes werth,
Der unsrer Freude Seele nährt?

Alle.

Wohl ist er eines Liedes werth,
Der unsrer Freude Seele nährt.

Eine Stimme.

Ist er nicht eines Liedes werth,
Der uns die frohe Lust gewährt?
Bei dem die Freude höher steigt
Und aller Gram und Kummer weicht?

Alle.

Singt! Er ist eines Liedes werth,
Der uns die frohe Lust gewährt.

Eine Stimme.

Wenn auf der Bahn der Wandrer keucht,
Von schwerer Last zur Erd gebeugt,
Dann reicht der Wein ihm Freundes Hand
Und führt ihn stark durch's Pilgerland.

Alle.

Hoch singet unserm Vater Rhein!
Er giebt uns diesen edlen Wein.

Eine Stimme.

Hoch singet diesem Rebensaft!
Selbst Greisen giebt er Jünglingskraft,
Und bei der Liebe krankem Schmerz
Gießt Linderung er in das Herz.

Alle.

Hoch singet diesem Rebensaft!
Selbst Greisen giebt er Jünglingskraft.

Eine Stimme.

Hoch singet unserm Vater Rhein!
Sein Sohn ist dieser edle Wein.
Der Deutsche trinkt mit frohem Muth
Von seines Landes bestem Gut.

Alle.

Hoch singet unserem Vater Rhein!
Sein Sohn ist dieser edle Wein.

Einige Stimmen.

Freunde! sucht ihr einst vergebens
Nach der Freude dieses Lebens,
Wallet hin zum Vater Rhein,
Freude giebt er mit dem Wein.

Freunde! Nie sollt ihr verzagen,
Dieses Lebens Last zu tragen;
Habt ihr diesen deutschen Wein,
Wird das Leben euch erfreu'n.

Alle.

Hoch singet unserm Vater Rhein!
Es lebe Deutschland und sein Wein!

Was war das? ein dumpfes Murmeln, wie das ferne Rollen des Donners! Fürchtet nichts, Freunde! Ist der Himmel nicht blau, und das Schloß uns nah, wo wir doch zu übernachten gedenken? Der Wein kennt die Furcht nicht. Du siehst bedenklich, zaghafter Peter, nach dem Donnersberge, den eine schwarze Wolke verbirgt! Trinke! Der Weg und die Last haben dich erschöpft; und wem die Kraft fehlt, dem fehlt auch der Muth.

Und Peter trank und sprach dann: »Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Erwirbst du in der Zeit, dann hast du in der Noth. Früh bedacht ist besser, als spät bereut. Im Süden steigt ein schweres Gewitter auf; aber ich fürchte mich weniger, sobald ich getrunken habe. Ein leichter Magen macht einen schweren Sinn. Die vornehmen Leute haben gut Helden seyn, nahe beim Wein und weit vom Schuß. Ein Narr, der fragen darf, sieht gescheidter aus, als ein gescheidter Mann, der antworten muß. Ich fürchte mich nicht, oder höchstens in der Gefahr; mit ihr aber ist alle Furcht vorbei. Es ist sonderbar und höchst seltsam und doch wirklich, daß ich einen wahren Löwenmuth in einem Hasenherzen trage; nur ist jener Herr, wenn nichts zu fürchten ist, und macht sogleich in der Gefahr dem Hasenherzen Platz. Zwei Peter wohnen in dem Einen, das laß ich mir nicht abstreiten, zwei ganz verschiedene Peter, die sich um das Regiment über ihn streiten und ihn abwechselnd regieren. Einer warnt den andern, hunzt ihn aus,

spricht ihm Muth ein, oder Mitleid zu. Der aber gerade am Regiment ist, scheret sich nicht darum, regiert wie ein König fort, und der Peter Unterthan findet bei dem Peter König kein Gehör. So steht es mit dem Regimente. Habe ich getrunken, bin ich satt, bei etwas Geld, ein wenig im Glück, dann ist der wilde Peter Herr; da gehts in Sauß und Brauß, fast mit Hoch- und Übermuth. Wie mich aber hungert, durstet und friert, Hans Mangel Küchen- und Kellermeister ist, Gefahr oder Unglück droht, es mit der Gesundheit nicht fort will, dann putzt sich der tolle Peter weg, und sein Mitregent besteigt den Thron, der zaghafte, geduldige, geschmeidige und mitleidige Peter, dem mit keinem Trost und Zuspruch auf die Beine zu helfen ist. Der Mensch ist eigentlich ein rechter Narr, daß er sich im Glück und Unglück so leicht übernimmt und so unmäßig gebehrdet. Er sollte bedenken, daß es am Abend eines Tags nicht aller Tage Abend ist. Nach Leid kommt Freud, nach Freud kommt Leid, wie nach Sonnenschein Regen und nach Regen Sonnenschein. Zeit und Stunde sind ungewiß, und noch ungewisser ist des Menschen Sinn. Der nackte Baum hat geblüht, blühet wieder und wird auch wieder nackt. Warum sich also über die Gebühr grämen oder freuen, da doch einmal nichts Stich hält in der Welt? So rede ich, der verständige Peter, den streitigen Zwillingspetern in mir selbst zu, mahne sie zu Gleichmuth und Eintracht. Umsonst! Gelehrten ist freilich gut predigen; aber die beiden Peter, scheint es, gehören nicht

dazu. Der dritte Peter aber, der klüger seyn will, als die beiden, vielleicht es auch oft ist, hat wenig Gewalt. Wie ein Professor auf dem Katheder, oder ein Pfarrer auf der Kanzel, spricht er einem Buche gleich, und macht auch so viel Eindruck. Recht hat er, wie der Mann im Hause, der nicht unter dem Pantoffel zu stehen sich das Ansehen giebt; aber es geschieht, was die Frau will. So steht es mit der dreifaltigen Compagnie Peter, die verrückte Geschäfte macht, und der so ziemlich — mit Verlaub zu reden — alle menschliche Compagnien gleichen. — Haben Sie's gehört? Gott sey mir gnädig! Das war ein Schlag! Mir stockt der Puls.

Ha! Ha! Der andre Peter besteigt den Thron; der Löwenmuth flieht vor dem Hasenherzen. Aber wirklich es nahet ein Gewitter.

Die Damen dringen aufs Scheiden. Wohlan! so brechen wir auf! Flucht und Wechsel ist alles in diesem Leben, es selbst nur ein flüchtiger Moment. Eine Minute drängt die andre, ein Tag den andren, ein Leben das andre. Welchen Werth hätte dies Daseyn mit seinen trügerischen Verheißungen und Hoffnungen ohne die Freude, die Tochter des Himmels! Die Generationen rauschen vorüber wie die Wogen im Thal; der Strom der Zeit wälzt sie hinab ins uferlose Meer der Ewigkeit. Menschen vergehen, Geschlechter, und Völker, und Erden und Welten. Alles ist Wechsel und Flucht, und Wahn und Traum; nur die Freude ist wirklich.

Vergessen wir nie die köstliche Stunde und den

schönen Tag! Jahre können vergehen, und sie bringen uns keine solche Stunde wieder, keinen so fröhlichen Tag. Noch ein Glas! dem ewigen, unsichtbaren Weltgeiste, der die Sonnen und Monde am unermeßlichen Himmel auf und nieder führt und dem Herzen des Menschen die beglückende Freude giebt! dem verhüllten Genius der Menschheit, der uns in diesem einsamen Leben die Liebe und Freundschaft schenkt, als geleitende, tröstende Engel, und die Hoffnung und die Erinnerung!

Wir schlossen uns in die Arme, innig, herzlich. Freudenthränen glänzten in den Augen. O! wer sehnte sich nicht, eine Welt an das Herz voll Liebe zu drücken! Es giebt große Augenblicke, die den Menschen über das tiefe Leben emporhalten, daß ihn die niedrigen Leidenschaften und die hungrigen Bedürfnisse nicht erreichen. Warum sind es nur Augenblicke?

Sollten wir von dieser Gegend scheiden, in der uns so viele Freude ward, ohne uns dafür erkenntlich zu zeigen? Noch ein Dankopfer, meine Freunde! die Gläser des besten Nektars voll! — Dem schönen Lande und seinem edeln Fürsten! Möge dieser, und sein Geschlecht nach ihm, zum Glücke eines braven Volks, lange leben und regieren! — Lange! lange! erscholl es, wie mit einer Stimme, und die Gläser klangen. Ein Blitz fuhr leuchtend durch die finstere Gewitterwolke im Süden und der Donner schien das Lange! Lange! murmelnd zu wiederholen.

So recht, Zeus Kronion! Ein Nassauer nimmt diese Vorbedeutung mit Freude an.

Die finstere Wolke löste sich von dem Donnersberge los und säete ihre Blitze in die Nacht. Man wollte nach dem Schlosse gehen, wo ein sicheres Obdach zu finden war. Wertheim bestand darauf, die Einsiedelei erst zu besuchen. Wertheim siegte, und sie traten den Weg an. Die Freude folgte. Lärmend durchzog man den stillen, einsamen Wald. Glänzende Johanniswürmchen schwärmten in der Luft, glüheten in Gebüschen. Man machte Jagd auf die Thierchen, und die Frauenzimmer trugen sie als funkelnde Juwelenschnüre im Haar. Alles glühete von Lust, von Wonne und Wein.

Ich war zurückgeblieben auf der einsamen Stelle vor der Burg. Es herrschte eine tiefe, schauerliche Stille an dem kaum noch so belebten Orte. Der Himmel war schwarz verhüllt. Durch die Nacht zuckten Blitze und der Donner hallte dumpf in den fernen Gebirgen wieder. In der Tiefe braußten die wilden Wogen des Stromes, und vom Himmel und von der Erde schienen die entfesselten Elemente sich feindselig zum Kampfe aufzusuchen.

Mit welcher Zauberkraft wirkt die große Natur auf das Gemüth! Wenn wir über der Erde stehen, den Sternen näher, wo wir die ewige Gottheit suchen, einsam, nur von den Wäldern umbraußet, über welche der Sturm wie der Athem des Weltgeistes geht, bei sternheller Nacht, bei dem Aufgang der Sonne, oder im Ge-

witter, dann ist das Herz erhaben über die Wünsche und Leidenschaften, die das tiefe Leben bewegen. Das flüchtige Daseyn eines Menschen zerrinnt in dem ewigen Weltall wie ein Tropfen im Meere, und was groß schien, und bleibend in dem Wechsel der Zeit, das wird klein und vergänglich in der unendlichen Natur und der Ewigkeit. Wenn das Gewitter über mir steht, wetterleuchtend und donnernd, und auf den Flügeln des Sturmes über die Gebirge zieht, wie sehne ich mich dann mitzuziehen über die Länder und Meere! Wie oft betete ich in der einsamen, schweigenden Nacht zu dem Ewigen um ein Zeichen, daß er mich höre; daß die heißen Thränen des Schmerzes nicht ungesehen fließen, das Herz nicht unbemerkt blute; daß eine allwissende Gerechtigkeit die unerfüllten Wünsche und Hoffnungen zähle, den bessern Willen in die Wagschaale lege, obgleich ihn der Erfolg betrog, das siegende Verbrechen, die schlaue Heuchelei und die verkannte Tugend unterscheide! Aber das Gewitter geht vorüber, und aus der ernsten Nacht antwortet keine Stimme, und der Himmel bleibt stumm wie die Gräber, in denen geliebte Menschen schlafen. In einer solchen Stunde ist die Seele zu groß für den Haß und für einen Wunsch um gemeines Gut; nur unendliche Liebe und der Gedanke an Gott und die Ewigkeit kann sie füllen.

Ewiger, unendlicher Geist der Welten, Gott, Schöpfer, wie die Sterblichen dich nennen, Unnennbarer, sieh, mein Gebet zu dir in dem erschütterten Herzen, was

ich fühle, hoffe und ahne! — — Du richtest die Menschen nicht, wie sie sich richten. —

Ich werde lange nicht mehr seyn, und selbst mein Name wird, lange vergessen, nicht mehr genannt werden, in dem schönen Lande, das ich so sehr geliebt; es selbst aber wird noch blühen in seinem Reichthum und in seiner Pracht; der herrliche Strom wird seine stolzen Gewässer dem Weltmeere zuwälzen, wie die Zeit die Jahre und Jahrhunderte der Ewigkeit, und es werden sich Menschen hier freuen oder trauern, wie ich jetzt. Was war mein Leben? Ein verhallter Laut, ein Tropfen im Ozean. Es hat nur fromme Wünsche und Hoffnungen; aber keine Thaten. Spurlos ist mein einsamer, stiller Pfad, wie der des Wanderers durch ein Sandmeer, hinter dem ein leichter Wind die flachen Zeichen seines Fußes verweht. Arm empfing mich diese Welt, arm entläßt sie mich. Das Gut, nach dem ich gestrebt, hat unter den Menschen nur geringen Werth, und was ich den Meinigen erworben, das macht sie nicht reicher, als sie gewesen sind. Ich war nicht zu sammeln bemüht, was die Welt als das Höchste achtet: Reichthum, gemächlichen Überfluß, Auszeichnung und Ehren. Ich habe sie nicht gesucht; ihr dürft es mir glauben, wie das Wort eines Sterbenden, ich habe sie nicht gesucht, weil sie für mich nur auf Wegen zu finden waren, die ich nicht wandeln konnte. Hätte ich sie gesucht, sie wären mir geworden. Unter den Gewaltigen und Großen einer gewaltigen Zeit, in der ich gelebt, unter den mit Ruhm Gekrönten, welche

die Geschichte nennen wird, und der Dank oder der Fluch der Völker, hätte ich nur einer seyn mögen, einer, der, wie die wahre Größe, so schwer erkannt und so leicht vergessen wird: Kosciusko! — Vielleicht steht ein Verwandter meines Geistes auf, den die Sprache, die eine rohe, unedle und ungroßmüthige Zeit als ein Schutzmittel für die eigne Sicherheit gebot, nicht irre macht; der mich erkennt und versteht, auch durch die Maske des Blödsinns, die Bessere als ich, in schlechten Verhältnissen, vorzunehmen kein Bedenken trugen.

Werden mich Menschen überleben, denen mein Andenken theuer ist? Dürfte ich das nicht hoffen, für was hätte ich dann gelebt? Möge mir wenigstens mein Grab werden, wo ich meine Wiege hatte! Im ewigen Schlafe möchte ich von dem Gange durch das Leben ruhen, wo ich zu ihm erwacht. Gebt den Todten dem Lande, das der Lebende so sehr geliebt, und tragt die Liebe, das Wohlwollen, oder welches freundliche Gefühl euer Busen für mich nährt, auf die über, die mir so theuer sind!

Ich war allein. Auch keine Stimme mehr vernahm ich aus der Tiefe des Waldes, den kaum noch das laute Jauchzen der Freude belebte. Die Gesellschaft hatte sich in verschiedenen Richtungen zerstreut.

Da, bei dem Abgang der Gesellschaft der Donner näher rollte, hielt sie sich in der Dunkelheit und Angst kaum mehr zusammen. Wo sind wir? Der Himmel wird finster. Wer mag den Weg finden nach der Einsiedelei, die dichte Gebüsche verstecken? Der Sturm

zieht braußend durch den Wald und biegt die seufzenden Bäume. Blitze durchschneiden den Himmel und der Donner geht zürnend über die erschrockene Erde.

Mir nach! schrie Wertheim. Hier ist der Weg nach dem Schlosse. — Dorthin! dorthin! rief Eugen; da sind wir am Tempel! Man hatte nur Wertheims nähere Stimme gehört, und die Furcht trieb ihm unaufhaltsam die Fliehenden nach. Eugen befand sich mit Mathilde im Tempel.

Wo sind sie? fragte das Mädchen ängstlich. Das Wetter hat sie zerstreut, erwiederte Eugen. Es ist beinahe unmöglich, in dieser finstren Nacht das Schloß zu finden. Auch würden wir nicht wohl thun, es bei diesem Sturme zu suchen. Das Gewitter zieht an uns vorüber, der Himmel klärt sich auf, und wir treffen vielleicht noch vor ihnen an dem Orte unsrer Bestimmung ein. — Mathilde schwieg.

Fürchten Sie nichts! An diesem Himmel, der sich in Gewitter hüllt, ist mein Stern aufgegangen. Wir sollten uns ohne Zeugen sprechen, und mein freundlicher Genius leitete unsre Schritte und trennte uns von der Gesellschaft. Wenn Sie wüßten, mit welcher unendlichen Liebe ich Sie liebe! mit einer Liebe, die keinem andren Gefühle mehr in meinem Herzen Raum läßt, die das Glück oder die Quaal meines Lebens macht! — Sie schweigen Mathilde!

»Was kann, was darf ich Ihnen sagen? erwiederte sie. Sind Ihnen meine Verhältnisse unbekannt?

Ich schweige, und bin nur unglücklich. Spräche ich, dann würde ich strafbar seyn.«

Also Ihre Verhältnisse! und ohne diese feindseligen Verhältnisse? Reden Sie! o reden Sie, Mathilde! Sprechen Sie es aus das Wort, das mir den Himmel schenkt! Ich habe mich lange geprüft; lange hab ich gekämpft mit dieser Leidenschaft, und lange hat sie geschwiegen. Es ist entschieden. Mein Schicksal ist auf ewig an das Ihrige geknüpft. Ohne Sie hat dies Daseyn keinen Werth für mich. Gott weiß es, in meiner Seele lebt kein Gefühl mehr, wie diese Liebe.

Ein flammender Blitz fiel vom Himmel, und ein betäubender Donnerschlag stürzte sich ihm krachend nach.

Mein Gott! rief Mathilde erschrocken.

Der ist mein Zeuge, sagte Eugen ruhig, indem er sie fester an sich schloß, daß ich dich ewig liebe! Keine Macht der Erde soll dich mir entreißen. Mathilde, kannst du mich lieben?

Ihr Kopf sank an seine Brust, als suche sie das Gesicht geschämig zu verbergen. Ja, sagte sie, ich liebe dich. — Aber wehe mir, daß ich dich liebe! wehe dir, daß du mich liebst! Mir ahnt großes Unglück.

Du liebst mich, Mathilde! Ja, du hast es gesagt, und der Himmel ist mit diesen Worten für mich auf die Erde niedergestiegen. Wohl mir, daß ich dich liebe! Meine Liebe soll dich als ein schützender Engel durch das Leben führen. — Sie richtete sich auf und sah ihm ins feste, männliche Auge voll stolzer Zuversicht. Er

neigte sich zu ihr herab, und Lippe ruhete, glühete auf Lippe.

In diesem Augenblicke zog die letzte schwarze Gewitterwolke unter dem Vollmonde vorüber, und er trat glänzend über die stille Erde. Das ferne Rollen des Donners verhallte hinter den Gebirgen.

Und so ist der ewige Bund geschlossen, sagte Eugen mit feierlicher Stimme, und keiner menschlichen Gewalt soll es gelingen, ihn aufzulösen. Der Friede kehrt in meine Brust zurück, und ich fühle, daß mich deine Liebe glücklich und gut macht.

Was ich gethan, sprach Mathilde, werde ich nie bereuen. Ich hätte es nicht thun sollen; aber ich that, was ich mußte. Es war vorherbestimmt, ich sollte meinem Schicksale nicht entgehen. Tausendmal hab ich den Himmel angefleht um deine Ruhe, und es erfüllte mich mit Entzücken, daß du sie an mich verlohren. Ich fürchtete, daß mich deine Liebe unglücklich machen würde, und ich hätte sie gegen kein Glück der Welt vertauscht. Aber ich sage dir, Eugen, in dieser Stunde, welche die größte und heiligste meines Lebens ist: muß ich je vor dir und vor mir selbst erröthen, dann wisse, daß ich ewig elend bin.

Werde ich deiner unwürdig, unterbrach sie Eugen mit Würde; kostet meine Liebe dir nur eine schmerzliche Thräne, dann Mathilde, sey mein Name ein Fluch auf deiner Zunge. Nie soll ein Wunsch von diesen Lippen kommen, über den du erröthen dürftest. Die Furcht,

ich könne mein Glück auf Unkosten des deinigen wollen, kommt nicht aus deiner Seele; sie ist meiner unwürdig. Die Zukunft hat ihre Gefahren; ich kenne sie. Aber vertraue mir. Wir schwimmen in einem Kahne auf einem wogenden Strome; mein Muth und meine Kraft werden dich sicher führen. Vertraue mir!

Das Gewitter war vorüber, und die Natur ruhete wie von einer erschöpfenden Anstrengung aus. Eine tiefe Stille herrschte in der weiten Gegend. Blüten und Blätter dufteten balsamische Wohlgerüche. Millionen Sterne glänzten in der blauen Tiefe des Himmels. Die beiden Liebenden eilten von dem Tempel nach dem Schlosse. Wie viel hatten sie sich nicht zu sagen über ihre frühe und langverschwiegene Liebe, über ihre Hoffnungen und die bange Vergangenheit, die schöne Gegenwart und die gefahrvolle Zukunft?

Da sie bei dem Schlosse ankamen, fanden sie nur den erfreuten Peter, der so lange vergebens gewartet hatte, und um die gute Madam bei dem schrecklichen Wetter sehr besorgt gewesen war. Auf des verständigen Peters Betreiben war in einem Saale gedeckt und eine frugale Mahlzeit zubereitet worden. Er wisse, fügte er erläuternd hinzu, nach gethaner Arbeit sey gut feiern; das Besteigen der Berge und das Laufen durch den Wald mache den Herrschaften Appetit; was wohl auch mit die Absicht der häufigen Besuche des Niederwaldes sey. Er brauche das nicht.

Ein Jauchzen, von dem geschwätzigen Echo in dem

tiefen Walde wiederholt, kündigte die Nähe der übrigen Gesellschaft an. Sie hatte sich immer mehr verirrt, und war endlich dem Zufalle, dem der Mensch überhaupt mehr verdankt, als seiner Weisheit, die Entdeckung des sogenannten Bauernhauses schuldig, in das sie sich gegen den Sturm geflüchtet. Man erzählte sich wechselseitig seine Abentheuer, ohne Zweifel mit einigen Varianten und mit jener historischen Zuverläßigkeit, der sich auch die Welt- und Staatengeschichte zu erfreuen hat. Man scherzte, lachte und freuete sich, daß man sich wiedergefunden hatte. Peter meldete, es sey aufgetragen, und man setzte sich fröhlich zu Tisch.

Ich glaubte an Mathilde eine Veränderung zu bemerken, die gewiß auch den andern nicht entgangen wäre, hätten sie Zeit zu bemerken gehabt. Gegen Eugen war sie sonst zurückhaltend, beinahe schüchtern gewesen, und hatte ihm weniger Vertraulichkeit erwiesen, als sie den übrigen Männern, die Freunde ihres Hauses waren, zu erweisen pflegte. Jetzt errieth sie mit zarter Feinheit seine leisesten Wünsche und kam ihnen zuvor. Sie verbarg es nicht, daß sie ihn auszeichne. Diese muthige Offenheit einer schönen Seele, die nichts von Verstellung weiß, erhöhte bei mir noch die Achtung, die ich für das herrliche Mädchen hatte.

Da wir unsre Mahlzeit geendigt und unsre gewöhnliche Toasten ausgebracht hatten, stießen wir noch alle, Frauen und Männer, auf das Andenken des Grafen von Ostein an, dem der Niederwald in seiner gegenwärti-

gen Gestalt das Daseyn verdankt. Es war eine himmlische, sternhelle Nacht, und die Freude blieb unsre treue Begleiterin, bis der Schlaf die müden Augen schloß.

Seliger Tag! seliger Abend! gleich einer freundlichen Alpe steht ihr in der flachen Ebene des Lebens, und wir werden euch noch aus der tiefen Ferne des Alters mit seligen Erinnerungen glänzen sehen.

Kapitel 9.

Für und gegen die Tituskӧpfe.

Welch unbeschreiblichen Genuß gewährt eine stille, mondhelle Nacht auf dem Niederwalde! Ich habe doch Vieles in dieser Welt gesehen, und manches Bild aus dem flüchtigen Leben hat sich meiner Seele mit tiefen Zügen eingeprägt; aber nicht leicht wird eines meiner Erinnerung so gegenwärtig bleiben, wie das der letzten Nacht. Und doch war es nur eine ruhige, sternhelle Nacht, mit mir selbst und der großen Natur in ihrer stillen Herrlichkeit, in ihrem geheimnißvollen Wirken durchlebt. Ein thörichter Versuch wäre es, das Unbeschreibliche beschreiben zu wollen, dem Nachgeklimper der vollstimmigen Musik des Don Juan auf einem Hackbrete zu vergleichen. Ein tobender Gewittersturm, Laokoon, die Martern der Hölle mögen sich beschreiben lassen, wie aber die Schöpfung in ihrer stillen Pracht, in ihrer ruhigen Majestät, die Erde mit ihren Wäldern und Strömen vom wechselnden Zauberlichte des Mondes übergossen? Wie eine Madonna von Raphael und die Freuden des Himmels? Stünde mir auch der schöpferische Pinsel zu Gebote, mit dem der große Milton das erste Menschenpaar in seiner Unschuld und das Paradies gemalt, doch würde ich den

Versuch nicht wagen. Wir haben Schriftsteller, die den merkwürdigsten Tag oder das merkwürdigste Jahr ihres Lebens niedergeschrieben; mag einer, der des Stoffes Meister ist, fühlen, genießen wie ich, und die merkwürdigste Nacht seines Lebens schreiben, wenn es ihm vergönnt war, sie wirklich zu erleben, wie ich sie erlebt!

Den Rückweg nahmen wir diesen Morgen über Aßmannshausen, das den deutschen Burgunder erzeugt, der vielleicht gediegener und kräftiger als der Franzose, nur nicht so angenehm und gefällig ist. Wir stiegen auf der entgegengesetzten Seite des Niederwaldes herab, um ihn und die Umgegend auch von dieser zu sehen, und den Rhein hinauf durch das Binger Loch zu fahren. Mit freudigem Schreck dachten die Damen an die Gefahr, über die braußenden Gewässer zu schiffen, auf die sie von der Höhe des Niederwaldes nicht ohne Beben herabgesehen hatten.

Auf dem Berge war der Morgen frisch, aber hell und angenehm. So wie wir in die Tiefe kamen, hüllte uns ein feuchter Nebel ein, der aus den Thälern auf die Gebirge stieg; den Kundigen des Landes eine böse Vorbedeutung. Indessen schifften wir uns unter Aßmannshausen ein. Der Schiffer verkündigte uns einen regnerischen Morgen, und seine unselige Vorhersagung gieng nur zu bald in Erfüllung. Die ganze Gesellschaft, Damen und Herren, drängten sich nun in dem Innern des Schiffs zusammen, um Schutz zu suchen gegen die unfreundlichen Regenschauer und den unstäten Westwind,

der immer stärker ward. Jedes erzählte in traulichem Kreise einen Theil seiner Reiseabentheuer mit jener bekannten und allgemeinen historischen Wahrheitsliebe, die uns zu übergehen erlaubt, was wir nicht gern von uns gesagt haben, und gefällig ausschmückt, was uns wohlthut. Man kann nicht leicht munterer seyn, als wir es in unserm kleinen, schwimmenden Freistaate waren, wo sich eines an das andere um so fester anschloß, je mehr wir von außen beschränkt und angefeindet wurden. So haben auch in größeren Staaten äußere Feinde nicht selten den inneren Frieden hergestellt und befestigt. Der Zufall hatte freundlich für uns gesorgt, wie die Natur, nach dem Lobe verständiger Männer, im Allgemeinen für das menschliche Geschlecht: die Anzahl der Frauen stand nämlich mit der unsrigen im schönen Verhältnisse, und ein Paar Mannesaugen konnten das eines Weibes ohne Eifersucht suchen und finden.

Die Bank des schönen Geschlechts, auf der wir im Leben vielleicht eben so oft unsre widersagende Opposition als unsre gefällige Ministerialpartei finden, brachte den Gegenstand der Mode zu ernster Berathung, und die Erhaltung oder Abschaffung der Titusköpfe wurde hier wenigstens mit eben so viel Wärme, und gewiß mit größerem Ernste verhandelt, als in dem brittischen Senate die einer Parlamentsreform und der Emanzipation der Katholiken. Jedes Mitglied sprach, bei dieser Diskussion über die Köpfe, wie das wohl gar oft zu geschehen pflegt, nur für seinen eigenen Kopf.

Ich weiß nicht, durch welche Mittel ich es bei dem weiblichen Hause unseres wandernden Parlaments zum Ansehen eines Pitt oder Fox gebracht; aber man verlangte von mir eine gründliche Auseinandersetzung des Gegenstandes mit einer bestimmten, zur Entscheidung führenden Konklusion. Die Bescheidenheit, mit der ich, nach allen schätzbaren Mustern in der geistlichen und weltlichen Beredsamkeit, meine Talente um so tiefer herabsetzte, je mehr ich von ihrer Größe überzeugt war, konnte mich nicht retten. Man behauptete sogar, die Geringschätzung, mit der ich von mir selbst spräche, sey selbst eine rednerische Figur, eine wahre Antithese, durch die ich den Effekt meines gewiß meisterhaften Sermons zu verstärken hoffe; was auch ganz richtig war und allerdings in meiner Absicht lag. Eine feierliche Stille folgte meinem Räuspern, der geziemenden Einleitung zu folgender Rede, die sich wenigstens von den meisten griechischen, lateinischen, englischen und französischen dadurch unterscheidet, daß sie auf dem Wasser gehalten wurde. Möge sie ihr Vaterland verläugnen, das sie werden sah, und nicht seyn wie das Element, auf dem sie gebohren ward!

»Wir haben es, sprach ich, geliebte Zuhörer und noch geliebtere Zuhörerinen, dem Westwinde zu verdanken, der unsere Segel schwillt, daß wir auf der Gränzlinie zwei benachbarter Staaten, auf dem neutralen Thalwege schwimmen, und demnach in keines Herren Lande sind. Daraus ziehe ich für mich den in unsern Tagen

nicht genug zu schätzenden Vortheil der Sprech- und Preßfreiheit, die wenigstens der Westwind noch kräftig unterstützt. Mancher andre würde diese vortheilhafte Stelle — denn die Stelle, auf welcher der Mann steht, ist oft wichtiger, als er selbst — benutzen, um in seiner Rede über den Haarputz, denen feindlich in die Haare zu fallen, die er für seine Feinde hält. Könnte ich hier nicht die ehemalige Mainzer Regierung zu Aschaffenburg, die nun schon so lange ausregiert hat, vor mich laden und, im Angesichte von ganz Deutschland, ja der Welt, in wie weit sie mich lesen kann und mag, darüber zur Rede stellen, daß sie mich, 1801, im härtesten Jahre meines Lebens, aus meinem Geburtslande, aus dem Hause meiner Mutter verwies, wo ich eine verborgene Zuflucht gegen die Wuth des Parteigeistes, die Erbärmlichkeit der französischen Verwaltung in den Rheinlanden und gegen drückenden Mangel suchte? Diese Regierung, selbst vertrieben, fast heimathlos und von einer schweren Zeit gedrückt, gönnte mir, dem Mißhandelten und Bedrückten, die stille Verborgenheit in einem Lande nicht, wo ich gebohren war, und das sie mit ihrem unmächtigen Befehle kaum mehr erreichen konnte! Und zur Beschönigung des grausamen Verfahrens führte sie den nichtigsten aller Gründe an, ich hätte nämlich verderbliche Romane geschrieben, ich, dem es einen Roman herauszugeben nicht eingefallen war! Arme Menschen!

Könnte ich hier der gemischten provisorischen Regierung in Mainz nicht öffentlich vorwerfen, sie habe, 1815,

ungerecht gegen mich verfahren, da sie mich als einen Bonapartisten und Franzosenfreund mißhandelte, mich, den die Franzosen unter Bonaparte gedrückt und mißhandelt haben? Dieselbe Regierung nöthigte mich zu dem Entschlusse, eine Stadt zu verlassen, in der ich seit meiner Kindheit heimisch war und die sie selbst verlassen mußte, ohne heimisch in ihr zu werden. Arme Menschen! Doch weiß ich der oben genannten Regierung Dank, wo nicht für ihren Willen, doch für den Erfolg desselben; denn er gab mich dem geliebten Vaterlande wieder, das mir zweimal Vaterland, durch Geburt und Wahl, geworden ist.

»Könnte ich dem Rezensenten meines heiligen Bundes in dem Conversationsblatte hier nicht vorwerfen, er habe das Buch, das er beurtheilt, nicht nur nicht verstanden, was dem ehrlichsten Rezensenten begegnen mag, sondern auch nicht einmal gelesen, was ihm doch auf keine Weise begegnen sollte? Es ist nicht zu tadeln, daß der verständige Mann erklärt, er sey allen geheimen Gesellschaften abgeneigt. Dazu hatte er — wir begreifen es Alle — viele, starke Gründe. Nicht leicht widersteht ein Kritiker der lockenden Versuchung, von seinem Richterstuhl herab, vor den er den Schriftsteller als einen Delinquenten stellt, den eignen Verstand und die eigne Unschuld auf Kosten des Verstandes und der Unschuld des Inkulpaten zu beurkunden und zu proklamiren. Hätte er das Buch, oder wenn die Zumuthung zu stark wäre, nur die Vorrede gelesen, wie konnte er äußern,

ich sey vielleicht durch das verführerische Beispiel des großen Goethe verführt worden, eine geheime Gesellschaft in meinem Romane zu behandeln? Der große Meister habe es allerdings in Wilhelm Meisters Wanderjahren gethan; aber was dem Meister zieme, meint er, stehe einem Andern — vielleicht wollte er sagen: dem Schüler — nicht an. Der Kritiker hat Recht, und weiß wo Höflichkeit an ihrer Stelle ist. Nur mag schwer zu erklären seyn, wie das verführerische Beispiel des großen Goethe, das dieser achtzehn Jahre nach der Erscheinung meines Romans gegeben hat, mich achtzehn Jahre früher verführen konnte. Auf welche seltsame Weise soll das zugegangen seyn? Das mag der Rezensent erklären. Die Sache indessen verhält sich so: Der Rezensent, der recht gut zu wissen glaubt, mit wem man sich halten muß, wollte dem vornehmen Goethe eine devote Verbeugung machen, was er in seiner linkischen Tölpelhaftigkeit nicht zu Stande brachte, ohne einem gemeinen Manne auf den Fuß zu treten. Der gemeine Mann war ich. Da das nun auch andere Leute als Rezensenten thun, so hat der meinige Autoritäten für sich, was in Deutschland entscheidend ist. In Deutschland ist fast alle Thätigkeit, in gewissen Zweigen der Literatur, auf Rezensiren und Übersetzen beschränkt. Möchte man doch leidlich thun, was man noch thun will, kann oder darf!

»Könnte ich nicht erzählen, wie man mich auf dem Forsthause bei Frankfurt, wo ich zu Mittag essen wollte,

unter dem Vorwande abwies, eine zahlreiche Schützencompagnie traktire daselbst, die sich mit nichts Fremdartigem verquicke, mit dem sie ohnedies in keiner Wahlverwandschaft stehe? Könnte ich hier nicht meinen Rezensenten in der Jenaer Literaturzeitung rezensiren, der in meinem Lindau die edle Einfalt vermißte? Ich that ihm den billigen Vorschlag, mit mir in Compagnie zu arbeiten, um den von ihm gerügten Fehler zu vermeiden. Ich dachte, wir beide würden was leisten, wenn er nur die Lieferung der Einfalt übernähme, was ihm nicht schwer fallen könnte, das Übrige besorgte ich.

»Die Rache ist süß; aber es ist doch süßer zu vergeben; und ich will lieber dem Philosophen Musonius *) folgen, als Böses mit Bösem vergelten. Das sey fern von mir! Auf der Gränzlinie, die kaum noch Frankreich von Deutschland schied, will ich sanft auftreten, und vermittelnd und versöhnend, wie der freundliche Strom, der doch mehr verbindet als trennt, die benachbarten und verwandten Menschen an einander führen. Macht nicht die Stelle selbst, auf der ich nun spreche, mir die strengste Unparteilichkeit zur heiligen Pflicht? Mit der einen Hand kann ich einen Preußen, und mit der andern einen Nassauer, bald sogar, wenn ich Hände genug hätte, einen Darmstädter, Baiern, Badener und Franzosen, und, Gott weiß, wie viele noch bei der

---

*) Ferae, sagte er, non hominis est, quaerere, quomodo morsum pro morsu, malum pro malo, reddat.

Hand fassen; darum stehe ich in der Mitte zwischen ihnen auf neutralem, wiewohl wäßrigem und unsicherem Boden. Mein Standpunkt ist, ich weiß es wohl, in mancher Hinsicht eben nicht der beste. Wo sich erhitzte Parteien bekämpfen, gilt der unparteiische gewöhnlich für einen Feind von allen; und die Steine, welche, zum Beispiel, Herr von Kotzebue nach dem linken Ufer wirft, obgleich sie gegen ein gekröntes Haupt gerichtet sind, könnten mein unschuldiges treffen, weil es näher ist, wie auch die Bolzen, die Pariser Journalisten nach der deutschen Zunge hinüber schießen. Doch fahren wir muthig in der Mitte durch, das Gute achtend und das Schöne liebend, das der Zufall oder eine ewige Ordnung der Dinge uns zur Rechten oder Linken gestellt! Was sollte ich auch fürchten und zu fürchten haben, ich harmloser Mensch, der in seiner Rede höchstens den Haaren feindlich in die Haare gerathen kann?

»Hüten wir uns vor Übermuth in dieser wechselnden Welt, in der nichts beständig ist als die Unbeständigkeit; in der ein Staat seinen politischen Einfluß eben so leicht verliehren kann, als ein Mädchen seinen Liebhaber; in der jedes neue Gebäude doch nur von und auf den Trümmern eines alten aufgeführt wird, und ein aufkeimendes Glück auf einem untergehenden emporsteigt; in der man sogar mit dem errungenen Besitze eine oft werthere Hoffnung verliehrt, und wo das Grab so nahe an der Wiege steht! Was könnte sich auf der vergänglichen Erde auch eine ewige Dauer versprechen, wenn wir einen Pariser

Haarkünstler sogar den Ruhm des Kaisers Titus, der siebzehn Jahrhunderte unangefochten blieb, feindlich anfallen, und mit seiner verwegenen Schere nach der Krone der Unsterblichkeit der Wonne des menschlichen Geschlechts greifen sehen? Und er that es, der berühmte Haarkünstler in seinem Werke, Anti-Titus *) betitelt, in welchem er gegen die Titusköpfe einen Vertilgungskrieg führt. Läßt er uns indessen nur die Titusherzen, der Furchtbare, gern lassen wir ihn dann für seine Kundschaft fechten gegen die beschnittenen Köpfe. Sind doch so viele Redner in Kammern, Parlamenten und Landständen in gleichem Falle! Machen es doch Hofleute und Schriftsteller, Liberale und Servile, Radikale und Absolutisten gar oft nicht anders, und geben sich das Ansehen, wie der Haarkünstler, für Geschmack, Anstand, Sitte und Recht zu reden, da sie doch nur für das Handwerk und gute Kundschaft sprechen!

»Ein Weib ohne Haare, sagt der beredte Haaranwalt, ist eine entblätterte Rose. Die deutschen nnd gallischen Frauen setzten ihren Stolz in ihre langen Haare; und die Töchter sollten, ihrer Mütter unwürdig, verschmähen, was diese zierte? Die Weiber der klassischen Männer des Alterthums entsagten nie ihren Haaren, als im Falle einer Trauer, oder wenn sie der Welt entsagten; und sind die Griechen und Römer nicht unsre Gesetzgeber

*) L'Anti-Titus, ou la critique de la mode des cheveux coupés pour les femmes. A Paris, chez Mongie ainé.

und unerreichten Muster, wie in allem, so auch im Geschmack? Wollten unsre Ahnen ein Weib von bösem Rufe strafen, dann nahmen sie der Geächteten den Schmuck der Haare. Selbst die amerikanischen Wilden, die Creeks und Chachtas, von dem natürlichen Gefühle des Wahren und Schicklichen geleitet, entehren, auf dieselbe Art, das untreue Weib.

»Die gegenwärtig herrschende Mode der Tituskӧpfe ist in jeder Hinsicht der Schönheit höchst nachtheilig; sie beraubt die Frauen einer Zierde, welche die Natur, die nie ohne weise Absichten wirkt, ihnen mütterlich gesinnt gegeben hat. Von jeher gehörten lange, in Locken herabwallende Haare zur weiblichen Schönheit. Nie wagte es ein Maler, Eva, die Mutter der Menschen, Venus oder die Grazien mit geschornem Kopfe darzustellen. Homer nennt die reizende Helena, die schönste ihres Geschlechts, Helena mit den schönen Haaren, und die Grazien hießen bei ihm die schöngelockten. In Burgund war eine Frau, die sich, ohne Wissen und Willen ihres Mannes, die Haare abschnitt, nach einem alten, löblichen Gebrauche sogar im geistlichen Bann. — Der geistliche Bann! Welch eine schöne Zeit! Sie ist vorüber; doch mäßigen wir unsere Klagen! sie kann wiederkommen, wie gar viel Herrliches, das vorüber schien. — Schlagen wir die gelungensten Stellen der vorzüglichsten Dichter aller Völker nach, und wir werden finden, daß es für sie keine Schönheit ohne weiches, in kunstlosen Ringeln über den weißen Nacken fallendes Haar gab.

»Gewiß sind diese Gründe hinreichend, um uns zu einem heiligen Kreuzzuge gegen die unheilige Mode der Tituskopfe zu entflammen. Wehe! rufe ich über das haarlose Haupt; und wehe! rufen die Haarkünstler über es und über die nothvolle, brodlose Zeit der geschornen Köpfe. — Ich gebe Ihnen nun zu bedenken, meine theuren, vielgelebten Zuhörerinen, ob Sie, entblätterten Rosen gleich, mit Titusköpfen dahin welken, dem Schmucke Ihres Geschlechts, einem löblichen Gebrauche Ihrer achtungswürdigen Mütter und Großmütter, und der von den Weibern der großen Römer und Griechen geheiligten Mode entsagen wollen! Unmöglich kann es Ihre Absicht seyn, durch abgeschnittene Haare der Welt ankündigen zu wollen, daß Sie für die Freuden und Genüsse derselben gestorben seyen. Könnten Sie wohl, durch Ihre Verzichtleistung auf lange Haare, mit den alten Gallierinen auf ihren guten Namen verzichten, sich, wie die Damen der Creeks und Chachtas, dem Verdachte einer begangenen Untreue aussetzen, oder gar, wie die Burgunderinen, sich im Stande der Exkommunikation erklären wollen? Der Gedanke schon erfüllt meine Seele mit bitterem Schmerz. Aber nein! die freundliche Sonne der Hoffnung geht in meinem Inneren auf; ich sehe Ihre Herzen gerührt, Ihre Gewissen erschüttert, und die Haare gerettet.«

Ich machte eine Pause, um den Eindruck meiner siegenden Beredsamkeit in dem Ausdrucke der verschiedenen Gesichter zu lesen. Unter den Titusköpfen herrschte Ver-

wirrung und Beschämung. Die, so Haare trugen, feierten den Triumph der Haare. Ein freundliches, reizendes Mädchen, das zu der geächteten Sekte der geschornen Köpfe gehörte, und mir gegenüber saß, sah mich mit seinen seelenvollen Augen trauernd an. Ihr Gefühl schwankte noch unentschieden zwischen dem Schmerze über die ausgesprochene Verdammung und der Entrüstung über eine getäuschte Erwartung. Kaum konnte sie sich von der Überraschung erholen, ihre Sache durch mich verrathen zu sehen. Es thut mir immer wehe, eine genährte Hoffnung betrogen zu haben. Ich sah dem Mädchen tiefer ins seelenvolle Auge, und richtete mich dann gestärkt und angefeuert zum Schutze meiner schönen Klientin auf.

»An jenem verhängnißvollen Tage von Marengo, fuhr ich mit hohem Ernste fort, hatte der Schutzgeist Österreichs seinen Kriegern rühmlichen Sieg verliehen. Schon wich das französische Heer, nach Wundern der Tapferkeit, von der feindlichen Übermacht gedrängt; schon frohlockten die kaiserlichen Truppen, von ihrem eignen Glücke überrascht, im Vorgenusse des Siegs. Da ersah das Adlerauge des Genies den entscheidenden Augenblick, — denn für jedes Unternehmen giebt es einen Moment der Reife, der das Gelingen sichert, und den nur ungewöhnliche Menschen zu erkennen und zu fassen wissen, — und wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel den sorglosen Wanderer betäubt zu Boden wirft, so stürmte das Gewitter der erneuerten Feldschlacht gegen die sichern

Österreicher, und — die Sieger flohen besiegt. Nie überrasche den Glücklichen ein voreiliges Vertrauen auf sein Glück! Nur die Kraft, die erworben, kann das Erworbene behaupten. Wie die Parther und die thessalischen Reiter, durch eine verstellte Flucht, den Feind auf günstigen Boden lockten; wie im Kampfe der Horatier und Kuriatier der schlaue Römer fliehend die Stärke seiner überlegenen Gegner theilte, so gab ich dir, stolzer Haarkünstler, nur den Schein des Siegs, um dir den Sieg desto gewisser zu entreißen. Wie Irion hast du die verwegnen Hände nach einer betrügerischen Wolke ausgestreckt, und mir ist es gelungen, die göttliche Juno in meine Arme zu fassen.

»Vergebens flehest du, um eine einträgliche Kündschaft zu erhalten, das Beispiel der Alten um Hülfe an. In sich trägt der Mensch den unbestechlichen Richter des Guten und Bösen, des Schönen und Häßlichen; und was ein Andrer reizend fand, muß ich darum nicht auch so finden. Soll ich irren, weil ich Vorgänger in dem Irrthum habe; oder soll ich darum Recht behalten, weil es Andre früher hatten? Ich wäre also nur das sklavische Echo einer veralteten Stimme, und mir stände nicht die Befugniß zu, die unsre Väter hatten, selbst zu prüfen, zu wählen und zu entscheiden! Ich hätte keinen Willen, weil unsre Vorgänger ihn hatten; und sie hätten ihn nicht nur für sich gehabt, sondern auch für ihre späteste Enkel? Diese Sprache ist eurer würdig, Sklaven des Herkommens und des Beispiels, ihr Gevestete, Histori-

sche! In dem, was eure Mütter thaten, findet ihr euer strenges Muster; und nach eurer Logik gäbe es nur eine ächte Originalausgabe von einem Menschenpaar, und alle folgende wären nichts als ein armseliger Nachdruck! Der Mensch soll fortschreiten im Besseren; und das kann er nur durch den Gebrauch seiner Einsicht und seines Willens. Was geht es uns an, wie die Römerinen ihre Haare trugen, ob die Burgunderinen ihnen entsagen durften, und wie Homer seine Grazien schildert? Dem Römer konnte seine Geliebte in ihrem Schmuck gefallen, und der Burgunder sein Weib einem harten Gesetze unterwerfen; wir haben unsre Sinne für die Reize unsrer Mädchen, und die Weiber unsrer Tage haben sich mit ihren Männern abzufinden. Homer malte, was er Schönes kannte, weil der Mensch nie, auch mit seinen Idealen, aus dem Kreise seiner Erfahrung zu treten vermag, die er wohl verschönern, aber nicht schaffen kann. Das Weib bei uns ist frei. Die Alten, die der rohen Kraft des Körpers huldigten, und bei denen Gewalt Gesetze gab, verdammten das schwächere Geschlecht zur Sklaverei. Will der Pariser Haarkünstler aus den langen Haaren, die er so geschickt vertheidigt, vielleicht Sklavenfesseln für die Weiber flechten? Das soll ihm wahrhaftig nicht gelingen in dem Jahrhunderte der Aufklärung und Humanität, dem Erstgebohrnen des philosophischen Jahrhunderts! Wer sich zum sklavischen Nachbeter verdammt fühlt, der bleibe Kopie; wir nähren den Ehrgeiz, wir selbst und Original zu seyn. Haben

wir nicht unsre weisere Gesetze und unsre mildere Sitten? Wie, und unsre eigne Art die Haare zu behandeln, sollten wir nicht haben?

»Die Natur, sagt man, die allenthalben mit kluger Wahl und Absicht handelt, gab die Haare dem Weibe zum verschönernden Schmuck. Wirklich! dieser Grund läßt sich hören! Gab sie dem Manne nicht auch den Bart, den er um vieles Geld, und mit dem Verluste einer kostbaren Zeit, loszuwerden suchen muß? Beschneiden Sie, Feind des großen Titus, nicht selbst Ihre Nägel, die doch auch ein Werk sind der nie zwecklos wirkenden Natur, wie so manches andre Natürliche, von dem Sie sich nicht ungern zu trennen scheinen? Nichts rettet Sie von Ihrem Untergang. Kein Haar gebe ich für Ihre Apologie der Haare. Auch wenn ich Ihnen den Sieg großmüthig zugestehen wollte, müßte ich doch Sieger bleiben; denn ziehe ich den Kürzeren in diesem Kampfe, nämlich die kürzeren Haare, dann habe ich gerade meinen Zweck erreicht.

»Die Partie der langen Haare scheint übrigens kein reines Gewissen zu haben. Sollte man nicht mit einigem Grunde vermuthen, sie verwahre das verdächtige Haupt nur unter dem reichen Haarwuchs, weil sie den Scharfblick Gall's und seiner Schüler fürchtet, die bei einer blosen Kopfinspektion die Seelenkräfte, Leidenschaften, Neigungen und Schwächen des Inspizirten mustern? Hätten die Anhänger des Anti-Titus nichts Gefährliches zu verbergen unter den Haaren, warum zögen sie

die Gründe mit Haaren herbei zu ihrer Vertheidigung? Fein ist übrigens doch der Pariser, ein ächter Franzose, und hat den politischen Takt der Zeit. Nur den nackten Damenköpfen erklärt er den Krieg, und krümmt den abgeschnittenen Haaren der Männer auch kein Haar, obgleich diese die täglichen Frisirgebühren so gut defraudiren als jene. Aber der Schelm weiß wohl, daß die ersten gekrönten Häupter von Europa und fast alle Kabinete sich zu unserm Systeme bekennen; und gegen solche Autoritäten wagt es der Haarkünstler nicht, sich empörend aufzulehnen. Überhaupt begreife ich nicht, wo unsre Gegner noch Gründe finden wollten zur Behauptung ihrer Lehre. Aber hätten sie auch die Macht und den Willen, uns mit Gewalt zu derselben zu bekehren; ständen ihnen selbst Bann und Acht, Inquisitionen, Sternkammern, Censuren und Spezialkommissionen zu Gebote, wollten sie uns an den Haaren zum Tragen der Haare ziehen, dann besäßen wir, als Verehrer des großen Titus, den Vortheil, daß wir keine mehr hätten, an denen man uns fassen könnte; und wo nichts ist, da hat, nach einem Sprichworte, selbst der Kaiser das Recht verlohren.

»Ich will den besiegten Haarkünstler auch nicht länger verfolgen. Der große Lykurg gab das Gesetz, einem geschlagenen Feinde nicht nachzusetzen, schon seinen Spartanern mit dem noch wichtigern, nur Vertheidigungskriege zu führen, um nie in den Fall zu kommen, einen ungerechten zu unternehmen. Eifersucht und Rachbegierde

sieht man nur im Gefolge der Schwäche; der Starke übt Großmuth. Wir haben für unsre Titusköpfe einen rechtlichen Kampf gekämpft, und geben unserm Feinde gern einen billigen und gerechten Frieden. Wir wollen weder dienen noch herrschen, wie es in dem Karakter eines freien und der Freiheit würdigen Menschen liegt. Unsre Absicht war es nicht, den anmaßenden Anti-Titus von dem usurpirten Throne des Titus zu stürzen, um die erledigte Stelle selbst in Besitz zu nehmen, wie es Andere thun. Wir werden nicht in den Fehler aller Parteien und Sekten verfallen, die erst nur Toleranz wollen, und endlich gleiche Rechte mit der herrschenden, so lange sie als die Schwächern unterdrückt und verfolgt werden, aber selbst unterdrücken und verfolgen, wenn sie die Stärkeren geworden sind. Wer auch den besten Zweck mit einem schlechten Mittel erreicht, würdigt die Heiligkeit seines Zwecks herab, und schadet seiner Sache durch einen widerrechtlich erkämpften Sieg mehr, als ihr eine Niederlage schaden würde; denn sehr oft ist ein physischer Sieg eine moralische Niederlage. Wir wollen das Reich der Freiheit nicht durch Gewaltthätigkeit gründen, und die Duldung nicht durch die Verfolgung unsrer Widersager predigen.

»Friede also den langen und kurzen Haaren! Mögen auf einem schönen Kopfe sich niedliche Löckchen kräuseln, oder der kräftige Haarwuchs in üppigen Ringeln über den blendenden Nacken fallen; mag ein zierlicher Kamm sie in künstlichen Flechten an dem Haupte befesti-

gen, oder ein freundliches Häubchen, oder auch ein geschmackvoller Hut sie dem Auge verbergen; wir kommen dem liebreichen Gesichte liebreich entgegen. Wie, nach einem alten Sprichworte, hundert Wege nach Rom führen, so kleidet sich die Schönheit in hundert Gestalten. Mannichfaltigkeit herrscht im Reiche der Freiheit und des Überflusses; Einförmigkeit ist der Wahlspruch des engbrüstigen Despotisms, dessen beschränkte und darum argwöhnische Regierungskunst die vielseitigen Kräfte verlegen machen. In mannichfaltigen Gestalten erscheint der schöne Frühling, der reiche Sommer, der fruchtbare Süden und das fröhliche Leben; einförmig ist der Winter, der arme Norden und das Grab. Ehren wir die freie Thätigkeit des freien Menschen, die durch zahllose Mittel sich einem Zwecke nähert! Warum wolltest du den Bruder verdammen, der mit gefalteten Händen zu dem Gotte der ewigen Barmherzigkeit fleht, weil die deinigen sich über der Brust voll Andacht kreuzen? Der Mensch wende sich gegen Osten, um in der aufgehenden Sonne die wohlthätige Wirksamkeit des ewigen Weltgeistes anzubeten, oder gegen Abend, um dem Vater der Schöpfung für das Geschenk des durchlebten Tags zu danken; er suche das Auge des Ewigen in den Sternen, seine Stimme in dem Donner des Gewitters, oder in dem Braußen des von Stürmen gepeitschten Ozeans, er sucht in der unermeßlichen, herrlichen Natur ja doch nur ihren Vater und den seinigen, und jede untergehende Sonne ist eine aufgehende, und umgekehrt, wie sie selbst ein Stern, aber ein nä-

herer. Welcher höllische Wahnsinn treibt den Menschen feindselig gegen den Menschen, daß sie sich verfolgen wegen Meinen, Glauben und Hoffen? Gott ist Barmherzigkeit, Güte und Liebe gegen seine Geschöpfe, und sie schleifen die blutdürstigen Waffen gegen verwandte Herzen, und entstellen die Erde, die ein Paradies seyn könnte durch Liebe, Freundschaft und Frieden, durch Haß, Habsucht, Mord und Raub zur Hölle.

»Habt ihr euch lange genug herabgewürdigt in dem armseligen Streite um die Ehre der rechten Hand, Nord- und Süddeutsche, und konntet ihr nur in der gemeinschaftlichen Schande die gleichen Rechte ebenbürtiger Söhne einer und derselben Familie wiederfinden? Werdet ihr es endlich müde werden, eure abgesonderte Kapellen und Altäre für die Nationalheiligen vom Norden und Süden, von dem protestantischen und katholischen Deutschland, in euren politischen und gelehrten Zeitungen zu bauen und zu beräuchern? Eure wechselseitige Verdammung hatte die gemeinschaftliche vorbereitet, und wohl auch verdient. Ich schäme mich, es zu sagen, und doch glaube ich es fest: hätte einer von euch über den andern, ein Deutscher über den Deutschen gesiegt, er wäre weniger großmüthig gegen die Überwundenen gewesen, als das Ausland es gegen euch beide war; und es war es wahrhaftig nicht im Übermase. So manches gute Fürstenhaus, das arme Vaterland, hätten schon früher, wo nicht Rettung, doch Trost in ein wenig Enthusiasm gefunden; aber wie könnte dem Deutschen dessen noch übrig bleiben, da er

ihn mit jeder Messe an eine neue philosophische Sekte, an eine neue poetische Schule, an einen neuen Roman, oder an noch jämmerlichere Lappalien, an Bekehrungen, Wundermänner, Propheten zu verschwenden hat?

»Ich dächte doch, es wäre Zeit, daß wir einmal klug würden, wenn wir es je werden sollen und können. Ist es denn so schwer zu begreifen, daß jeder seinen Rock nach seinem Leibe tragen darf? daß der Deutsche sein deutsches Trauerspiel haben kann, wie der Franzose sein französisches? und daß es von verschiedenen Standpunkten aus eine verschiedene Ansicht der Dinge giebt, die indessen für jeden die wahre ist? Langes Haar kann einen Kopf zieren, und den andern entstellen. Wer wird sich bei einer willkührlichen Form aufhalten, wo es um das Wesentliche der Sache zu thun ist, wer anders als der engherzige und kleingeistige Egoist oder der geistlose Pedant? Uns soll man diesen Vorwurf nicht machen; und wir schließen darum unsre Rede, wie sich alle Reden und Predigten schließen sollten, mit der Bekräftigung des Gesagten durch die That. Wir haben für die Sache der Freiheit und Toleranz gesprochen, und den Frieden wiederherzustellen gesucht zwischen den geschornen und ungeschornen Köpfen, und das mächtige Beispiel besiegle nun das gutgemeinte Wort.«

Darauf gieng ich vor den beiden Reihen der Gesellschaft auf und nieder, und küßte die Frauen, ohne Parteilichkeit für die Freundinen des Titus oder die Schülerinen seines Gegners; und gern erlaubte man mir den

Friedenskuß, als eine oratorische Lizenz, und entrichtete so ein billiges Honorar für meine Versöhnungspredigt. Täuschte mich meine Eitelkeit, die einem ungedruckten Schriftsteller doch eben so leicht zu verzeihen seyn möchte, als einem gedruckten, oder war es wirklich, daß der Mund des liebenswürdigen Mädchens, mit den beredten schwarzen Augen, unentschieden zwischen Empfangen und Geben, länger an meinen Lippen verweilte?

Eine laute Fröhlichkeit herrschte in der ganzen Gesellschaft. Die Meisten sahen sich nun dem Ziele ihrer Reise nahe. Die Gegend wurde offener und freundlicher, und der Himmel heiter. Der Schiffer fragte mit geziemender Höflichkeit an, ob die Herrschaft in Rüdesheim oder in Bingen Mittag zu machen gedenke. Ich entschied mich für das letzte Städtchen, weil ich mir den Genuß der Überfahrt über den prächtigen Strom an einem schönen Morgen oder an einem stillen Abend noch vorbehalten wollte; denn nach Rüdesheim mußte ich doch wieder. Meine Reisegefährten bestimmte ich durch Gründe, die eine nähere Beziehung auf ihre Verhältnisse hatten, und wir erklärten uns einstimmig für Bingen.

Ein dumpfes Braußen unterbrach die laute, fröhliche Unterhaltung. Wir waren in der Nähe des Binger Lochs. Schäumend stürzten sich die empörten Wogen über die Felsenmauer, die den Rhein beinahe in seiner ganzen Breite durchschneidet; und die nahen Gebirge wiederholten das Brüllen des siedenden Stroms. Der Wind blies heftiger in das Segel und wälzte die tobende

Fluth gegen das Ufer. Der Sturm warf sich mit Wuth über den Strom; der Strom schleuderte ihm zürnend seine Wogen entgegen. Von den schäumenden Spitzen der Wellen fiel die Yacht in den kochenden Abgrund, der sie wieder im Steigen einer schäumenden Welle zuwarf. Geschickt nöthigte indessen der Steuermann, durch die kluge Führung des Ruders, den unsteten, heftigen Wind, das schwankende Schiff unversehrt durch eine schmale Öffnung zwischen den Felsen zu tragen. Ein lauter Ruf der Freude scholl ihm dankend entgegen; da stürzte sich der heulende Orkan auf das pfeifende Segel, und riß es von der an dem Verdecke befestigten Stange los. Es schien die letzte Anstrengung seiner erschöpften Wuth zu seyn; denn jetzt trat die Sonne glänzend über einer finstern Wolke hervor, und der Sturm braußte nur noch in der Ferne, und die Wogen tanzten spielend auf der Fläche des Wassers. Aber die Gewalt der Strömung riß das Schiff abwärts, und es trieb krachend auf einen Felsen. Ein lauter Schrei entfuhr der geängstigten Brust, Todesblässe entstellte die Gesichter ohne Leben. Fluchend rannten die Schiffer gegen einander, die Arbeit mehr störend als fördernd.

Kaum hatte ich bemerkt, daß die Yacht nur fest lag, ohne beschädigt zu seyn, da sprach ich tröstend zur Gesellschaft: »Ich bin ein wenig vom Handwerk, und verbürge eine glückliche Heimkehr. Nur mahne ich zur Ordnung und zum schnellen Gehorsam. Drängt Menschen die Noth im Augenblick einer großen Gefahr, dann

muß ein Wille sie leiten, unbedingt gebietend wie das Verhängniß. Viele sind gut zu langsamer Berathung, doch nur einer zur schnellen Ausführung. Das bedenkt, was wir und Andere schon lange hätten bedenken sollen! — Ich bin Diktator und der Steuermann mein magister equitum.«

Da das Schiff, wie leicht zu bemerken war, nur auf einer Seite auflag, so ließ ich die ganze Ladung an Menschen und Gepäcke, von dieser auf die andere bringen, stellte mich lenkend ans Ruder, und hieß die Schiffer mit nervigem Arme und eiserner Brust die Yacht losdrücken von der Spitze des Felsens. Alles gieng nach Wunsch; in einigen Augenblicken waren wir flott, ließen uns zwischen den Klippen durchtreiben, und endlich das Schiff wieder eine Strecke zu Berg ziehen.

Ruhe und Heiterkeit lächelte nun von den erfreueten Gesichtern. Wir grüßten auf sicherer Fahrt, zur Linken, die alte Burg Ehrenfels, zur Rechten die röthliche Nahe. »Der köstliche Scharlachberger, rief ich den Männern, soll uns den Mittag wohl thun auf die Lust und den Schrecken des Tags!« Die Damen lächelten dankbar, und noch getheilt zwischen Freude und Angst. Manche wünschten nun an dem gefahrlosen Ufer in Rüdesheim zu bleiben. Ich aber sagte: »Widrige Zufälle in seine überlegten Entschlüsse bestimmend eingreifen lassen, ist Schwäche. Was der Mann einmal ernstlich gewollt, das muß er vollenden; so nur wird Großes gethan. Ich übe mein letztes Recht als Diktator und

lasse übersetzen. Dort in Bingen lege ich meine Würde nieder, und Jeder ist frei.« Wir nahmen auch sogleich unsre Richtung nach dem jenseitigen Ufer. Die Ruder peitschten den besänftigten Strom. Gegen Osten öffnete sich das freie, herrliche Land, durch das der Rhein wie im feierlichen Triumphe zieht. Die freundlichen Inseln schienen sich auf der klaren, ausgebreiteten Wasserfläche zu wiegen. Wie ein Koloß richtete sich der Rüdesheimer Berg, der Vater des Nektars, vor uns auf, stolz den Kranz von Eichenwäldern, wie ein König seine Krone, auf dem erhabenen Haupte tragend. Wechselnde Empfindungen erschütterten meine Brust. Ich fühlte mich einsam in dem gesprächigen Kreise. An den Mast gelehnt suchte ich die bekannten Stellen in dem gelobten Lande, die mir eine selige Erinnerung theuer macht. Die Bilder schöner Tage zogen wie die werthen Gestalten abgeschiedner Freunde an meiner Seele vorüber. Ach! unsere schönsten Hoffnungen, unsre besten Wünsche gehören nicht dieser Welt an. Du trägst das Herz voll Sehnsucht unbefriedigt ins Grab, in dem allein ewige Ruhe wohnt und ungestörter Friede.

Wir landeten.

Kapitel 10.

Bingen. — Der Klopp. — Herr Wartetsab.

Sucht uns jemand, dann mag er hier nachfragen zu Bingen, im Gasthause zum weißen Roß, wo wir gar vergnügt und munter zusammen hausen, frohern Muthes als das Heer der Griechen in Aulis, aber, wie es, einen günstigen Wind zur glücklichen Fahrt erwartend. Es ist recht freundlich hier bei dem gefälligen Wirthe in seiner angenehmen Wohnung mit der reizenden Aussicht auf den Rhein und nach dem Niederwalde. Am Tische wechselt bunte Gesellschaft fröhlicher Menschen, die den Strom auf- und abziehen in Geschäften des regen Verkehrs, oder zum Vergnügen, und die alle hier anlegen zur flüchtigen Mahlzeit, oder um mit Muse sich der schönen Umgegend zu erfreuen. Gleich am ersten Tage haben wir eine interessante Bekanntschaft gemacht, die uns angenehm unterhält und bei dem Besuche der bemerkenswerthen Stellen in und bei dem Städtchen nützlich ist. Am Tische sprach mich ein munterer Nachbar, den ich dem Zufall verdankte, mit seinem gefälligen und originellen Wesen gar freundlich an. Sein rundes Gesicht strahlte von gesunder Behaglichkeit, und unter den buschigen Augenbraunen glüheten helle, muntere Blicke, in denen sich ein unverwüstlicher Frohsinn und eine boshaft neckende Laune spiegelten.

Uns gegenüber stritt ein heftiger Jüngling, der, wie es schien, von der hohen Schule nach der Heimat wanderte, mit einem ältlichen Manne über die Gegenwart und Zukunft Spaniens. Die Zeitung auf dem Tische hatte die politische Kontroverse herbeigeführt. Der finstere Alte, der absprechend versicherte, das unglückliche Land könne die verlohrne Ruhe nur in der unangefochtenen Allmacht des Königs und dem überwiegenden Einflusse der Geistlichkeit wiederfinden, reizte den Widerspruch des Musensohnes, der seiner Seits behauptete, nur einer Verfassung, die dem Volke seine Rechte sichere und dem Könige die Pflichten des Herrschers vorzeichne, werde Spanien sein Glück verdanken. Der feurige Scharlachberger erhitzte den Streit, und die Parteien erbitterten sich ohne sich zu überzeugen, wie das in der Natur des Menschen liegt. Mein gleichmüthiger Nachbar aß und trank mit frischem Appetit, ohne den geringsten Antheil an dem Gespräche zu nehmen. Die erhitzten Kämpfer mogten einen Ableiter des Gegenstandes ihres Kampfes suchen und machten sich, vielleicht aus Ärger über meines Nachbars Kälte, der nur spöttisch lächelte, an ihn, um ihm das Schiedsrichteramt in ihrer Sache aufzudringen. Da er unbeweglich blieb, stachelten sie ihn, besonders der junge Fremde, mit Neckereien, die aber auch nur einen geringen Eindruck machten. Geben Sie doch, rief der Jüngling, unserer beiderseitigen Bitte nach, und stellen Sie, durch Ihren weisen Ausspruch, den Frieden wieder her, Sie, den die Natur so recht absichtlich zum Friedens-

fürsten gemacht zu haben scheint! Was wird aus Spanien unter den vorliegenden Verhältnissen werden?

Warten Sie es gefälligst ab, erwiederte mein Nachbar mit immer gleicher Freundlichkeit; von dem Erfolge werden Sie erfahren, was jetzt kein Mensch Ihnen sagen kann. — Ein weiser Rath, erwiederte der junge Mensch; nur Schade, daß er uns kein Haarbreit weiter bringt.

»Kennen Sie Spanien? Kennen Sie den König?

Wie!

»Ich kenne Spanien nicht, obgleich ich es gesehen habe; aber ich habe auch Sie gesehen, und sehe Sie noch; weiß ich aber darum, wer Sie sind und was Sie morgen thun oder leiden werden? Wer regiert Spanien? der König? Welche Maasregeln wird der König nehmen, und welche Folgen werden diese Maasregeln haben? Das weiß kein Mensch, und kein Mensch kann es wissen. Darum warten Sie es ab. Es glaubte schon Mancher Weizen zu säen, und ihm ist Unkraut aufgegangen, und Vieles, was der Mensch für sein Unglück hielt, ist der Saame seines Glücks gewesen. Ich bin nicht Thor genug, um in das Dreschen von leerem Strohe meine Thätigkeit zu setzen.«

Ganz gut, fiel der mürrische Alte unterbrechend ein; aber wem von uns beiden geben Sie Recht?

»Erlauben Sie mir, diese Frage unbeantwortet zu lassen,« erwiederte mein Nachbar höflich.

Die Gegenwart erzeugt die Zukunft und diese liegt in jener schon, nur unentwickelt, sagte der Jüngling

mit großer Sicherheit. Wissen Sie, was darüber der große Leibnitz sagt?

Redensarten, antwortete mein Nachbar. Die Zukunft ruhet im Schoose der Gegenwart, wie das Kind in dem der Mutter; meinetwegen, wenn Sie durchaus wollen. Wissen Sie aber, ob es ein Mädchen oder ein Bübchen ist? Warten Sie es darum ab! Die Zukunft ist —

Nun?

»Ein ungelegtes Ei; und um ungelegte Eier, soll man sich, wie ein verständiges Sprichwort sagt, keine Sorge machen. Die Vergangenheit ist —

Nun?

»Ein zwar gelegtes, aber auch schon verzehrtes Ei.

Und es bliebe nichts von der großen Vergangenheit, als Erbtheil für die Nachwelt?

»Ja, die Schaale, die wir als köstliches Alterthum in den Museen andächtig aufbewahren, und aus der die Geschichtschreiber einen gelehrten Brei bereiten, um ihre historischen Bilder daraus zu kneten, die der Aberglaube oder die Einfalt als Porträte der Vergangenheit kauft und verehrt.

Der Teufel! fuhr der junge Fremde auf. Doch lassen wir das gut seyn, und sagen Sie: Wer von uns beiden hat Recht?

»Erlauben Sie mir, die Frage unbeantwortet zu lassen.

Nein, Sie entgehen uns nicht. Thuen Sie, was

Ihres Amtes ist, und enden Sie, auf welche Weise es sey, den Streit.

»Sie haben vielleicht gelesen, oder gehört, sprach mein Nachbar, daß in irgend einem Hause einmal zwei Leute beisammen waren, von denen der eine sich für Gott den Vater, der andere für Gott den Sohn hielt. Beide stritten und zankten und wollten sich die angemaßte Qualität gegenseitig nicht zugestehen. Ich, Gott der Vater, sagte dieser, müßte meinen Sohn doch kennen, wenn er es wäre; aber er ist ein Betrüger. Ich, Gott der Sohn, sagte jener, müßte doch meinen Vater kennen, wenn er es wäre; aber er ist ein Betrüger. Nun entscheiden Sie, wer von beiden hatte Recht?

Dem Jüngling hatte der Zorn das Blut in das hochrothe Gesicht getrieben; dem Alten zitterte krampfhaft die Unterlippe, und sie wollten sich von ihren Sitzen erheben. Achtung vor dem Richter, der that, was seines Amtes ist! fuhr mein Nachbar mit heiterer Ruhe fort. Nehmen Sie mich, wenn Sie wollen, als den dritten Mann in die Gesellschaft auf, da ich die Narrheit habe, die Narrheit Anderer nicht zu theilen. Halten wir zusammen! Drei machen ein Collegium.

Ich schritt vermittelnd ein, und der Friede ward wieder hergestellt. Da neigte mein Nachbar, den wir später nur den Herrn Wartetsab nannten, welchen Namen er auch hier führen mag, sich gelassen gegen mich und sagte, als sey nichts vorgefallen: Ich könnte mich fast darüber ärgern, daß der Mensch sich an

der Vergangenheit und Zukunft wie an einem Knochen vergebens die Zähne stumpf nagt; denn Fleisch bringt er doch nicht davon, da keines daran ist. Welch ein Geschäft, taube Nüsse aufzuknacken, in der immer getäuschten Hoffnung oder thörigten Meinung, einen Kern darin zu finden! Nur die Gegenwart ist Wirklichkeit und unser, und wer sie der Zukunft opfert, der läßt, wie der Hund in der Fabel, den Braten fallen, um nach dem Schatten desselben zu haschen. Ein recht trauriges Schauspiel, das arme Thier zu sehen, wie es von der vollen Krippe mit Sehnsucht nach dem leeren Reffe, oder von dem vollen Reffe nach der leeren Krippe blickt! Wer sich mit der ganzen Kraft seines Wesens der Wirklichkeit hingiebt, die nur in der Gegenwart liegt, hat drei frische Pferde vor dem Wagen seines Lebens, da der, den die Phantome der Vergangenheit und Zukunft anziehen und necken, zwei davon abgiebt, um mit ihnen leeres Fuhrwerk nachzuschleppen. Die Vergangenheit ist ein gedrucktes Buch; da hilft es nichts, die Druckfehler aufzuspüren, über Satz und Papier zu glossiren. Die Zukunft liegt als ungeordnete Schrift im Kasten, an der nichts zu lesen, nicht einmal zu buchstabiren ist. An der Gegenwart aber setzen und drucken wir selbst, und da gilt es, wenn wir tüchtige Arbeit liefern wollen. Glauben Sie mir, lieber Freund, was die Leute so entsetzlich dumm macht, ist ihr übermäßiger Verstand, der erkennen und darthun will, was dem Menschen zu erkennen und darzuthun nun einmal versagt ist. Wie sieht es jenseits

aus? Dumme Neugierde! Wartets ab! Was die achtbarsten Metaphysiker, von Plato bis auf Mendelssohn, darüber faseln, ist schöne oder gelehrte Faselei. Alle diese Leute und Ihresgleichen werden nicht müde, Wasser mit dem Sieb zu tragen. Ich versichere Sie, das wahre Zeichen, daß wir anfangen verständiger zu werden, ist, wenn es keine Metaphysiker, keine philosophische, religiöse, politische Chironmanten, Horoskopenmacher und Propheten mehr giebt. Unter allen weisen Sprüchen der sieben Weisen Griechenlands wäre der weiseste gewesen: Wartets ab! Wer ihn befolgt, der hat es nicht zu bereuen, und sein Inhalt ist die höchste und schwerste Kunst des Lebens für den Fürsten, wie für das Volk, für den Reichen und Bettler, für jedes Alter und Geschlecht, für den Staatsmann besonders, wie für den Land- und Kaufmann. Hätten Cato, Brutus und so viele Andere es abgewartet, wie nützlich würden sie der Sache geworden seyn, an der sie voreilig verzweifelt sind? Man darf nichts aufgeben, als die Vergangenheit, und nur mit den Todten ist nichts mehr anzufangen. Auch das verstand Napoleon, wie noch vieles, besser; er gab nichts auf, bis ihn selbst alles aufgegeben hatte. Da nun freilich war es zu Ende, und nichts mehr abzuwarten. Schade um den grundgescheiten Mann!

Meine Gesellschaft erhob sich von dem Tische, und so ward mein freundlicher Nachbar in seinen vertraulichen Mittheilungen unterbrochen. Er that uns dafür den Vorschlag, den Kaffee auf dem Klopp zu trinken und ver-

sprach uns, denselben zu besorgen. Das war gerade unsere Absicht, der er nun zufällig entgegen kam, und wir ließen uns seine Begleitung gern gefallen.

Welch eine schöne Besitzung ist dieser Klopp und wie sinnig und geschmackvoll in allen seinen Theilen angelegt! Man könnte sagen, er sey der Niederwald im bequemen und niedlichen Taschenformat zum Gebrauche der Damen und der Herren, die das Schöne, wie ihr Wissen, gern ohne Anstrengung und Weitläufigkeit in gemächlicher Nähe, in einem Wörterbuche oder in einer Encyklopädie beisamen haben. Doch wäre das mehr witzig als wahr; denn der Klopp ist weniger und auch wieder mehr als der Niederwald.

Herr Wartetsab war zeigend und erklärend an meiner Seite, seltsam und eigen in Ansicht und Gedanken, durch Ausdruck und Sprache, die vom Gewöhnlichen abwichen, oft ans Lächerliche streifend, aber oft voll Sinn und Wahrheit. Um Eugen mit diesem Manne näher bekannt zu machen, zog ich ihn unbemerkt in unsre Gesellschaft, und knüpfte mit dem fremden Begleiter den abgebrochenen Faden des Gespräches wieder an. Wenn Sie so wenig auf die Vergangenheit geben, sagte ich, würdigen Sie dann nicht den Werth der Geschichte herab, die große Lehrerin der Fürsten und Völker, die weise Deuterin der Gegenwart und Zukunft, die uns, was ist und kommen wird, durch das erklärt, was schon gewesen? — Redensarten, erwiederte Wartetsab; Sie sind zu verständig, um daran zu glauben. Man

giebt uns Worte wie Assignaten, ohne innern Gehalt, wie ohne Hypotheke. Wir finden sie im Kurse, und nehmen und geben sie, weil sie einmal von Mund zu Munde gehen. Da es nun Alle auf gleiche Weise damit halten, so betrügt keiner den andern, sondern jeder nur sich selbst. So ist es mit wenigstens neun Zehntheilen von dem, was man lehrt und glaubt. Wie! Habe ich Unrecht? Die Geschichte, fuhr er lächelnd fort, das Orakel der Zeit, das uns das Räthsel der Sphinx erklärt? Du arme Pythia! wer fraget dich, und würdest du gefragt, wen wiesest du zurecht? Geschichte, ein unförmliches Bild, dessen Gerippe die Historiker aus sogenannten Thatsachen, Staatsaktionen, Staatsstreichen, Schlachten, Geburts- und Sterberegistern, Jahrszahlen, Verträgen, Friedensschlüssen und Stammbäumen zusammenflicken, die Werke des Zufalls, der Lüge und Eitelkeit zu einem gegliederten Strohmanne gestalten, dem sie ihre Ansichten, Maximen und Ideen statt des lebendigen Eingeweides geben! Pausanias und Livius haben doch schön, vielleicht auch ehrlich, gelogen; aber so viele Hunderte in Dienst und Ehren, voll Hoffnung oder Furcht, von einem System, einem Glauben beengt, von einem Hofe bezahlt, von einer Corporation beherrscht! Du lieber Gott! Herder hat in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit wenigstens einen erhebenden Roman gegeben; aber so viele Andere! — Ein Gelehrter aus der Gegend, der sich uns angeschlossen hatte und den Sprecher zu kennen schien, gab, wie frü-

her der brave Wirth im Rosse, uns durch ein Zeichen zu verstehen, in dem Kopfe des Mannes sey es nicht ganz richtig, und wir möchten uns an seinem tollen Gerede ja nicht stoßen. Dieser aber fuhr um das, was um ihn vorgieng, unbekümmert fort: Versuchen Sie es, lieber Freund, und schreiben Sie nur einmal die Geschichte Ihres Dorfs von einem Tage, den Sie mitten darin als Augen- und Ohrenzeuge, sogar als mithandelnde Person erlebt. Stellen Sie, ein anderer Appelles, Ihr Gemälde vor Ihrem Fenster auf und sich dahinter, um zu hören, wie sich die Leute über die Wahrheit der historischen Composition auslassen, Schuhmacher, Schneider, Frau Baasen, Schulze und Büttel, die, wie Sie, dabei, oder noch näher, gewesen sind. Schreiben Sie die Geschichte Ihres eigenen Lebens, und wenn sie einige Jahre fertig ist, dann sagen Sie mir aufrichtig, was Sie von der historischen Wahrheit mancher Stellen denken! Und die Geschichtschreiber, die uns das Leben der Welt, der Staaten und Völker geben; diese Leute, die zwischen vier Pfählen das Wogen und Treiben der Ereignisse und Menschen ordnen und schlichten, ihre Gedanken und Gefühle mit Citaten belegen! Da sitzt ein solches Wesen und sieht aus dem Dachfenster seines Hafenstübchens auf die weite, unendliche See; in der ruhigen Fläche spiegelt sich das heitere Firmament; da kochts und zischts. Heulend wirft sich der Orgau darüber; die empörten Wogen steigen himmelan; in Bergen richten sie sich auf, und stürzen in den Abgrund nieder. Das soll

im Dachstübchen beobachtet und beschrieben werden. Es geschieht. Noch mehr; alle Schiffe, die auf dem Ozean, ein Spiel des Sturmes und der Wogen, umhergetrieben, werden aufgezählt, eingetragen, die Ladung gewogen, die Schiffsmannschaft zur Rede gestellt, getadelt, gelobt, befördert oder zurückgesetzt. Der ist ein Feiger, jener ein Tyrann, der schlecht am Ruder, jener zum Befehlen gut. Nehmen Sie die Geschichten der Revolution! O des Erbarmens! Der Bär hält Vorlesungen über Ballete; der Maulwurf unterrichtet in der Farbenlehre. Wenn ich solche und andere Geschichten lese, dann ist mir oft, als hörte ich auf dem Forum des alten Roms einen Kapuziner predigen.

Die Geschichte, sagt man, bildet Weise, Staatsmänner und Feldherren; müßten dann die Geschichtschreiber nicht selbst seyn, zu was ihre Werke die Leser derselben machen sollen? Welches Buch hat Karl den Großen, den großen Alfred, Friedrich den Großen und Napoleon gemacht? Sie haben den Cäsar gelesen; ich auch; was aber hat den Cäsar gemacht, der doch keinen Cäsar lesen konnte? Durch Curtius, sagt man, sey Karl XII. von Schweden zum kriegerischen Abentheurer geworden; warum aber wurden es Andere nicht, die den Curtius auch gelesen und sogar kommentirt haben? Man sollte sagen, Karl XII. habe sich in das Leben Alexanders vernarret, weil der kriegerische Abentheurer in ihm war. Ist der kampflustige Jüngling vielleicht in den Achilles gefahren, da er, im Kreise sei-

ner Gespielinen, statt des Mädchenputzes, die Waffen wählte? oder wählte er nicht vielmehr die Waffen, weil der kampflustige Jüngling in ihm war? Von Thucidides, Xenophon, Sallust, Cäsar, Tacitus, dem Cardinal de Retz mag sich ohne Zweifel viel lernen lassen; aber von wem haben die Meister es gelernt, bei denen wir uns in die Lehre geben sollen, um es zur Meisterschaft zu bringen? Ich im Gegentheil bin überzeugt, daß gerade das Lesen, wie jetzt gelesen wird, dieses Verschlingen ohne zu verdauen, dieses Aufhäufen ohne zu ordnen, dieses wilde, chaotische Durcheinanderwerfen der Gegenstände, Zeiten, Völker, Menschen und Verhältnisse schwächt, verwirret, untauglich macht. Der ist bald Grieche, bald Römer, bald Indier, bald Amerikaner, jetzt ein Brutus, dann ein Cäsar; heute Alcibiades, morgen Hermann; bald Washington, bald Alexander, allenthalben und alles, nur nicht an seiner Stelle und in seiner Zeit. Den Weibern spuckt eine Cornelia, Eboli, Maria Stuart, Lais und Ninon durch den Kopf. Kurz, Jeder und Jede bauet, durch das Lesen, einen Thurm von Babel in sich auf, bei dem alle Begriffe und Gefühle sich verwirren, so daß der Mensch sich selbst nicht mehr versteht. Alle Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit geht dadurch verlohren; zersplittert und in sich getheilt, im Zwiespalt mit seiner Geburt, seiner Umgebung und seinen Verhältnissen ist man nicht, was man seyn soll, und thut nicht, was man thun soll; so hört alle Tauglichkeit und Tüchtigkeit am Ende

mit dem innern Frieden auf, der auf der Übereinstimmung mit sich selbst beruht. Der dümmste Dummkopf ist sicher der gelehrte. Was wäre es für die Franzosen werth gewesen, hätten ihre Gesetzgeber von Griechen und Römern nichts gewußt? Ich frage Sie: Hat nicht gerade die unselige Gelehrsamkeit die Revolution zum blutigen Affenspiel gemacht? Die Sündfluth, die uns drohet, ist die des Bücherwesens, in der aller Geist, alle selbstständige Haltung und persönliche Tüchtigkeit untergeht. Gerade das Vielwissen dient übrigens der Schlechtigkeit; die Thorheit, das Laster findet Entschuldigung, wo nicht Aufmunterung, in irgend einem glänzenden Beispiel der Vergangenheit. Ich will zugeben, Grundsätze, gelernte Weisheit, großmüthige Entschlüsse, die ein Augenblick der Begeisterung erzeugt, sind an sich achtungswerth und zu loben. Aber man hüte sich, zu fest darauf zu bauen! Gar leicht wird die angebohrne Natur, oder was durch Gewohnheit dazu geworden ist, wieder Herr, und dann sehen wir die Fabel der in eine Frau verwandelten Katze. Das Weib zeigte sich ganz ordentlich und verständig, bis ihr eine Maus in die Nähe kam. Ist es mit unsern herkömmlichen Philosophen, Tugendhaften und Republikanern anders? Lauter ehrenwerthe, höchst gescheite, gar uneigennützige Männer, besonders in Wort und Schrift, bis Auszeichnung, Reichthum und Vergnügen ihre Eitelkeit, ihren Eigennutz und ihre Lüsternheit versuchen; dann überwältigt die Natur die Kunst, die Katze sieht die Maus.

Eugen, der einige Zeit nachdenkend dagestanden, sagte endlich, wie aus einem Traume erwacht: Ja, es ist viel Wahrheit in dem, was Sie sagten. Die Gesinnungen des Menschen sind gewöhnlich das Werk seiner Neigungen, seine Reden das empfangener Lehren und Meinungen, seine Handlungen aber ein Resultat seiner Angewöhnung. Keine Macht herrscht über ihn so unbedingt wie die Gewohnheit; sie wird nicht blos zur andern Natur, sondern besiegt und unterwirft sie auch. Wenn die indischen Gymnosophisten sich gelassen auf den Scheiterhaufen setzen, um sich dem Feuer zu opfern, das sie anbeten; wenn selbst die Weiber sich mit ihren Männern verbrennen lassen; wenn man die Kinder der Spartaner vor dem Altar der Diana bis aufs Blut geißelte, ohne daß sie eine Klage, einen Seufzer ausstießen, dann war das eine Folge der Angewöhnung. Was, ich frage euch, ist die Religion, die Lebensart, die ganze Moral und alle Weisheit der Meisten? Daß dem so ist, darin liegt eine große Lehre für Erzieher, Gesetzgeber und Staatsleute, die sie nicht genug beachten können. Wird die Gewohnheit noch durch das Beispiel, durch Nacheiferung gestärkt, dann thut sie Wunder. Man sollte allerdings einen andern Weg verfolgen, wenn es noch Zeit ist, ihn einzuschlagen; wir sind nicht auf dem rechten. Sie führen wohl, wendete er sich gegen Wartetsab, ein vergnügtes Leben?

Ich komme mit der Welt zurecht, war die Antwort. Von Religion und Regierung rede ich gar nicht, oder

lauter Liebes und Gutes, lobe den Eltern ihre Kinder und dem Liebhaber die Geliebte, behaupte, aus dem Paradiese sey uns von dem Stande der Unschuld und des Glücks vor dem Sündenfall nur der Adel und die Geistlichkeit geblieben, und Regierungen, Eltern, Liebhaber, Adel und Geistlichkeit halten mich in so weit für einen recht gescheiten Mann. Sonst bin ich klug genug, etwas verrückt zu scheinen; denn wir leben in einer Zeit — die übrigens nicht selten ist — wo der Unverstand für die sicherste Bürgschaft der Unschuld gilt. Wer wirklich Verstand hat und ihn nicht verliehren will, der muß oft thun, als habe er keinen.

Sie sind nicht verehlicht? fragte Eugen.

Leider! nein; zum Glücke bin ichs nicht. Eine glückliche Ehe ist wohl das höchste Glück auf Erden; aber ich habe nie ein Glücksspiel gespielt. Es giebt Menschen, für die es, in gewissen Zeiten, wie für Thales, entweder zu früh oder zu spät ist, eine Frau zu nehmen. Ich war wohl einmal daran; da ich aber bemerkte, daß der Strom des bürgerlichen Lebens immer seichter wurde, hielt ich es für gewagt, Weib und Kinder in meinen Kahn zu nehmen. Allein, dachte ich, schaffest du dich in deinem Dreiborte über Sand und durch Klippen fort.

Ich bin weder ein Weiberfeind, noch der Philosoph Thales; aber eine Äußerung des letztern hat einigen Eindruck auf mich gemacht. Sie wissen, daß Thales sich nicht beweiben wollte, und seine Mutter ihn vergebens zu bereden suchte, sich eine Gefährtin zu der beschwer-

lichen Reise durch das Leben zu wählen. Da sie ihn zum erstenmal mahnte, sich zu verehlichen, sagte er: es ist noch nicht Zeit; und als sie später wieder auf denselben Gegenstand zurückkam, antwortete er: es ist nicht mehr Zeit. Nach Thales wäre es also immer zu frühe oder zu spät, ein Weib zu nehmen.

Als der weise Solon, der berühmte Gesetzgeber Athens, nach Mylet kam, besuchte er Thales, und äußerte ihm sein Erstaunen darüber, daß er weder Weib noch Kinder habe, oder zu haben wünsche. Der Hagestolz schwieg, um nachdrücklicher, als mit Worten zu reden. Er gewann einen verschlagenen Menschen, daß er ihm einen Besuch machen, und von Athen zu kommen vorgeben solle. Solon war, wie man sich denken kann, neugierig zu wissen, was sich, während seiner Abwesenheit, in seiner Vaterstadt zugetragen. Ich wüßte nichts Besonderes, antwortete der angebliche Reisende, als daß ich daselbst einen Jüngling beerdigen sah, dessen Leichenbegängniß die ganze Bevölkerung der Stadt beiwohnte; denn es war, wie man sagte, der Sohn eines wegen seiner Rechtschaffenheit und Klugheit unter seinen Mitbürgern hochberühmten, damals abwesenden Mannes. Unglücklicher Vater! rief Solon. Aber, fuhr er besorgt fort, sage mir doch, ob du seinen Namen nicht nennen hörtest? — Ich hörte ihn wohl nennen, erwiederte der abgerichtete Reisende, behielt aber seinen Namen nicht. Doch erinnere ich mich sehr wohl, daß viel von der Weisheit und Gerechtigkeit dieses Mannes gesprochen ward.

— Solon, dessen Angst mit jedem Worte des Fremden stieg, fragte endlich, ob der verstorbene Jüngling nicht vielleicht der Sohn Solons sey. — So ist es, erwiederte der Reisende. — Da überließ sich der unglückliche Vater dem ganzen Ausdrucke seines Schmerzes, den Thales endlich nur mit der Versicherung stillen konnte, das Ganze sey seine Erfindung. »Da siehst du nun, fügte er hinzu, was bei mir den Wunsch, mich zu verehlichen und Kinder zu haben, unterdrückte.«

Nach dem weisen Thales, bemerkte Eugen, dürfte man also nichts besitzen, um nichts verliehren zu können, und der glücklichste Zustand wäre der, in welchem man nichts zu hoffen oder zu fürchten hat. Wahrlich, der unglückliche Vater mußte auch ein sehr glücklicher Vater gewesen seyn! Eine eigne Philosophie, die das ödeste, ärmste Leben als das schönste preiset! Thales sprach nicht allein als ein schlechter Bürger, sondern kannte auch den Menschen, seine Bestimmung und selbst seine Genüsse wenig. Jeder Genuß gründet sich auf ein Bedürfniß. Jeden Besitz begleitet die Furcht seines Verlustes. Jede Hoffnung und jeder Wunsch setzt ein Entbehren voraus; und wer hofft und wünscht, der muß nothwendig fürchten, weil es zweifelhaft ist, ob seine Wünsche und Hoffnungen in Erfüllung gehen. Das elendeste Leben würde der leben, dem nichts mehr zu wünschen und zu hoffen übrig bliebe, der nichts mehr gewinnen oder verliehren könnte.

Aber so ist es, eine oft gesagte und lange geglaubte

Albernheit gilt endlich für Wahrheit; hat sie gar ein merkwürdiger Mensch gesagt, dann braucht sie nicht einmal den Stammbaum einer unangefochtenen, edeln Abkunst, durch eine lange Reihe von Geschlechtern, sondern der Vater adelt sein Kind, wie die Gründer neuer Dynastien sich und ihre Nachkommen zugleich adeln, ohne selbst von Adel zu seyn. Wenn alles Vorurtheil ist, was der Mensch auf Treue und Glauben, ohne eigene Prüfung, annimmt, dann sind, wie Sie selbst gesagt, neun Zehntheil seines Glaubens und Wissens Vorurtheil; und das gilt nicht nur von seiner Geschichte, Rechtslehre, Theologie, Politik und seinem übrigen positiven Wissen, sondern auch von seiner Moral und Lebensklugheit.

Ich will Sie mit einem andern Zuge aus der Geschichte bewirthen, der Ähnlichkeit mit dem von Ihnen angeführten hat, noch mehr als dieser bewundert ward und in seiner Anwendung eben so wahr seyn mag. Als Phyrrhus, König von Epirus, sich zum Kriege gegen die Römer rüstete, soll der weise und kluge Cyneas, sein Vertrauter, durch dessen Beredsamkeit der König rühmte, mehr Städte erobert zu haben, als durch die Gewalt der Waffen, eine Unterredung mit ihm gehabt haben, deren Inhalt man erzählt, wie folgt: Cyneas wollte den ehrgeizigen Fürsten bestimmen, seinen ehrgeizigen Unternehmungen zu entsagen. Wenn das Glück unsre Waffen begünstigt, und wir die Römer unterworfen haben, was werden wir dann thun? fragte er seinen Herrn. — Dann, erwiederte dieser, schiffen wir nach Sizilien

über, und erobern diese schöne und fruchtbare Insel. — Welches sind aber deine Absichten, wenn du dich im Besitze von Sizilien siehst? — Dann gehen wir nach Afrika, um das stolze und reiche Karthago und die nördlichen Küsten dieses Welttheils unsrer Herrschaft zu unterwerfen. — Und wenn wir auch Karthago und die benachbarten Länder unterworfen haben? — Dann, sprach Pyrrhus, wollen wir uns des Lebens im Genusse des Friedens und einer süßen Ruhe freuen. — Was hindert dich aber, bemerkte Cyneas, sogleich da anzufangen, wo du aufhören willst? Warum durch Kämpfe, Anstrengungen und Gefahren suchen, was wir wirklich schon besitzen können?

Die Geschichte erzählt uns nicht, ob und wie der König die weisen Bemerkungen seines philosophischen Günstlings beantwortet hat. Ich fühle auch keineswegs den Beruf in mir, die Apologie des kriegerischen Pyrrhus oder irgend eines Eroberers zu schreiben. Indessen machte die verfängliche Katechese des klugen Cyneas den Eindruck nicht auf mich, den sie auf die meisten Leser gemacht haben muß, weil sie so berühmt geworden ist. Wie! Kann es einen Genuß ohne den Stachel des Bedürfnisses, eine süße Ruhe ohne ermüdende Anstrengung geben? Jener setzt ein Entbehren, und diese Thätigkeit voraus. Übrigens hat jedes Alter seine Bedürfnisse und Genüsse und einen ihm angemessenen Wirkungskreis. Der betagte Mann kann nur nach einem Leben voll Anstrengung mit Zufriedenheit auf dasselbe zurücksehen, wie am Abend der

Mensch auf den mit einer nützlichen Arbeit angefüllten Tag. Eine edle, rühmliche Ruhe ist nur der Lohn eines edeln, ruhmvollen Lebens. Washington beschloß seine Tage in ländlicher Zurückgezogenheit gewiß mit andern Gefühlen und Genüssen, als der nordamerikanische Bauer, der auf seiner Bahn von der Wiege bis zum Grabe nur dem Pfluge gefolgt ist. Ruhe ohne vorausgegangene Anstrengung ist Müßiggang; und wer nie, von Schmeichlern belagert und von Neidern verfolgt, das glänzende Elend in abhängigem Überflusse kennen gelernt hat, der wird auch nie das Glück einer unabhängigen Mittelmäßigkeit zu schätzen wissen. Jeder Genuß, auch selbst der Genuß der Ruhe muß verdient werden.

Doch das bei Seite! Bei Ihren Grundsätzen und Ansichten muß Ihnen der Staatsdienst doch manchmal sauer werden; denn ich setze wohl mit Recht voraus —. Ganz mit Unrecht, fiel Wartetsab ein. Ich baue mein Bischen Feld und bin ein Schreiner.

Ein — fuhren wir alle zugleich heraus. —

Gegen die Grundsätze der Staatswirthschaft, fuhr er fort; ich weiß es wohl. Nach dieser soll sich die Arbeit, aber der Mensch nicht theilen. Einer muß, so viel als möglich, dasselbe thun. Ich theile mich zwischen den Feldbau und mein Handwerk, und ich und der Feldbau und das Handwerk fahren gut dabei. Manche haben mir freilich zugeredet, ich sollte Bücher schreiben. Ich sollte, meinte man, Romane, Schauspiele oder gelehrte Werke, statt Tische, Bettstellen und Schränke machen;

aber mit diesen werde ich leichter fertig und habe verständigere Rezensenten und ein billigeres Publikum zu erwarten. Zudem bin ich keineswegs geneigt, die babylonische Verwirrung der Begriffe und Sprachen zu vermehren und Wasser zu der Sündfluth beizutragen, die ich mehr, als eine Wiederholung der alttestamentarischen unter Noa oder Deukalion fürchte.

Unterdessen war der Kaffee aufgetragen. Wir setzten uns in vertraulichem Kreise nieder und genossen des herrlichen Anblicks auf den Rhein und seine prächtige Umgebung.

Dieser königliche Strom, bemerkte ein befreundeter Eingebohrner, könnte in seinem Laufe Segen verbreiten und Überfluß durch den lebendigen Verkehr, den seine Gewässer zwischen nahen und fernen Staaten beleben und unterhalten; er würde es auch, wüßte die Verkehrtheit des Menschen die Wohlthat der Natur nicht in Verderben zu verwandeln. Alle die Mauthen und Zölle erdrücken uns, der Weinbauer sieht seiner gewissen Verarmung entgegen —

Man sollte sich, fiel Wartetsab ein, das Böse so wenig als das Gute übertreiben; das eine erfüllt mit grundloser Angst, das andere nährt Hoffnungen, die nicht in Erfüllung gehen. Sollte indessen das Übel den gefürchteten hohen Grad erreichen, dann wird es sein eigenes Heilmittel, und die Rettung liegt ihm nahe. Wartets ab! sage ich. Heute Abend ist nicht aller Tage Abend; auf Tag folgt Nacht, auf Regen Sonnenschein, und umgekehrt, sagt der Peter vom Niederwalde.

Sie kennen ihn? fragte ich.

Recht gut, war die Antwort; er ist mein Vetter. Jeden Frühling ziehen wir zusammen auf den Niederwald, wo wir philosophiren und trinken. Er macht den Führer, ich den Fremden, obgleich ich den Niederwald wenigstens so gut, wie er, kenne. Wir beide aber halten auf Legitimität und hergebrachte Ordnung, und lassen jedem seinen Beruf. Ich versichere, oft brauche ich die Einfalt dieses Menschen nur in die Sprache der gebildeten Welt zu übersetzen, um Weisheit daraus zu machen. Peters Wahlspruch und der meinige ist probat: Wartets ab! Als die Franzosen ins Land rückten, verzehrend und verheerend, Freiheitsbäume setzten, die Kirchen zu Ställen, die Häuser zu Kasernen machten, gegen die Tyrannen waren, die an ihre Freiheit nicht glauben wollten, da sahen Viele dem Jammer in der Verzweiflung kein Ende. Ich sagte: Wartets ab! Als Napoleon — Gott segne und verdamme ihn! — die halbe Welt in seine Eisenarme nahm, und sie voll väterlicher Zärtlichkeit, wie der Bär sein Junges, fast erdrückte, da ächzete bewundernd das Volk, und die Deutschen sahen in der fremden Herrschaft eine Ewigkeit. Ich sagte: Wartets ab! Ja, schrien Alle: Bis zum jüngsten Tage. Seyd unbekümmert, ermahnte ich, der Bogen, den man zu scharf gespannt, muß erschlaffen, oder brechen. Wartets ab! Als endlich in furchtbar herrlicher Begeisterung sich Deutschland erhob, die Wiederkehr der Zeiten Saturns verhieß, das verlohrne Paradies wieder gewonnen träumte, da sagte ich:

Wartets ab! Nach der Schlacht von Leipzig bis — Bailly fuhr mit einem Zucken in der rechten Hand empor, gieng auf die Seite und sah finster in die wilde Schlucht, wo der Rhein, seine braußende Wogen an dem Mausthurm und dem Bingerloche brechend, sich hinter das Gebirg verliehrt. Eugen, Wartetsab und ich folgten Bailly. Schlacht von Leipzig! murmelte dieser, und ein düsterer Ernst überzog sein Gesicht. O, daß ich sagen muß: Auch ich bin dabei gewesen! Ist das nicht der Tag, fragte er, indem er uns mit einem spöttischen Lächeln fest in die Augen sah, den Ihr den Tag der Befreiung Deutschlands nennt? — So ist es, antwortete Eugen stolz. Es war ein großer Tag. Vive l'Allemagne, quand même! —

Hat so viel nicht auf sich, fiel Wartetsab ein; das Stück ist aus, der Hanswurst kriegt Prügel. Die Feuer auf den Bergen sind erloschen, die deutschen Bärte ausgefallen und die struppigen Haare glatt gekämmt.

Das Volk, wenn man es und seine Sprache versteht, ist leicht zu führen und zu verführen. List und Verwegenheit machen sich schnell eine Partei. Ein entschlossener Mensch darf nur sicher auftreten mit einem bestimmten Zwecke, und die Tausende, die weder einen festen Willen noch einen bestimmten Zweck haben, schließen sich ihm naturgemäß als ihrem Führer an. Es ist eine wunderbare Biegsamkeit in unserm Geschlechte und ein unwiderstehlicher Trieb der Nachahmung. Was Einer thut, besonders mit einigem Geschick und mit Sicherheit,

das thun ihm sogleich Viele nach, und wäre es noch so toll; denn, nach einem deutschen Sprichworte, macht ein Narr zehn Narren, da zehn gescheite Leute noch nicht einen gescheiten Menschen machen. Derselbe Trieb, der bei dem andern Geschlechte die langen und kurzen Taillen, die Tituskôpfe und falschen Locken, die Chignons und Culs-de-Paris in und außer Umlauf setzt, bringt auch bei dem unsrigen die Systeme und Methoden, die romantische und klassische Poesie, ja die monarchischen und anarchischen Grundsätze in Aufnahme oder Verfall. Es ist natürlich, daß sich die Nullen und Ziffern einander suchen, da beide gewinnen, wenn sie sich zusammenfinden. In allen Fällen läßt sich auf das servile pecus rechnen, es mag nun darum zu thun seyn, Bilder aufzurichten oder zu stürmen. Darum wird es auch nie an Schulen, Sekten, Orden und dergleichen fehlen, und etwas Gaunerei im Verkehr mit Menschen immer nützlich seyn.

Doch, fuhr Eugen fort, war es eine schöne, große Zeit. Deutschland darf stolz auf sie seyn, als auf eine der ruhmvollesten Epochen seiner Geschichte, die in ihrem Laufe dem seines herrlichsten Stromes zu gleichen scheint, und vielleicht auch — was Gott verhüten wolle! — so endet. Der Weizen, der in diesen Jahren der Begeisterung und Aufopferung gesäet ward, war gut und rein. Daß nicht ein, sondern tausend Teufel Unkraut hineingeworfen, welches die Frucht erstickte, das ist nicht die Schuld derer, die es redlich gemeint, und sich der großen Sache,

welche die Sache des Vaterlandes und der Menschheit war, mit ganzer Seele hingegeben hatten.

Es war eine warme, thatkräftige, Zeit, die aber, leider! weder Gewicht noch Maas kannte, in wilder Begeisterung Jahrhunderte und Geschlechter durcheinanderwarf und, die Nemesis herausfordernd, ihren Zorn auf sich lud. Was indessen auch untergegangen seyn mag — und es ist viel —; die ewige Wahrheit und das ewige Recht sind geblieben, die ausschließlich keiner Zeit und keines Volkes sind, sondern das Kleinod und Erbtheil des menschlichen Geschlechts.

Wie dem auch sey, jener Zeit gebührt der Ruhm, sich von dem Joche des Auslandes befreit zu haben. Vor Allem sorgt ein tüchtiger Mann dafür, daß er Herr in seinem Hause sey; und die Fremden sind wir los. Ich wollte dich nicht kränken, Bailly, fuhr Eugen fort und reichte ihm die Hand. Stellen wir unsre Rechnung zusammen und sehen, wer von uns dem Andern herauszugeben hat. Solltest du reich geworden seyn in dieser Zeit, dann bist du wohl auch großmüthig und theilest den Überfluß mit deinen Freunden.

Der Spott ist bitter, war Bailly's Antwort; aber er ist gerecht. Hadern wir nicht um Dinge, zu denen wir nichts können. Was kommen soll, es kommt, der Weisheit oder Thorheit des Menschen ungeachtet. Uns Allen fällt ein gleiches Loos, das unabwendbar ist. Das alte, sieche, in sich verfaulende Europa wird nicht gerettet, in dem man vor lauter Wissenschaft nicht zu

Verstande, vor lauter Gesetzen nicht zum Rechte, vor lauter Religion nicht zu Frömmigkeit und Andacht und vor lauter Höflichkeit nicht zur Aufrichtigkeit kommt. Glauben, daß hier Freiheit gedeihen werde, heißt erwarten, daß der Schlehdorn Feigen, und die Hasselstaude Aprikosen trage. So wenig man Zuckerstoff aus der Essigmutter zieht, so wenig wird man aus den Elementen der Sklaverei, aus unverdientem Reichthum und unverschuldeter Armuth, aus Hundedemuth und Tyrannenwillkühr, aus gesetzlichen Begünstigungen, denen gesetzliche Bedrückungen gegenüberstehen, aus Eitelkeit und Selbstsucht ein freies bürgerliches Wesen gründen. Das haben schon Andere vor mir gesagt. Ja, wäre es mit Erklärungen der Rechte des Menschen und des Bürgers, mit Gesetzen und Verfassungen gethan, dann bliebe nichts zu wünschen übrig. Aber man kann den Dummkopf für einen gescheiten Mann, und den Schelm für ehrlich erklären, ohne daß beide darum ihre Natur verändern und aufhören, dumme oder schurkische Streiche zu begehen. Freilich beweisen sie uns in schönen Büchern und Reden, in Parlamenten und ständischen Versammlungen das Gegentheil. Man muß sie reden und schreiben, selbst hoffen und verheißen lassen, wenn sie es ehrlich meinen; aber bis jetzt hat die That gegen das Wort gezeugt und der Erfolg den Verheißungen in Allem widersprochen; und so werden wir es in unserm Europa immer sehen.

Ein Volk verdient unsre Theilnahme, eines, das sich eines bessern Schicksals würdig zeigt, das ihm, wenn

es einig zu seyn versteht, auch werden kann, nur — die Freiheit nicht. Die Griechen lehren uns, was der Mensch vermag, der das Leben entschlossen an seinen Willen setzt. Furchtbar ist selbst der Eine, der den Tod nicht fürchtet; was aber vermögen Tausende, was vermag ein ganzes Volk? Nur besorge ich, ist das Heldenstück gegen die Türken ausgespielt, dann spricht die christliche Unterwerfung den Epilog. Was die Griechen wollen, das bildet einen falschen Ton in dem europäischen Concerte. Indessen ist, was der Geschichte angehört, für die Menschheit nie verlohren, und die Neugriechen haben sich in ihr eine Stelle errungen, auf der sie neben ihren Vätern von Thermopylä, Salamis und Marathon stehen. Wahrlich, eine schöne Episode in der traurig burlesken Epopee unserer Zeit! Wie! Ihr widerlegt mich nicht! Behauptet mir das Gegentheil, ich bitte Euch darum. Sagt, was ich gesprochen, sey nicht wahr, sagt es zu meiner eigenen Beruhigung!

Bist du dann fertig? fragte Eugen, wie es schien, zum Widerspruch geneigt. — Nicht ganz, fuhr Bailly lächelnd fort. Jetzt, da ich meinen Mann kommen sehe, muß ich mich zusammennehmen. Die Engländer, sprach er dann, achte ich wenigstens so sehr, daß ich sie hassen kann, dieses große Fabrik- und Handelsvolk, dem alle andre Völker eine Maschine und ihr Schicksal eine Waare sind, die Henker Irrlands, die Mörder Indiens, die Quäler der bekannten Welt. Aber es ist doch Charakter in dem Volke; das Gesicht hat Ausdruck, das Bild eine

eine Haltung. Ja, ich muß es eingestehen, die Britten sind ein großes Volk; sie sind es bei allen ihren großen Fehlern und Gebrechen. Einzig steht es da, durch Sitten, Verfassung und Lebensweise von den übrigen Völkern unsres Welttheils geschieden, wie seine Insel durch das Meer, einer lebendigen Oase gleich in der todten Wüste. Auch an Friedrich II., selbst an Napoleon lassen sich Fehler finden; aber hat man sie alle mit gerechtem Tadel aufgezählt, dann müssen auch ihre Feinde mit dem Geständnisse schließen: Und doch war er ein großer Mann. Dagegen sind die Deutschen, die allenthalben wie Scheidemünze umlaufen, wie diese abgegriffen und verwischt; und doch ein guter Schlag, so treu und ehrlich. An geduldigem Fleiße und schwerfälliger Gelehrsamkeit wird der Deutsche von keinem übertroffen; er gräbt in einen Kirschkern hundert Köpfe so natürlich ein, daß sie ihn für die mühselige Schöpfung ordentlich dankend ansprechen. Er schreibt über den Kochlöffel ein Buch, in welchem jedes Alter und jedes Land sogleich den seinigen erkennt, als sey dem Gelehrten, in der Küche selbst, das Original gesessen. Er kennt alle Suppen von der schwarzen, die der Spartaner aß, bis auf die Rumford'sche, mit der die reiche Wohlthätigkeit jetzt den Armen speißt, und weiß ihre Zusammensetzung und Bereitung mit Citaten zu belegen, in denen selbst sein voluminöser Text wie ein mageres Bröckchen in der Fülle der Suppe schwimmt. Dagegen sagt man von ihm, er wisse, unbehülflich, den Löffel nicht zum Munde zu brin-

gen, und die eigene Suppe habe er von jeher versalzen, oder anbrennen lassen. Euer Wahlspruch scheint zu seyn: Groß im Kleinen, klein im Großen. Man rühmt an dem Deutschen, daß er im ärgsten Hauskreuze und bei öffentlicher Noth, ein Werk zu schreiben vermöge, in dem er zu beweisen sucht, diese Welt sey unter allen möglichen Welten, die erschaffen werden konnten, die beste; daß er unter der Sündfluth einer Völkerwanderung, die alle Kunst und Bildung von einem Jahrtausend vernichtet, Gründe für die Fortschritte unsers Geschlechtes zum Bessern finde; daß er, was die Königin Christine von Schweden an einem jungen Gelehrten rühmte, den Stuhl in zehn Sprachen zu nennen, aber sich nicht ordentlich auf ihn zu setzen wisse. Ehrlich ist der Deutsche, nicht gefährlich. Wollte man freilich seine metaphysische Träume und Entwürfe zum Gegenstande eines Prozesses machen, dann gäbe es kaum einen tüchtigen Gelehrten, der sich, durch seine Ontologie, Teleologie, Cosmologie, Pneumatologie, natürliche Theologie und Politik nicht, in aller Unschuld, des Hochverraths gegen die Natur, Gott, die Kirche und den Staat schuldig gemacht hätte. Wem aber hat der tiefsinnige Unsinn und die dumme Gelehrsamkeit geschadet, wenn nicht ihm selbst, der seine Zeit und seinen gesunden Verstand dabei verlohr?

Das Alles, bemerkte Eugen, ist als Scherz recht schön. Auch dem Ernstesten läßt sich eine lächerliche Seite abgewinnen. Ihr habt nun einmal Eure Freude daran. Ich finde es indessen seltsam, daß man über die Unfähigkeit des

Menschen zur Freiheit klagt; daß gerade die, welche die bitterste Beschwerde darüber führen, ihm ein Geschenk aufdringen wollen, das er, wie sie behaupten, weder zu gebrauchen noch zu erhalten weiß. Gehören sie übrigens nicht selbst zu dem Geschlechte, dessen Mängel und Gebrechen sie uns so wohlgefällig auseinandersetzen, als seyen sie Wesen höherer Art? Sind die Menschen wirklich so ungeheuer schlecht, wie sie versichern, was berechtigt sie, sich selbst für eine ehrenvolle Ausnahme von der gemeinen Regel zu halten und auszugeben? Erträgt er die Freiheit nicht, wie mögen sie die undankbare Mühe anwenden, ihn in den Besitz eines Gutes zu setzen, das er weder zu schätzen noch zu erhalten weiß? Alle diese Klagen scheinen mir demnach entweder nicht aufrichtig oder höchst unverständig, am unverständigsten aber das Bestreben nach dem, was, nach ihrer Versicherung, unerreichbar ist.

Eure Revolution, vergebe mir den Frevel, Bailly! ist mir so wenig ein Maasstab für das Bestreben anderer Völker, ihr bürgerliches Wesen zu ordnen und die Freiheit auf die Herrschaft des Gesetzes zu gründen, als ich die meisten großen Männer derselben für solche gelten lassen mag. Wer waren sie von dem Donnerer Mirabeau *) an, der das Gebäude der Monarchie so thätig

*) Dieser außerordentliche Mann ward von seinem Volke, und noch mehr von sich selbst überschätzt. Was soll man zu Äußerungen sagen, wie sie Mirabeau, wahrhaft übermüthig, bei verschiedenen Gelegenheiten, ausgesprochen hat? Nach einer

zerstören half, um als Wiederhersteller derselben von dem Hofe gekauft zu werden, bis auf deinen Proteus Napoleon, der die Gestalten aller Parteien und Meinungen trügerisch annahm, um sich in seiner wahren endlich auf einen Thron zu setzen? Selbstsüchtige waren es, die in ihrem persönlichen Vortheil das allgemeine Beste sahen und es ihm unbedenklich opferten, wo beide in Widerstreit geriethen. Ihr huldiget dem glänzenden Talente, das auch ich mit Achtung anerkenne; ist Euch das aber das Größte und Höchste, dann erlaubt auch, daß ihm alles Andere, als unbedeutender und von geringerm Werthe, untergeordnet werde. Mit Eurer Ansicht müssen Eure großen Männer Eure Tyrannen seyn. Ihr wisset so wenig, was wahre Größe, als was Freiheit ist, und könnt beide weder verdienen noch erlangen. Giebt es aber etwas Höheres als Geistesgröße, gewal-

---

Unterredung mit der Königin in dem Garten von St. Cloud, wo die erhabene Fürstin ihn mit einer Schmeichelei bestochen hatte, die sie eben so ernstlich nicht meinte, schied er in Begeisterung mit dem Ausrufe: Madame, la Monarchie est sauvée. Es sollte ihm schwer geworden seyn, Wort zu halten, wäre er nicht, für seinen Ruhm, zu rechter Zeit gestorben. Dem Tode nahe sagte er: J'emporte avec moi le deuil de la monarchie; les factieux s'en portageront les lambeaux. L'homme qui gagnera le plus à ma mort, sera Mr. Pitt; car je ne vois plus personne en Europe qui puisse balancer son ascendant. — Soutiens ma tête, soll er, in den letzten Augenblicken, zu seinem Kammerdiener gesagt haben, je voudrois pouvoir ta léguer. Ein schönes Erbstück für einen Kammerdiener!

tiges Talent und mächtiges Genie, wie das wirklich ist, nämlich jene Seelengröße, durch die alle die herrlichen Kräfte erst ihre wahre Richtung und Anwendung erhalten; die alle Gaben des Geistes, ihre Anlagen und Thätigkeit einem erhabenen Zwecke weihet, der nicht eignes Wohl, sondern das Beste des Vaterlands, der Menschheit ist, dann adelt die verschlagene Selbstsucht, den gewandten Eigennutz, die verwegene und glückliche Herrschsucht nicht zur wahren Größe. Setzt ihr einen Götzen als Gottheit auf den Altar, dann habt ihr kein Recht, Euch über den Dienst und die Opfer zu beschweren, die er fordert.

Auch liebe ich das Volk nicht, und sollten ihm alle Völker mehr oder weniger gleichen, das jeder gewaltigen Kraftäußerung huldigt, welches auch das Ziel ihres Strebens sey; das Hinterlist Klugheit nennt und großmüthige Entsagung Thorheit; dem der Erfolg ein Gottesurtheil ist und die genügsame Einfachheit ein Zeichen von Einfalt; ein Volk, zum Beispiel, das seinen gutmüthigen König auf dem Throne vergöttert, und sein Haupt mit wildem Freudenrufe unter dem Beile des Henkers fallen sieht; das in Robespierre seinen Freund und Beschützer ehrt, und seines Schmerzes in der Todesstunde spottet; das seinen Helden mit Hohn oder Gleichgültigkeit in die Verbannung ziehen zieht, den verstoßenen Zweig seines geächteten Königsstammes, als den Langersehnten, trunken von Lust begrüßt, und seinem öden Palaste den Rücken kehrt, um sich wieder an den Siegeswagen Napoleons zu spannen, der den König zu entthronen kommt;

ein Volk .... Ihr kennt es, das sein Kapitol dicht an den tarpejischen Felsen bauet, seine Leibfarbe nach der des Unraths des Thronerben nennt, den Thron aber, wo ihn übermächtige Gewalt nicht stützt, mit frevelnder Hand in Stücke schlägt.

Mit der Artigkeit gegen die Mächtigen hat es so viel nicht zu sagen, bemerkte Bailly; das ist ein Zug von guter Lebensart, der die nur täuschen kann, die sich selbst gern täuschen. Kein Volk in Europa hat so viel politische Artigkeit, wie das englische. Was man dem Könige auch mitzutheilen haben mag, und wäre es eine Aufkündigung des Gehorsams, es wird ihm auf den Knieen überreicht. Indessen ist es mit dieser Lebensart, wie mit der konventionellen der Gesellschaft, die auch keineswegs die Gesinnung und das Gefühl verbürgt. Ein spanischer Grand, der sich vor seinem Könige bedeckt, ist oft ein besserer Unterthan, als ein brittischer Lord, der vor dem seinigen kniet.

Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen Karl I. und seinem Parlamente, am 23. April 1642, zeigte jener sich, in Begleitung einiger Edelleute und eines unbedeutenden Gefolgs, vor den Mauern der Stadt Hull, und begehrte eingelassen zu werden; die Thore waren verschlossen und die Brücken aufgezogen, wie es Sir John Hotham, Mitglied des Hauses der Gemeinen, dem von dem Parlamente die Stadt zur Bewahrung übergeben worden war, befohlen hatte. Sir John Hotham kam auf den Wall, um mit dem Könige zu sprechen. Die-

ser befahl, die Thore zu öffnen und ihn einzulassen, stellte Hotham das Unglück vor, das seine Weigerung zur Folge haben könnte, und drohte, ihn als Verräther auszurufen. Sir John Hotham vernahm die königlichen Worte auf den Knieen, bat den Monarchen ganz unterthänig, ihm nicht befehlen zu wollen, was ihm die schmerzlichste Nothwendigkeit zu thun verbiete, und betheuerte vor Gott und der Welt, er sey seiner Majestät gehorsamster und treuester Unterthan. Auf den Knieen schloß er die Unterhandlung mit der bestimmten Erklärung, er lasse den König nicht in die Stadt; und dabei blieb es.

Sehr gut, erwiederte Eugen, es ist eine Förmlichkeit, die man unbedeutend nennen mag, aber in so weit höchst bedeutend ist, das sie ein trügerisches Spiel aus der Wahrheit macht. Hat man sich einmal daran gewöhnt, dann zieht man Treue und Verrath, Aufrichtigkeit und Heuchelei aus e i n e m Topfe.

Es ist bemerkenswerth, sagte ich, daß europäische Völker in unserer Zeit, oder, wenn ihr lieber wollt, ihre Sprecher eine so entschiedene Neigung für das demokratische Element in der Verfassung zeigen, da alles, alles sich vereinigt, ihnen die Unentbehrlichkeit der monarchischen Regierung darzuthun. Und in der That, wie die Dinge in unserm Welttheil stehen, brauchen wir die Monarchie wie zum Athmen die Luft, und hätte kein Staat einen Fürsten, und alle wären, wie sie es nennen, frei, sie würden die fürstliche Gewalt aus Noth erschaffen.

Es ist noch wenig bemerkt worden — um etwas

Deutsches in unsre Unterhaltung zu mischen, wenigstens langweilige Gelehrsamkeit — es ist noch wenig bemerkt worden, wie oft die politischen Schriftsteller des Alterthums sich gegen die Demokratie erklären, und gerade die am stärksten, welche unter dieser Art Verfassung lebten. Die Ungerechtigkeit, der Leichtsinn und die wechselnde Laune des Volks, wovon sie so häufige Beispiele mit eigenen Augen sahen, oder in der Geschichte lasen, machten ihnen eine Ordnung der Dinge zuwider, welche die Quelle solcher Verwirrung und so großer Übel war. Die Weisen, wie die Staatsmänner und Helden, liebten das tollverwirrte Treiben der Volksversammlungen keineswegs. Phocion fühlte so wenig Achtung vor dem suveränen Haufen, daß, als dieser ihm bei einer Stelle seiner Rede lauten Beifall gab, er betroffen fragte, was er denn Albernes gesprochen habe. Xenophon stellte sein Muster guter Verfassung in der unumschränkten Herrschaft eines Königs auf. Aristoteles und Andre erklärten sich unzweideutig gegen die Demokratie; auch war sie in den berühmtesten Staaten so gemildert und gemischt, daß in ihr das monarchische, oder öfter das aristokratische Element vorherrschend blieb, wie zu Sparta und Rom. Selbst zu Athen sah man die Zeit als die schönste Epoche des Staates an, in der Perikles fast wie ein König herrschte. »Die beste Staatsform, sagt Archytas, ist die, welche aus einer Zusammensetzung von Monarchie, Demokratie und Aristokratie besteht.« Noch merkwürdiger ist folgender Ausspruch des Pythago-

räers Hyppodamos: »Die besten und dauerhaftesten Verfassungen sind die von gemischter Natur, die alle übrigen in sich vereinigen. Die Grundlage ist das Königthum, worauf die Aristokratie folgt. Das Königthum kann man als eine Nachahmung der göttlichen Vorsehung betrachten, und es fällt der menschlichen Schwäche schwer, ihm diesen Karakter zu erhalten; denn es artet leicht durch Gewaltthat und Verschwendung aus. Man darf es darum nicht unumschränkt einführen, aber doch so mächtig als nöthig ist und in dem Verhältnisse, aus dem der Staat den größten Vortheil zieht. Eben so wichtig ist es, die Aristokratie in die Verfassung aufzunehmen, weil sie die Gewalt unter Mehrere vertheilt, die Theilhaber öfter wechselt und den Ehrgeiz unter ihnen befeuert. Nicht weniger nothwendig ist die Demokratie. Der Bürger, als ein Theil des ganzen Staates, hat ein Recht auf seinen Antheil Ehre; aber man muß der Menge nicht zu viel zugestehen, weil sie verwegen und übereilt ist.« Sehen wir hier nicht das Vorbild der englischen Verfassung?

Cicero war derselben Meinung, und gab den Vorzug einer gemischten Regierungsform, in der die Elemente der Monarchie, Aristokratie und Demokratie sich zweckmäßig verschmelzen und gegenseitig beschränken. Tacitus, ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens, der übrigens die traurige Erfahrung der damaligen Kaiserherrschaft für sich hatte, wollte zu der Dauer einer so gemischten Verfassung wenig Vertrauen fassen. »Eine

Form der Gesellschaft, sagt er, die auf eine solche Weise entstanden und zusammengesetzt ist, läßt sich leichter rühmen als erlangen; oder wenn sie gefunden wird, dann ist sie von keinem Bestande.« Dieser große Geschichtschreiber sieht mit einem wehmüthigen Bedauern auf den Untergang der alten freien Zeit zurück, mit der Staatsmänner und Gelehrte, die in ihr lebten, nicht besonders zufrieden waren. So ist der Mensch! Er fühlt nur das Übel, das ihn gerade drückt, und sehnt sich mehr nach dem Gute, das ihm fehlt, als er das, in dessen Besitz er ist, zu schätzen weiß und zu erhalten sucht.

Plato meinte, die Völker würden glücklich seyn, wenn Philosophen auf den Thronen säßen. Die Weisen des Alterthums machten es zum vorzüglichsten Gegenstande ihres Nachdenkens, die Mittel aufzufinden, welche das Glück und die Freiheit der Völker sichern. Damit beschäftigten sich Pythagoras, Solon, Plato, Aristoteles und die ausgezeichnetsten Männer, die aus ihren Schulen hervorgegangen sind. Die sieben Weisen Griechenlands widmeten einen Theil ihres thätigen Lebens Staatsangelegenheiten, und nach dem Zeugnisse ihrer Mitbürger, zu derer Wohl. Xenophon und Cicero waren gewiß nicht weniger tüchtige Staatsmänner, weil die Wissenschaft sie in ihrem schweren Berufe aufklärte und unterstützte. Das ist in unserer Zeit anders. Das Kabinet sieht jetzt gewöhnlich mit Verachtung auf die Schule herab, und der Einfluß der Wissenschaft auf die Regierungskunst wird nicht selten für ver-

derblich gehalten. Die sich damit abgeben, Mittel aufzufinden, die geeignet sind, den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern, können sogar in Gefahr kommen, als Aufrührer verfolgt und bestraft zu werden. Ein seltsamer Widerspruch zwischen der alten und der neuen Zeit! Und wenn das Geschlecht wirklich fortschreitet im Bessern, wie wohlmeinende Gelehrte glauben, dann ist die Vervollkommnung hier wirklich von eigner Art.

Freilich haben wir auch einen Schlag Philosophen, der sich von den alten wesentlich unterscheidet. Diese hatten Länder und Völker gesehen, die Menschen beobachtet und ihre Gesetze und Sitten kennen gelernt. Die unsrigen lesen Bücher, wenn ihnen das Schreiben derselben anders Zeit dazu läßt. Das Wohl der Völker, ich kann es nicht widersprechen, würde in der Regel schlecht berathen seyn, wenn die Meisten unsrer Professoren und Gelehrten eine Stimme im Areopage der Staaten hätten.

Ich bemerkte, daß Herr Wartetsab uns lächelnd zuhörte, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Wie! sagte ich zu ihm, Sie wollen nicht als Partei auftreten in der höchst wichtigen Sache, die verhandelt wird, oder als Schiedsrichter ins Mittel treten? Sie lächeln, als hörten Sie dem Streite zwischen Gott Vater und Gott Sohn in einer gewissen Anstalt zu.

So arg ists nun nicht, erwiederte Wartetsab; aber ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß mir alle diese Erörterungen vorkommen, wie das Fischen mit zerrissenem Garn. Man wirft die Netze aus, zieht sie hin und her,

hebt sie endlich in den Kahn, und hat gefischt und — nichts gefangen. Alle Theorie, wo es den Staat und das Leben und Wirken in ihm gilt, ist ein langweiliges Stoppeln mit vieler Mühe und geringem Ertrage; da leset man unter dem Weinstocke einige abgefallene faule oder rohe Beeren auf, findet auf dem Felde, von dem die Ernte eingethan, hier und da eine Ähre, sucht auf dem abgeleerten Baume eine übersehene schlechte Frucht; das macht den ganzen Lohn Eures spekulativen Strebens aus. Nur wer handelt, der bauet, säet und erntet; ihm reift die Frucht, die er gepflanzt, er bestellt den Boden, wie es die Natur desselben fordert, und vertrauet seinem Schooße den Saamen an, der sich für ihn eignet. Da ist eine vorsichtige Verbindung von Ursache und Wirkung möglich, eine wahrscheinliche Berechnung des Resultats, wo man über die Prämissen, die es herbeiführen, verfügen kann; da ist eingreifende, folgereiche Thätigkeit; da ist Vatersorge, aber auch Vaterfreude. Zu was führen alle die müßigen Untersuchungen über die beste Welt und den besten Staat? Eben so verdienstlich mag die Mühe seyn, Erbsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Die Contemplation des Hottentotten, der in einer Ecke sitzt, um die Spitze seiner Nase mit Muße zu betrachten, ist unterhaltender und nicht weniger ersprießlich. Der beste Staat! Es giebt keinen. Eine Staatsform, die für alle Völker paßt, ist eine Frucht, die auf jedem Baume wächst; die könnt Ihr suchen, ohne sie je zu finden. Über Staat und Kirche ist so viel geschrieben und geredet worden, daß

man vor lauter Noten keinen Text mehr sieht. Die Sache selbst ist über dem gelehrten Geschwätze darüber rein verlohren worden, und ein Eskimo denkt vernüftiger darüber, als mancher Doktor und Professor, der die Wissenschaft in fünfzig Semestern vorgetragen hat. Nicht die Unwissenheit ist unser Unglück, sondern das irre Vielwissen, die schreckliche Gelehrsamkeit, vor der ein Sohn den eignen Vater nicht mehr kennt. Unwissenheit ist ein leeres, aber reines Gefäß, in das man ohne Gefahr einen Trank der Stärkung gießen kann. Das tolle Vielwissen ist ein beschmutzter Topf; füllt ihn mit dem besten Wein, dem reinsten Öl, sogleich theilt er ihm Geruch und Farbe des aufbewahrten Unraths mit. Gerechter Gott! was haben unsere Staatsgelehrten aus dem Staate, die Theologen aus der Religion und die Juristen aus der Gerechtigkeit gemacht!

Den nennen sie einen Narren, sagte ich zu Eugen, der sich durch den mit Weinreben bedeckten Gang nach der Erhöhung wendete, von der man die Aussicht in das Nahethal hat. Eugen schwieg, bis wir an dieser Stelle angekommen waren, wo uns von der Gesellschaft niemand mehr hören konnte. Die ihn einen Narren nennen, sprach er, haben einen Demokrit in Abdera; aber darum ist er doch kein Weiser, und bei aller Stärke ein verkrüppeltes Kind der Zeit, dem der einseitige Druck seiner Verhältnisse eine einseitige Bildung gab, wie auch diesem Bailly, in den die Natur alle Keime der Größe legte. Was wollen sie mit ihrer schlechten Weisheit auf

die Schlechtigkeit der Welt gebauet? Sie läugnen die Tugend und die Freiheit, und brauchen darum für beide nichts zu thun. Das ist die Rechtfertigung des Lasters, der feigen Knechtschaft und der Tyrannei. Ihr Glaube, sagen sie, sey auf die Wirklichkeit gegründet. Sie betrügen Andere oder sich; die Wirklichkeit ist im Gegentheil eine Folge dieses Glaubens. Grundsätze, wie diese, haben die Erniedrigung und Schmach herbeigeführt, ohne daß die Erniedrigung und Schmach einer Ewigkeit diesen Grundsätzen auch nur einen Augenblick den Schein der Wahrheit geben könnten. Diese Resignation und Verachtung des Menschen ist doch nur die philosophisch verkleidete Selbstsucht, weiter nichts. Die Sophisterei beweiset alles, daß der Despotismus ein Recht, die Sklaverei eine Pflicht, die faule Unterwürfigkeit Ruhe und Ordnung sey; aber dieser Demokrit und Bailly sind nicht weniger Sophisten, wenn sie ihre egoistische Theilnahmelosigkeit an den Angelegenheiten der Menschen und des Volks durch den Unwerth derselben zu rechtfertigen meinen. Wahr ists, Gewalt und Betrug haben sich fast immer in die Herrschaft der Welt getheilt, und das Verbrechen darf sich nur zu oft des Sieges über die Tugend rühmen; aber ist es darum in seinem Triumphe glücklich, nur glücklicher als die verkannte und verfolgte Tugend? Oder soll man diese des Glückes wegen üben? Hat sie einen andern Preis als sich selbst, und thut man das Rechte und Gute, weil auf es, wie auf die Arbeit des Taglöhners, auf die Erzeugnisse des Gewerbfleißes, die Spekula-

tionen des Handels, ein Lohn gesetzt ist? Der Skeptizism des Geistes kann kaum zu weit getrieben werden, wenn er mit dem Glauben des Herzens verbunden ist. Es giebt Wahrheiten, die sich nicht beweisen lassen, die aber der Mensch nur aufgiebt, der sich selbst und die Menschheit aufgegeben hat. Wären auch Tugend und Freiheit in der Wirklichkeit nicht zu finden, dann müssen sie doch in unserm Herzen eine Stelle haben. Auch die Aufklärung ist ein unschätzbares Gut, die uns noch größere Güter, als sie selbst ist, gewinnen und sichern wird. Müßte der Gebrauch des Mißbrauchs wegen verworfen werden, was bliebe dem Menschen übrig? nichts, kein Genuß, keine Freiheit, keine Tugend, kein Recht. Die Edelsten, Größten und Besten würden, der Gemeinen, Elenden und Schlechten wegen, des schönen Erbtheils der Menschheit beraubt, weil diese es nicht zu verwalten wissen.

Herr Wartetsab, wie sie unsern neuen Bekannten nennen, hat auch darin Recht, daß Thatsachen unmittelbarer und sicherer auf das Schicksal der Völker wirken, als Grundsätze und Meinungen: die Schlacht von Zama und die von Waterloo, der Kompas und die Druckerpresse, die Umsegelung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und die Entdeckung von Amerika, selbst die Anpflanzung der Kartoffeln in unserm Welttheil. Wissen wir aber, welchen Antheil Grundsätze und Meinungen, das stille Forschen des Denkers und die sinnreiche Kunst an diesen Ereignissen gehabt? Die einzige Thatsache der

Zerstückelung des Bodens in Frankreich und die Vertheilung desselben unter die Masse des Volks hat bleibendere Resultate, als alle Verfassungen, die geräuschvoll entstanden und spurlos untergegangen sind. Aber ohne den Geist, der diese Verfassungen ins Leben rief, wäre wohl die Vertheilung des Grundeigenthums nicht zu Stande gekommen.

Auch ich habe für Europa keine große Erwartungen; der alte Stamm treibt keine junge Zweige mehr. Herr Wartetsab versteht es indessen hier selbst nicht abzuwarten. Völker und Regierungen lernen langsam; aber sie lernen doch, besonders wo es ihren Vortheil gilt; und Völker und Regierungen werden die Überzeugung gewinnen, daß jene bei der Anarchie und diese bei dem Despotism gewiß nicht ihre Rechnung finden. Der Zustand, in dem wir uns befinden, ist ein gewaltsamer, und kann nicht dauern. Da wir, nach einem Ausdrucke, der Bailly so wohl gefällt, auf der einen Seite vom Pferde gefallen waren, nahmen wir, um wieder darauf zu kommen, einen solchen Schwung, daß wir auf der andern herabgefallen sind. Wir werden ja, wills Gott, in den Sattel kommen und uns als gute Reiter darin bewähren. Wo nicht, desto schlimmer für den Reiter und das Pferd!

Doch lassen wir sie reden! Wir verstehen uns.

Bei diesen Worten nahm mich Eugen bei der Hand, und wir kehrten zur Gesellschaft zurück. Die Männer

waren mit den Frauen in so angenehmer Unterhaltung, daß man uns nicht zu vermissen schien, wenn die forschenden Blicke Mathildens nicht vielleicht Eugen suchten.

Kapitel 11.

Edmund Webers Lehrjahre.

Peter kam gegen Abend von Rüdesheim herüber mit einigen Krügen des köstlichen Bergweins, die mir meine Freunde nebst herzlichen Grüßen zum Abschiede schickten. Der gefällige Überbringer war nicht wenig erfreuet, seinen Vetter Wartetsab bei mir zu finden. Da Mathilde, Johanne, Wertheim, Bailly und die übrige Gesellschaft sich über die Nahe nach dem Ruppertsberge begeben hatten, um die heilige Stätte zu besuchen, wo die fromme Seherin Hildegard gelebt, gebetet, geträumt und gedichtet, so war ich mit den beiden Vettern allein. Wir suchten uns ein stilles Plätzchen in dem Garten vor dem Gasthause, um bei gemüthlicher Unterhaltung von dem eben eingetroffenen Geschenke die Probe zu nehmen. Sie fiel über die Maßen befriedigend aus, und machte uns gar fröhlich und guter Dinge. Ich ersuchte Wartetsab um eine Skizze seines Lebens, weil ich mit dem sonderbaren Manne nähere Bekanntschaft zu machen wünschte. Er ließ sich bereitwilliger dazu finden, als ich erwartet hatte, und erfüllte meine Bitte mit folgender Erzählung, die ich in seinen eigenen Ausdrücken, so viel ich es vermag, wiederzugeben suchen will.

Der Name, begann er, thut nichts zur Sache, wie man zu sagen pflegt; aber man pflegt viel zu sagen, was nicht wahr ist. Für die meisten Menschen ist der Name viel, bei Vielen alles. Die Worte laufen um, wie das Geld; sie werden ausgegeben und eingenommen, wie das Gepräge ihren Werth bezeichnet, ohne Prüfung ihres inneren Gehalts. Ich heiße Edmund Weber, und bedeute unter dieser Firma nichts; anders wäre es, wenn ich Ludwig, oder Karl, Dauphin von Frankreich, Georg, Prinz von Wales, Bedfort, Montmorency oder auch Rothschild hieße. Das ist aber, wie gesagt, der Fall nicht, und ich heiße Edmund Weber. Meine Eltern waren arm, und ich erhielt in meiner Kindheit und Jugend, wovon wenig zu erzählen ist, wenn mein künftiger Biograph nicht mehr daraus zu machen weiß, als ich selbst, viele Schläge, wenig Essen und fast keinen Unterricht. Indessen ward ich ziemlich stark an Leib und Seele, und lernte, im Verhältnisse der geringen Mittel, die mir zu Gebote standen, zum Erstaunen viel. Es ist ein eignes Ding um Erziehung und Unterricht, und die Natur geht auch hierin, wie in tausend andern Fällen, ihren eigenen geheimnißvollen Weg. Der Pädagoge weiß zu erklären, wie alles bei dem Kinde gekommen ist und so kommen mußte; aber in der Regel macht er wenig, keinen Helden und Diplomaten, keinen Gelehrten, Spitzbuben oder Tugendhaften, nicht einmal einen Dummkopf. So zeigt der Naturforscher, durch die Analyse, welche Bestandtheile den Wein, Kaffee und alle

mineralische Wässer bilden, bringt aber keinen Schoppen von diesem edeln Saft, kein Glas Schwalbacher oder vom Kochbrunnen fertig. Es ist an der Macht und Weisheit der Erzieher nicht gar viel, was sie freilich nicht werden gelten lassen, weil sie, wie billig, die Ehre und den Gewinn ihres Standes wahren. Sie machen es wie die Ärzte; eine gelungene Kur ist ihr Verdienst, die mißrathene hat der Patient verschuldet. Das Gute nehmen sie für sich, das Schlechte wird der Natur anheim geschlagen. So wissen sie sich beständig im Vortheil zu erhalten.

Wie wurden Friedrich der Große erzogen, Napoleon, Heinrich IV. von Frankreich und Tausende, die ich nennen könnte, denen die verkehrteste Methode die beste Richtung gab? Wer hat Rousseau, Montesquieu, Schiller, Shakespear, Spinoza, Leibnitz, Fox und die ausgezeichnetsten Männer des Alterthums und der neuern Zeit gebildet und erzogen? Durch das Gegentheil von allem dem, was man Erziehung nennt, ist Volney geworden, was er war, und das heißt, was rechtes. Ohne Mutter, von seinem Vater aufgegeben, ward er von einer alten Verwandten und einer jungen Bäuerin behandelt und gepflegt. Wenn die eine ihn verhätschelte, ward er von der andern gescholten und geschlagen, und beide waren nur in dem Bestreben einig, den Jungen durch Ammenmährchen und Gespenstergeschichten zum Gimpel oder Narren zu machen. Das ward Volney, wie wir wissen, durch die verkehrteste

Erziehung nicht, da es Andere bei der konsequentesten Methode geworden sind. So viel ist bei mir entschieden, daß Schwierigkeiten, Noth und Gefahren die Kräfte üben, den Verstand schärfen, den Muth stärken und das Mitgefühl erregen. Die Mythologie des Alterthums ließ, in diesem Geiste, seinen gefeiertesten Helden in den Gewässern des Styx baden und durch einen Centaur erziehen. Zuverlässig ist die Methode, die in der Erziehung und dem Unterrichte, vor dem Zöglinge alles ebenen, ihn gemächlich über alle Hindernisse heben will, die beste nicht. Indessen ist die Erziehung nicht leer; bewahre mich Gott vor der Behauptung, die falsch wäre, und mir, wäre sie auch wahr, das furchtbare Heer aller Pädagogen, vom ersten Prinzenerzieher bis zum letzten Dorfschulmeister, feindlich gegenüberstellte! Ich meine nur in aller Demuth und Bescheidenheit, die Natur habe sich eigensinnig gewisse Geheimnisse vorbehalten, die der Mensch nicht enträthseln kann, und dieser glaube oft, etwas gethan zu haben, woran er ganz unschuldig ist, im Menschen, wie im Staate, im Guten wie im Bösen. Erziehung und Unterricht sind so folgereich und wichtig, daß sie den Geist und den Karakter der Masse eines Volks gestalten. Eine Veränderung, eine Reform der Erziehung und des Unterrichts verändert und reformirt am schnellsten und gewissesten ein Geschlecht; aber sie machen kein Genie und geben keine Tugenden. Was die Größe des Geistes und Karakters schafft und bildet, das ist den Pädagogen unbekannt, oder liegt nicht in ihren Händen.

Über die, denen die Sitte nichts als Angewöhnung und der Glaube Überlieferung ist, vermag Erziehung viel, fast alles. Große Geister und starke Seelen erheben sich über ihre Zeit. Für das Gewöhnliche nur ist die Regel; für das Ungewöhnliche gilt sie nicht. Besonders darf man nicht vergessen, daß die eigentlichen Erzieher gewöhnlich den geringsten Antheil an der Erziehung haben.

Obgleich meine Eltern arm waren, so mußte ich doch studieren, weil sie durchaus in ihrer Familie einen Geistlichen haben wollten. Ich studierte also, fror das halbe und hungerte das ganze Jahr, um zur Auszeichnung zu gelangen, ein Mönch zu werden. Ich ward es, und zwar in einer reichen Benediktinerabtei. Anfangs wollte es nicht gehen. Die Nahrungssorgen war ich los; das that mir wohl. Es entstanden aber nun andere Bedürfnisse, welche die Nahrungssorgen vorher nicht hatten aufkommen lassen; und die machten mir zu schaffen. Der blinde Gehorsam, auf den die Gewalt so viel hält, gieng mir besonders gegen die Natur. Ich ließ mir einige Insurrektionsversuche beigehen, die ich mit Abstinenz büßte. Während dem Essen mußte ich, zu meiner und Anderer Erbauung, Gebete vorlesen, und dann meine karge Mahlzeit, die in Wasser und Brod bestand, auf dem Boden verzehren. Eine fruchtlose Opposition in Mangel und Verachtung, wo man mit der siegenden Majorität Ansehen und Vermögen gewinnen kann, ist selten von Dauer. Alle Tyrannei macht Heuchler; ich ward es in der Hoffnung, auf diesem Wege der Mitschuldige

der Tyrannen zu werden. Ich legte mich dem Herrn Abte zu Füßen, schmeichelte den Schwächen meiner Vorgesetzten, und befand mich wohl dabei. Es fehlte mir nicht an Gewandheit und Geschick, und da ich mit der Gabe zu gefallen auch bald die verband, mich nützlich und selbst gefürchtet zu machen, so durfte ich mein Glück für begründet halten. Ich that wie Andere, ließ mir es im Innern der Abtei trefflich schmecken; denn an gutem Weine litten wir nicht Mangel, und die Küche sorgte reichlich für den Tisch. Jeder Zeitvertreib, der dem Volke verborgen blieb und dem Rufe der Heiligkeit keinen Abbruch that, war gestattet. Die meisten litten an demselben Übel der langen Weile, sie nährten darum denselben Wunsch ihm abzuhelfen, und so machte das gleiche Bedürfniß uns gleichen Sinnes. Im Innern gieng es munter zu; aber traurig war der Schein nach Außen. Wo mich die Leute sahen, verdrehte ich in Andacht die Augen, ließ den Blick in Demuth am Boden wurzeln, und schleppte mich so unbehüflich fort, als sey ich vor Fasten und Kasteien abgemattet. Auf der Kanzel zeichnete ich mich aus; das war die Stelle, die mir Gewicht und Einfluß gab. Ich kannte den Schlag Menschen, auf den es zu wirken galt; denn ich war aus ihm hervorgegangen, und besaß eine natürliche Wohlredenheit, Feuer und eine empfehlende Gestalt. Ich blitzte und donnerte von meinem Sinai unter das erschrockene Volk herab, brachte, durch Pech, Schwefel, Feuer, Frost, Hunger, Durst und körperliche Qualen aller Art, eine so wirksame Com-

position von Hölle und Fegefeuer zu Stande, daß der gläubigen Menge bei meinen Vorträgen die Haut schauerte und sich die Haare sträubten. Ich kannte den Menschen genug, daß ich, um ihn zu leiten, die Hölle und den Teufel zu meinen Bundesgenossen machte, auf die ich zählen durfte. Ein gütiges Wesen voll Allmacht und Barmherzigkeit und der Himmel mit aller Seligkeit machen wirklich weniger Effekt. Ich war der Liebling des Landes, und die Kirche füllte sich zum Ersticken, wenn ich die Kanzel bestieg. Dieser günstige Erfolg gab mir Ansehen in dem Kloster; und das war mein Zweck. Ich hätte in ihm wohl bessere Muster frommer Heiterkeit, rührender Andacht und fleißiger Gelehrsamkeit gefunden; aber sie sagten weder meinem Alter noch meinem Temperamente zu. Ich war auf dem Wege, ein Heiliger zu werden. —

Ein Spitzbube, fiel Peter ein. Ist es nicht schändlich, den armen Leuten so was weiß zu machen?

Und was thuest du denn, ehrlicher Vetter, erwiederte Weber — denn jetzt wissen wir, daß dies sein Name ist — wenn du auf dem Niederwalde den Fremden von dem Klopp, der Drususbrücke, dem Mausthurm, dem Ehrenfels, den Brömsern, der Rochuskapelle, von Nothgottes und Marienthal deine abgeschmackten Mährchen für baares Geld verkaufst und von Zeiten und Menschen sprichst, die du kennst, wie ich die anti-adamitischen?

Ich habe es so gelernt, und glaube, was ich sage, war Peters Antwort.

Nun ja, sprach Weber, das Verdienst der Unschuld, als einer Tochter der Unwissenheit, will ich dir zugestehen; aber auch ich habe lehrend wiedergegeben, was ich lernend empfangen hatte, und war so ehrlich, wie du es bist. Doch zur Geschichte! Mein Weg gieng leicht zum schönen Ziel. Ich sah mich schon als Abt im festlichen Ornate vor dem Hochaltar und die Angesehensten des Klosters als dienende Assistenten an meiner Seite. Aber wartets ab! Die Taube brütet über Eiern, und Tauben erwartest du; doch ein Guckuck hat die seinigen dazu gelegt, und dich überrascht die Guckucks Brut. Daß der Kirschbaum, so lange er Früchte trägt, nur Kirschen bringt, das weiß ich; aber von was der nächste Augenblick entbunden wird, von einer Mißgeburt des Kummers oder von einem holden Kinde der Freude, das wissen alle Weisen in und außer Griechenland zusammen nicht.

Ich hatte öfter gehört, in einem Ökonomiegebäude, das hinter dem Kloster lag, und wozu eine Pforte führte, die nur dem Abte und seinen Vertrauten offen stand, pflegten diese sich weltlich zu ergötzen. Was an der Sache war, wußte ich nicht, kümmerte mich auch nicht darum. Indessen fielen mir in einer bösen Stunde die verborgenen Freuden des stillen Aufenthalts ein. Es war im Sommer nach einem heißen Tage, und die Glut des Weines hatte mein an sich schon warmes Blut erhitzt. Das verbotene Paradies war eine fixe Idee bei mir geworden; unwiderstehlich zog es mich an und fort nach

der geheimen Thür an der hintern Klostermauer. Ich besann mich nicht, und rannte wie ein Verrückter nach der gefährlichen Stelle. Die Thür ist nur angelehnt; ich öffne sie — da steht der Kellermeister Ambros, des Abts Liebling, vor mir, der eben von dem Ökonomiegebäude zu kommen schien. Er hatte schwer und einseitig geladen und vertrat mir zornig den Weg.

Quo temere tendis? fuhr er mich an. Istam domum inire profano non licet. Viam, quam ingressus es, prohibeo in nomine reverendissimi domini Abbatis. — Da veniam, reverende pater, praetereundi et, si libet, progrediendi, bat ich, aber sehr bestimmt.

Minime, schrie Pater Ambros heftig. Ut regrediaris citissime, suadeo, hortor et jubeo. Obedientia aut sempiterna captivitas!

Sempiterna simplicitas! stultitiam autem evitat, qui stultum removet, erwiederte ich ärgerlich und schob, des Küchenlateins müde, den Pater auf die Seite, der, des süßen Weines voll, das Gleichgewicht verlohr und neben mir, unter dem Geschrei: in vineula impium, reverendissime domine Abbas! in einen Graben fiel. Der Sturz des Paters, sein Geschrei, selbst die Nähe des verbotenen Gebäudes, das ich zu sehen einen Augenblick vorher noch so begierig war, alles ergriff mich mit Angst und trieb mich hastiger zurück, als ich gekommen war. Ein wunderlich räthselhaftes Ding der Mensch!

Ich schlich mich in meine Zelle und blieb bis zum

folgenden Mittag allein, in steter Besorgniß, einen Abgeordneten des Abts zu sehen. Es kam keiner und ich gieng zu Tische. Es schien nichts anders geworden zu seyn; aber es schien nur, und in der Wirklichkeit hatte sich vieles geändert. Einige Tage nachher bekam ich, aus dem nichtigsten Vorwande, strenge Klausur; dann würde mir die Kanzel verboten, also der Nerv meines Wirkens und Einflusses durchschnitten, und Gott weiß, wo die Hudeleien geendet haben würden, hätte nicht eine unerwartete Katastrophe unsere Trakasserien, Lappalien und Quälereien, die für uns Welthändel waren, so lange das Kloster unsere Welt war, durch einen gewaltigen Schlag zerstäubt. Alles Große in der Natur verzehrt oder unterdrückt das Kleine, auch der größere Schmerz und Verlust, die größere Freude und der größere Genuß. Wir erhielten Nachricht, unsre reiche Abtei würde aufgehoben. Unser Vermögen war allerdings ein starker Grund, die Reformation, im Namen der Aufklärung und der wahren Frömmigkeit, gegen uns fortzusetzen. Die gemeinschaftliche Gefahr von Außen stellte den innern Frieden her, wie er vielleicht seit Jahrhunderten in dem Klosterstaate nicht geblüht. So wie man der nahen Auflößung gewiß war, bedachte man seine Zukunft. Die ehrwürdigen Väter wurden auf einmal im Natur- und Staatsrechte stark, dessen Grundsätze sie bisher nur oberflächlich und in einem ganz entgegengesetzten Sinne behandelt hatten. Begreiflich, ihre Stellung war verrückt und so verrückte sich ihr Glaube. Aus glücklichen Besi-

tzern sollten sie nun selbst besitzlos werden. Man stellte als leitendes Prinzip auf, daß, wenn wir bei lebendigem Leibe verscheiden sollten, wir unsere nächsten Erben seyen. Alle Baarschaft wurde getheilt, freilich so, wie man in der Welt zu theilen pflegt, das heißt: die, so viel hatten, bekamen viel, die aber wenig hatten, wenig. Mein Antheil war also wenig; doch reichte er hin, mich in den ersten Jahren gegen Nahrungssorgen zu sichern.

Frei war ich — denn ich hatte noch kein Gelübde abgelegt — aber auch ohne Bestimmung. Ich besaß Verstand genug, das zu bedenken, faßte den Entschluß auf eine Universität zu gehen, um Jurisprudenz zu studieren, und setzte ihn auch sogleich ins Werk. Nach geendigten Studien ward ich Praktikant bei einem Amte — eine schöne Aussicht, lange ohne Gehalt zu dienen! Ich hatte eine neue Laufbahn, auch machte ich neue Erfahrungen. Indessen gleichen sich die Menschen allenhalben, und so ist auch ihr Wirken sich allenthalben gleich. Das Kloster war kein Amt, das Amt kein Kloster, und doch gieng es in dem einen so klösterlich zu, als es in dem andern amtlich zugegangen war. Der Beamte schien seinen Gerichtssprengel als seine Domäne anzusehen, und seine Stelle wie ein Gut im Zeitbestande zu benutzen. Sein Eigennutz und seine Launen, an die sich die seiner Familie als treue Verbündete anschlossen, regierten bis in Küche und Keller, in alle häusliche Verhältnisse der Amtsbewohner hinein. Da er nun, gegen den Grundsatz der wohlmeinenden Staatsgelehrten, die eine Vertheilung der Gewalten wol-

len, um dem Despotism vorzubeugen, die Jurisdiktion und die Verwaltung hatte, selbst die Erhebung der Steuern unter seiner Aufsicht stand, so schlug er mit dem andern Arm, wohin der eine nicht reichte, und nahm mit der andern Hand, wo die eine nichts gefunden hätte. Sein Wahlspruch schien das misera gens, optima flens, pessima rideas zu seyn, und er kommentirte diesen Text so vortrefflich, daß man in seinem Bezirke alle Arten von Thränen, nur keine der Freude sah. Die Angelegenheiten seines Hauses wurden zu Angelegenheiten des Staates erhoben, und er bewaffnete die Leidenschaften seiner Persönlichkeit mit der Macht des gemeinen Wesens. Wer dem Amthause mißfiel, war ein schlechter Bürger, und wer des Amtmanns oder seiner Gemahlin Launen widersprach, ein Rebell. Der Fürst selbst hätte den nicht gerettet, dem der Beamte Verderben geschworen. Die Geschäfte giengen den beliebten Weg der Feder; alles wurde nach Berichten abgethan. Wollte sich der Gekränkte beschwerend an eine höhere Stelle wenden, dann wurden die Akten zu Rathe gezogen, die vom Amte eingegeben waren. Das Amt sah sich fast im ausschließlichen Besitze der göttlichen Kraft des Gänsekiels, kannte allein die Gesetze, Verordnungen und Reskripte mit ihren Zweideutigkeiten und Lücken, und da es die Form geschickt zu bewahren wußte, so lag die Sache immer in seiner Hand. Die papierne Justiz und Verwaltung ist das Grab aller lebendigen Ansicht, aller Freiheit und Gerechtigkeit. Sie tödtet den Geist, und setzt den Buchstaben an seine Stelle; sie mor-

det Gedanken und Gefühl, und läßt nur die seelenlose Form bestehen. Diese papierne Regierung des Okzidents ist, wenn es auch nicht in ihrer Absicht liegt, fast so schlecht, als die Serailsregierung des Orients, die, in strenger Abgeschiedenheit von Menschen und Dingen, hier durch Übermuth, dort durch Buchstaben und Form, die Blitze der Verfügungen, Urtheile und Gesetze aus verborgener Dunkelheit in die leeren Räume schleudert. Nur keine Mündlichkeit! Die würde den Menschen, wie er leibt und lebt, dem Menschen gegenüberstellen und die schreibende Kaste um das Geheimniß und den Vortheil ihrer Zunftmacht bringen. Ja, sie haben Recht: Die Öffentlichkeit allein wäre eine Revolution; mit ihr ist es, auf die Dauer, um alle Gemächlichkeit, Unfähigkeit und Schlechtigkeit geschehen. Schlechtes Regiment und schlechte Justiz können so wenig mit der Öffentlichkeit bestehen, als Finsterniß mit dem Lichte. In der dunkeln Nische des Kabinets steht mancher verehrte Heilige, der, an den hellen Tag der Publizität gezogen, zum verächtlichen Sünder würde. Die Publizität stellt die Aufsehenden unter Aufsicht, und giebt den Richtenden einen Richter; das ist lästig, und wer trägt gern eine Last, wenn er sie abwerfen kann? Wie viele Menschen sind sehr gescheit, so lange sie ein imposantes Schweigen beobachten, und ihre Nichtigkeit mit dem geheimnißvollen Dunkel der Unzugänglichkeit verhüllen? Können nicht manche Richter und Räthe aller Art in der Lage des Philosophen seyn, der es geblieben wäre, wenn er geschwiegen hätte? Si ta-

cuisses. — Dieses Schweigen aber ist die Heimlichkeit. Nur keine Publizität, wenn man nicht will, daß es um alles Ansehen der Unfähigkeit, um alle Achtung der Zweideutigkeit geschehen sey. Wir dürfen wohl wissen, was an uns und an unserm Treiben ist, wir, die als Collegen berathen und beschließen; wir lassen uns wechselseitig Nachsicht angedeihen, da wir doch Alle in gleicher Lage sind; aber das profane Volk halten wir fern von unsern verschlossenen Thüren! Ein Augur mag lachen, wenn er einen Augur sieht; aber die gläubige Menge muß die Orakelsprüche des Vogelflugs und der Eingeweide heiliger Opferthiere mit andächtigem Vertrauen empfangen...

So ist es jetzt, so wird es seyn, so ist's von je gewesen,
Nie sollen wir — so will's der Arzt, er weiß warum — genesen.

Mich dauerte das arme Volk —. Das lohne Ihm Gott, Vetter! fiel Peter ein. Auch Andere, die es noch näher angeht, brauchten sich dessen nicht zu schämen. —

Ja, fuhr Weber fort, mich dauerte das Volk, und ich wollte, nach Kräften, für es wirken; aber es bekam mir nicht zum Besten. Es ist ein eigenes Ding ums Reformiren; man kann nicht zu vorsichtig damit seyn. Wer alten Mißbrauch abzustellen sucht, zieht sich den Haß derer zu, denen man dadurch schadet, ohne die Liebe derer zu gewinnen, denen man nutzen will. Des Undanks jener ist man gewiß, doch nicht des Dankes der letztern. Die Seele des Menschen wie sein Körper sind, fast alles, was sie sind, durch Gewohnheit. Es giebt kaum

eine stärkere Macht als diese; sie widersteht jeder andern, wird von keiner besiegt, bleibt aber gewöhnlich Siegerin gegen alle. Vernunft, Religion, Sitte und Gewissen vermögen wenig gegen sie, oder vielmehr Vernunft, Religion, Sitte und Gewissen der meisten Menschen sind nur sie. Die Gewohnheit ist das Laufband, in welchem Individuen und Völker sicher gehen; nehmt es ihnen ab, dann stoßen sie auf allen Seiten an, straucheln und fallen.

Ich führte, in so weit es von mir abhieng, eine ganz andre Weise, den Bürger zu behandeln, ein. Ich hörte seine Gründe an, entwickelte ihm die meinigen, fragte ihn um Rath und stellte, die Verhältnisse des Dienstes abgerechnet, mich ihm gleich. Was meinen Sie, daß die Folge davon gewesen? Ich brachte mich und meine Stelle um Ansehen und Achtung. Donnerwetter, Schlingel, Hundeloch, verfluchtes Pack, Canaille in dem Munde des Beamten waren Zeichen seiner Legitimität. Warum, sagte man, trat ich zart und schonend auf, wenn ich des Bodens sicher war, auf dem ich stand? Wer das Recht zu befehlen hat, der übt es auch, und macht nicht viel Federlesens. Was macht die Verschiedenheit der Völker und Stände, der Wilden, Barbaren und Gebildeten, und scheidet Individuen und Nationen, daß derselbe Karakter, dasselbe Geschlecht kaum mehr in ihnen zu erkennen ist? Übung und Angewöhnung. Sie macht das Schwerste leicht, das Abgeschmackteste verständig, das Widerlichste erträglich, wo nicht ange-

nehm. Erzählt man doch, daß an einen König von Polen, der den edelmüthigen Entschluß faßte, die Leibeigenschaft aufzuheben, die Leibeigenen selbst höchst unzufrieden sich mit der Bitte wendeten, er möge sie in dem Genusse ihrer angestammten Rechte — der Leibeigenschaft nämlich — lassen!

Indessen blieb ich beharrlich und ließ mich durch keine Schwierigkeit, nicht durch den ungünstigen Erfolg, durch Spott und Tadel schrecken. Man muß nur die Geduld haben, es abzuwarten. Das Band der Gewohnheit wird ohne Schmerzen sanft gelöst, aber nicht rasch durchschnitten. Die Zeit nur macht das Fremde uns bekannt und schafft das lästige Ungewohnte in angenehme Gewohnheit um. Gewöhnt der Mensch sich an das Schlechte, warum nicht an das Bessere und Gute? Es wäre auch hier gegangen, hätte man es gewollt. Der Amtmann war mir zwar nicht bestimmt entgegen, obgleich er mein Benehmen höchst lächerlich und selbst gefährlich fand. Ich leistete ihm zu gute Dienste, als daß er mich auf irgend eine Weise von sich hätte entfernen mögen. Die Beschwerlichkeiten des Amtes lagen auf mir; er behielt sich nur die Annehmlichkeiten desselben vor. Ich hatte was gelernt und besaß Geschick; das kam ihm bei seinen Vorgesetzten und Untergebenen zu gut. Auch legte er einen solchen Werth auf meinen Besitz, daß er mich durch dauernde Bande an sich zu fesseln wünschte. Das Amthaus war ein wohlversehenes Lager von einem jungfräulichen, das will sagen, unverheiratheten Blumenflor,

der nicht lieblich und natürlich wie auf Fluren und in Gärten blühete, sondern wie gebackene Sträuße hinter Gläsern in wohl verwahrten Schränken glänzte. Aus diesem Vorrathe des töchterreichen Hauses war mir ein verlegener Artikel zugedacht. Ich war so unempfindlich, die Hand und das Herz der häßlichen Schönen und die Ehre der vornehmen Verbindung auszuschlagen. Das schien dem Hause allerdings zu mißfallen; doch brachte es in meinen Dienstverhältnissen keine wesentliche Veränderung hervor. Ich dachte nicht mehr an das gescheiterte Ehestandsprojekt, als der Amtmann eines Morgens mit einem teuflischen Hohnlächeln zu mir in die Schreibstube trat und mit den Worten: Ich gratulire, mir einen Bogen Papier vor die Nase warf. Ich schlug ihn auf. Es durchfuhr mich zerschmetternd wie ein Blitz. Was war es? Eine Höchste Resolution, die mich, wegen meiner Anhänglichkeit an die königsmörderischen Grundsätze der Franzosen, meines Dienstes entsetzte und auch einer anderweitigen Anstellung im Staate vorläufig für unfähig erklärte.

Der Bube! sagte ich im Innersten empört.

Mein erster Entschluß war, nachdem ich meine Besinnung wieder gewonnen hatte, fuhr Weber fort, den Amtmann anzuklagen, sein verruchtes, diebisches Treiben aufzudecken und die Rache der Regierung auf ihn zu laden.

Thuet es, Vetter! Thuet es! rief Peter ergrimmt. Macht ihn nur zurecht, daß auch kein ganzer Fetzen an ihm bleibt. Die Engel im Himmel, glaubt mirs, haben

ihre Freude daran. — Ich hatte es mit Menschen zu thun, Vetter! war Webers Antwort. Bei kälterem Blute bedachte ich des Amtmanns Konnexionen und Protektionen, seinen Einfluß und sein Geld, und — schwieg. Sie schweigen auch? — Bei dieser Frage sah mich Weber lächelnd an. — Nun, das beweiset, daß ich wohl gethan. In dem Sturme auf die ährne Mauer hätte ich mir den Kopf zerschmettert. Ich schwieg, und da ich noch etwas Geld zu meiner Verfügung hatte, so dachte ich, du wartests ab. Die Welt wird freilich nicht gerade von der Weisheit und Gerechtigkeit regiert, aber auch nicht gerade von der Dummheit und Schlechtigkeit. Der Mensch zwar denkts; doch ein Andrer lenkts. Wie oft steht man bei heiterem Himmel auf und legt sich bei Sturm und Regen nieder, und umgekehrt. Das Wort Solon's, daß sich vor seinem Ende niemand glücklich preisen möge, ist nicht wahrer als sein Gegensatz. Es kann Glück, es kann Unglück kommen; und jenes kommt so oft und unverdient, wie dieses. Sollte ich verzweifeln? Das änderte an der Sache nichts. Sollte ich mir den Kopf abreißen? Es konnte wieder eine Zeit kommen, wo ich ihn brauchte.

Nach einiger Überlegung beschloß ich, zu meinem Schwager zu gehen, der Schreiner in einem Landstädtchen war. Vom Amthause und seinen werthen Insassen nahm ich noch mit etwas weniger Rührung Abschied, als früher von dem Kloster, dem Pater Ambros und dem Abte. Bei dem Schwager und der geliebten Schwester gieng es gut.

Jenem sah ich oft aus Langweile bei der Arbeit zu; dann legte ich selbst spielend Hand ans Werk, half ihm bei Kleinigkeiten aus, und ward — ein Schreiner. Ich ward es, ohne daß ich je daran dachte, es zu werden. In nicht ganz zwei Jahren hatte ich eine Vollkommenheit erreicht, die selbst meinen Schwager in Erstaunen setzte. Würden Sie mir es glauben? Zum erstenmal fühlte ich mich selbstständig und frei. Was ich zu fertigen wußte, war baare Münze allenthalben. Ich hieng von keiner Anstellung, von keiner Gnade ab. So gieng ich nach der Hauptstadt, wo ich bei dem Hofschreiner Arbeit fand. Hier sah ich zum erstenmal alle Herrlichkeit einer fürstlichen Wohnung, deren prächtige Gemächer und Säle ich, als Gehülfe meines Meisters, recht mit Muße anzuschauen Gelegenheit hatte. Der Anblick machte, besonders der Neuheit wegen, einen tiefen Eindruck auf mich. Ich sah selbst den Churfürsten und seinen glänzenden Hofstaat in der Nähe, und da ich, als unbeachteter Arbeiter, alle die fremden Wunderdinge behaglich beschauen durfte, so war die Stimmung, in die mich meine Lage versetzte, unbefangen und in hohem Grade angenehm. Den Kopf und das Gemüth von allen diesen Dingen voll setzte ich mich an einem Sonntag nieder, um meinem Schwager, in einem ziemlich langen Briefe, ein Gemälde von der Residenz, dem Hofe und der inneren Herrlichkeit desselben zu entwerfen.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung fand ich diesen Brief, einige Tage nachher, in der beliebten Zeitung

unserer Stadt abgedruckt. Er gefiel allgemein; das gefiel mir auch. Selbst der Fürst soll ihn mit Vergnügen gelesen und sich wohlgefällig darüber geäußert haben. Der Hofschreiner, mein Meister, fürchtete schon, ich möchte vor der Zeit sein Nachfolger werden. Die närrischen Leute! sie wußten so wenig, als ich damals, daß man bei Hofe zwar leicht lernt, aber noch leichter vergißt. Ich zerbrach mir besonders den Kopf darüber, wie der Brief in die Zeitung gekommen; denn bei meinem Schwager war er richtig eingetroffen.

Ich, Vetter, hätte Euch auf die rechte Spur bringen können, sagte Peter; denn ich habe oft gehört, auf der Post seyen sie wahre Hexenmeister. So einem Brief sehen sie ins tiefste Eingeweide, und machen Abschriften davon, ohne das Siegel zu verletzen. Gewiß das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Das glaube ich auch, entgegnete Weber; doch ist es, wie ich jetzt wohl weiß, nicht gehext. Der Mensch bringt es, wenn er will, ungeheuer weit. Sehen Sie nur einem Setzer vor seinem Schriftkasten, einem Klavier- oder Taschenspieler zu! Doch ist Fertigkeit keine Zauberei. Während dem ich über das Schicksal des Briefs noch so in Gedanken war, kam ein ansehnlicher Herr zu mir in die Werkstätte, und fragte mich, ob er mit Edmund Weber zu sprechen die Ehre habe. Ich bückte mich tief mit der Betheurung, die Ehre sey auf meiner Seite ganz und gar. Er sprach von dem viel besprochenen Briefe, und forschte mich, wie er meinte, unbemerkt über meine

Kenntnisse und Talente aus. Der Herr war fein und sprach gescheit. Immer ward er artiger, je länger er sich mit mir unterhielt und schien sehr angenehm überrascht, da er erfuhr, daß ich mehrerer Sprachen mächtig sey. Endlich schloß er mit dem Antrage, mich jährlich mit 800 Gulden zu honoriren, wenn ich ihn in seinem Geschäfte unterstützen wolle. Welch ein Geschäft, fragte ich — fast hätte ich Profession gesagt — höchst verlegen und erstaunt. Da erfuhr ich, der Herr sey der Herausgeber und Verleger der beliebten Zeitung. 800 Gulden, ein schönes Geld! und welch ein Wirkungskreis, alle zwei Tage die Rednerbühne zu besteigen, um von ihr herab zu des heiligen römischen Reichs Fürsten, Edeln und Völkern zu sprechen! Was war dagegen die Kanzel meiner Klosterkirche und das Auditorium meines Amtes, wo ich den Abt und den Amtmann als strenge Aufseher und Censoren hatte? Von allen Teufeln gelingt keinem das Verführen leichter, als dem der Eitelkeit; und hat er es gar mit einem Schriftsteller zu thun, der sich zum erstenmal gedruckt sieht, der den ersten Bogen seines Meisterwerks eben erst berauscht von seligem Entzücken, wie der begeisterte Liebhaber den Liebesbrief der ersten Geliebten, die ihm Gegenliebe gesteht, gelesen, dann ist der Versuchte ein velohrner Mann. So gieng es mir, und ich ward der Gehülfe eines Zeitungsschreibers. Meine Arbeit fiel über alle Erwartung aus. Bald hatte ich eine Korrespondenz mit den bedeutendsten Orten von Europa angeknüpft, und die Briefe, die ich mir aus allen Gegen-

den der Welt über die wichtigsten Zeitereignisse schrieb, empfahlen sich noch durch den Vorzug, daß die Post keinen Heller dafür erhielt. Es war aber auch für die Zeitungsschreiber eine glückliche Zeit. Privilegirte Korsaren hatten noch nicht Kaperbriefe erhalten, um auf alle Blätter Jagd zu machen, sie als gute Prise einzubringen, und die Mannschaft als Ruhestörer, Aufrührer, Schurken und Ignoranten zu verfolgen, an Pranger zu stellen, dem Hohne und der Verleumdung preis zu geben, wenn sie nicht unter der Fahne der exklusiven ehrlichen Leute und für ihren Glauben fechten wollten, ohne daß man den unglücklichen Dissenters auch nur eine Widerrede, eine Vertheidigung gestattet. — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — —.

Das Geschäft gieng vortrefflich, und mein Prinzipal verdiente ein schönes Geld. Auch zeigte er sich sehr zufrieden, und ertheilte der Gewandtheit meiner Feder große Lobsprüche. Wenn ich nur einmal mehr Erfahrung und Rutine hätte, meinte er, dann würde ich der Arbeit in jeder Hinsicht ganz gewachsen seyn. Die Erfahrung und Rutine aber schien nicht zu kommen, obgleich ich schon eine geraume Zeit an dem beliebten Blatte gearbei-

tet hatte. Mein Prinzipal machte manchmal ein verdrießliches Gesicht; doch konnte ich die Ursache seines Mißvergnügens nicht errathen. Eines Tags lud er mich zum Abendessen ein, bei dem der liebliche Champagner reichlich floß. Da wir so recht im Zuge waren, gieng das Gespräch natürlich auf die Zeitung über. Mein Prinzipal hatte offenbar den günstigen Augenblick herbeigeführt, in dem er mich für seine Lehre empfänglich gestimmt zu finden glaubte; denn er weihete mich in folgendem Vortrage in dieselbe ein. »Sie sind, begann er, ein trefflicher Arbeiter und Ihre Briefe aus Konstantinopel, London und Petersburg lassen fast nichts zu wünschen übrig; doch fehlt Ihnen noch der rechte Takt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige wesentliche Grundsätze der Theorie aller Zeitungsschreiberei ans Herz zu legen. Bei Vertheilung von Lob und Tadel lassen Sie sich durch Ihre Überzeugung, durch das Gewissen, wie Sie es nennen, leiten. Das geht nicht. Man muß schonen, was uns schaden kann, und darf dem schaden, was man nicht zu schonen braucht. Aller Gewalt geht man vorsichtig aus dem Wege, der nächsten am vorsichtigsten; doch ist es noch besser, ihr gefällig zu seyn, und sie zum eigenen Schutze zu gewinnen. Ein Zeitungsschreiber, der die öffentlichen Angelegenheiten geschickt behandeln will, muß den Staatskalender als treuen Führer stets zur Seite haben. Wie die Personen in Rang und Ansehen steigen, so muß sein Lob der Stufenleiter folgen. Das wäre jetzt ein armes Land, das nicht seinen August, Trajan, Antonin,

und Mäcenasse zu Dutzenden hätte. Sehen Sie in unsere hundert Blätter, die in hundert Staaten und Städtchen ausgegeben werden! Jedes feiert den Vielgeliebten, Langersehnten, die zweite Vorsehung, die Wonne des menschlichen Geschlechts. Die Apologien überbieten sich, und die Zeit ist nicht fern, in der es keinen regierten Erdefleck mehr giebt, der nicht seinen doppelt abgezogenen Julius Cäsar, Karl den Großen, Mark-Aurel und heiligen Ludwig, den spiritum rectificatissimum aller großen Geister der alten und neuen Zeit aufweisen könnte.

Nun aber, sagte ich, stirbt ein Herr, wird abgesetzt. —

Dann, fiel mein Prinzipal ein, ists aus mit ihm und mit aller Herrlichkeit.

O Pfui! sprach ich warm. Was können edle Fürsten, biedere Männer, wahre Große auf so niederträchtige Schmeicheleien geben, die, an Alle im Übermaaße verschwendet, für keinen einen Werth mehr haben, die sie nicht achtungswerther, uns nur verächtlich machen? — Es ist nicht anders, entgegnete mein Prinzipal. Sie haben keine Rutine, keinen Takt. Schutz und Abonnenten brauchen wir. Alle die hohen Worte: Menschheit, Humanität, Recht und Wahrheit, Biedersinn und Edelmuth, Vaterland und Tugend verfehlen auf dem Papier ihre Wirkung nicht; sie schmücken den Styl, erheben die Diktion und veredeln den Ausdruck; aber rechnen Sie auf die Sache, dann schießen Sie ins Blaue, und

haben Zeit und Pulver und Blei verlohren. Es geht wahrhaftig nicht. Die Welt will auf eine eigne Weise behandelt seyn. Mit Wahrheit und Recht mögen sie betteln gehen; die Täuschung aber ernährt ihren Mann. An Kasten, Korporationen, an die Menge fest angeschlossen ist man geschützt, hat Freunde, Gönner, Hülfe, Theilnahme. Mit seiner Überzeugung steht man allein. Jeder liebt sich, und so muß man sich in Jeden zu verwandeln wissen, um von Jedem geliebt zu seyn. Darum ist es nöthig, daß man sich an eine Kirche, an ein System, an eine Schule halte, um sogleich durch das Losungswort, durch die aufgesteckte Fahne, die ganze Masse, zu Schutz und Trutz, um sich bereit zu haben. Hier Katholik, dort Protestant, heute Absolutist, morgen Freiheitsmann, so findet der Gescheite allenthalben seinen Tisch gedeckt, in theilnehmender Gesellschaft sich freundlich aufgenommen, und für den einzelnen Mann sind sogleich viele tausend Männer. Im Worte liegt eine Zauberkraft, die nicht berechnet werden kann. Das Wort aber ist die Seele der Parteien, und Partei muß jeder nehmen, der sich im Gedränge der Welt nicht einsam und verlassen sehen will. Eine Sylbe: Papst kann das ganze protestantische England reif zum Narrenhause machen. Was haben gescheite Leute nicht mit den Worten: Ketzer, Jakobiner, Atheist, Königsfreund, Carbonaro, Revolutionär, Whig und Torry, Aristokrat und Republikaner ausgerichtet? Halte dich zur herrschenden Partei! Das ist die goldene Regel eines Zeitungsschreibers. In der Herrschaft spricht

sich die öffentliche Meinung aus; der Schriftsteller, der ihr nicht folgen wollte, gliche dem Schiffer, der auf seinem Fahrzeug Segel hat, aber den Wind mit ihnen nicht gewinnt.

Das nun gilt nicht blos in der Religion und Politik, sondern auch in der Literatur. Diese hat ebenfalls ihre Könige, Minister und Edelleute, und was von diesen kommt, das wird laut gepriesen und immer musterhaft gefunden. Bei einem Buche sieht man vorerst auf den Namen des Verfassers und des Verlegers; sind diese Männer von Einfluß und Bedeutung, dann ist es auch ihr Werk. Da heißt es nicht: den Baum sollt ihr erkennen an seinen Früchten, sondern: die Frucht erkennt ihr an dem Baum. Man muß immer zu halten suchen, was uns halten kann, das ist das Starke, Angesehene und Große. Dagegen schreitet man über Schwache, Niedere und Kleine mit kühnem Tritte unbedenklich weg. Die junge Saat, das schwache Bäumchen, die schlanke Staude lassen sich gefahrlos niedertreten; nur kühn den Fuß darauf gesetzt, welche Ernte sie auch versprechen mögen! So leicht aber kann man den Baum nicht fällen; deswegen läßt man ihn unberührt, wenn er auch nur schlechtes Laubwerk oder Schmarozerpflanzen trägt. Die Menschen sind nun einmal so; der Koth des Dalai-Lama ist ihnen heilig, das Heilige oft nicht. Es geht nicht anders.

In Kritiken muß man mit dem Lobe sparsam seyn, besonders wenn man es mit Schriften von Leuten zu thun hat, die keine bedeutende Stelle, kein großer Ruf, keine

mächtige Schule oder Sekte schützt. Lobt man zu viel und unbedingt, dann giebt man der Meinung Raum, daß der Verfasser von der Sache mehr als der Kritiker verstehe, eine Meinung, die dieser nie aufkommen lassen darf. Lob erfreuet gewöhnlich nur den, der es empfängt; Andere finden eine Demüthigung und Zurücksetzung für sich darin. Je tiefer alles steht, was uns umgiebt, desto höher glauben wir selbst zu stehen. So eigennützig und selbstsüchtig ist der Mensch, daß weniger das, was er besitzt, seinen Reichthum, als der Besitz Anderer, im Vergleiche mit dem seinigen, seine Armuth macht. Er liebt Skandal, Unglück und Erniedrigung, auf fremde Rechnung nämlich, und ihn ergötzen, auch in Zeitungen, Satyren, bittere Ausfälle, Schmähungen, Brand, Wassersnoth, Eheprozesse und Hinrichtungen. Darum muß man der natürlichen Bosheit des Geschlechts von Zeit zu Zeit ein Opfer bringen, das man, wie es sich von selbst versteht, aus der Heerde greift, wo der Einzelne nicht zählt und fast wehrlos ist. Die gefallene Größe, das verkannte Verdienst, der gedemüthigte Stolz edler Selbstständigkeit sind Gegenstände, bei denen der Hohn des Kritikers nichts wagt, und die der Haufen liebt, weil alles Edle, zum Gemeinen herabgezogen, die Gemeinheit versöhnt.

So wird es getrieben, wo es ehrlich zugeht; das aber ist nicht allenthalben, wie bei mir, der Fall. Es giebt Redaktionen, die Selbstkritiken, Selbstlob und eitle autobiographische Notizen aufnehmen, wenn der Lohn

dafür dem Manuskripte beiliegt. Sie heißen das wohl Insertionsgebühren, könnten es aber auch Bestechung nennen, wenn der Name nicht so abscheulich klänge. Andere machen sich Bibliotheken von eingesendeten Büchern und loben oder tadeln sie, nachdem man sonst mit dem Einsender zufrieden ist. Ich selbst war Zeuge, daß Werke schrecklich mitgenommen wurden, weil der Begleitungsbrief des Verfassers der verehrlichen Redaktion nicht gehörig Weihrauch streuete, dieser auf der Post die Bücher zu frankiren vergessen oder sie nicht schön hatte binden lassen. Auf dieselbe Weise geht es mit den Nachrichten und Neuigkeiten und mit der ganzen Ansicht in der Politik. Nicht blos Regierungen und Ministerien haben ihre Blätter im Solde, sondern ganze Stände, der Adel, die Geistlichkeit, die Fabrikherrn und der Handelsstand. Sehen Sie, wie wir es ehrlich treiben, und in allem nach dem strengen Rechte handeln! Könnten wir nicht, wie Andere, unser Blatt zur Goldgrube machen, und nebst dem schönen Gewinn uns mächtige Beschützer und Freunde erwerben? Hat unsere Zeitung es nur einmal zu einer ordentlichen Reputation gebracht! Jeder Neuling muß auf der Bank der Opposition den Anfang machen; da zeigt er der Schatzkammer seinen Werth, und was sie zu bieten hat. Nur ein furchtbarer Feind wird uns ein theuerer Freund. Getrost! es kann noch kommen.

Eine köstliche Lehre! sagte ich. Da finde ich ja meine Abtei und mein Amt wieder, nur wo möglich, in

noch schlechterer Gestalt. — Mein Gott! erwiederte mein Prinzipal, was wollen Sie? Es geht nicht anders. Halten Sie den Markt mit Waaren, die man nicht sucht, wer soll da kaufen? Wir müssen an unsere Abonnenten denken. A propos! Sie wissen doch, daß Ihr Aufruf an die Deutschen in unsern letzten Blättern sehr gefallen hat? Das ist ein Stück Arbeit von tüchtigem Gehalte, und zieht.

Ja, war meine Antwort, ich habe den Aufruf in vaterländischer Begeisterung geschrieben; er kam aus dem warmen, vollen Herzen warm und voll. Demosthenes kann nicht tiefer und inniger gefühlt haben, da er Griechenland gegen die Arglist Philipps zu bewaffnen suchte, der durch Gewalt und Verrath die freien Staaten in seine Sklavenketten legte. Die unwürdige Behandlung, die Deutschland sich von Frankreich gefallen läßt, muß jedes deutsche Gemüth empören. Was wirkt mein Aufruf? Sie sagen, er gefalle. Diese innere, schüchterne Billigung, die sich scheu umsieht, ob kein fremdes Ohr sie belausche, ehe sie sich lispelnd und stammelnd auszusprechen wagt, kann uns nicht retten. Das arme zertretene Deutschland! Die Posaune des Weltgerichts müßte sich über der Leiche dieses heiligen römischen Reichs vernehmen lassen, um von ihm ein Lebenszeichen zu gewinnen.

Es ist nicht anders, erwiederte mein Prinzipal. Wissen Sie aber auch, daß dieser Aufruf Ihnen gefährlich werden kann? Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß die Franzosen im Anzuge sind. Moreau geht über den

Rhein, das leidet keinen Zweifel. In vierzehn Tagen spätestens steht sein Heer bei uns. Auch habe ich die Vorsicht gebraucht, heimlich einen Freiheitsbaum stechen zu lassen, der die Umschrift hat: République française — Liberté, égalité ou la mort. Das Ding ist gut gearbeitet, und wird unsere Zeitung schmücken.

Wie! rief ich entrüstet, das wollten Sie? Nimmermehr! Die Fremden können uns zermalmen, aber wir werden uns nicht entehren.

Es geht nicht anders, sagte kalt mein Prinzipal, der es aber von dieser Stunde nicht mehr war. In der That, ich schied noch grimmiger von ihm, als früher von dem Abte und dem Kloster, von dem Amtmanne und seinen lieben Angehörigen.

Ich bereuete es, die Werkstätte des Hofschreiners verlassen zu haben und wünschte mich wieder dahin zurück. Doch schämte ich mich, um eine Stelle anzusuchen, die ich etwas übereilt und stolz aufgegeben hatte. Indessen brauchte ich Arbeit und Lohn, um ferner zu bestehen. Meine Baarschaft reichte wohl auf einen Monat, aber nicht länger aus. In dieser Verlegenheit besuchte mich ein Landsmann, mit dem ich einigen Umgang hatte. Wir sprachen von meiner Lage, und, nach einigem Nachdenken, wußte er Rath. Es ist auf der Finanzkammer, sagte er, ein Plätzchen frei, das einen einzelnen Mann ernährt. Für eine leichte Arbeit erhälst du einen Lohn, der wenigstens dem gleich kommt, was dir der filzige Neuigkeitskrämer gab.

Ja, wenn ich das Plätzchen nur erst hätte, fiel ich ein. — Geduld! fuhr mein Bekannter fort. Erst den Zweck, dann die Mittel und Wege! Meine Schwester ist Kammerjungfer bei der Frau des Präsidenten, der zu der Stelle vorzuschlagen, sie also zu vergeben hat. Ich will dich den Abend meiner Schwester vorstellen, der du dann deine Angelegenheit empfehlen magst. Komme heute gegen sechs Uhr in den Garten des Präsidenten vor dem Marienthor. Du findest die Gartenthür angelehnt und mich und meine Schwester in der Nähe.

Ich lächelte kopfschüttelnd. Ein seltsamer Vorschlag! sprach ich. Wäre es mir doch nicht im Traume eingefallen, daß ein Kammermädchen Stellen bei der Finanzkammer zu besetzen hätte. Doch ist Kammer hier und Kammer dort, und die Gleichheit des Ausdrucks mag eine glückliche Vorbedeutung seyn. Die Erfahrung ist so neu, daß ich sie schon darum machen will. Ich komme um sechs Uhr.

Ich kam auch wirklich, fand die Gartenthür angelehnt, trat ein, sah mich aber vergebens nach meinem Landsmanne und seiner Schwester um. Endlich entdecke ich in einer fernen Laube eine weibliche Gestalt und gehe frisch darauf zu in der Hoffnung, meine Beschützerin daselbst zu finden. Die Laube ließ mich die Gestalt nicht unterscheiden, bis ich am Eingang stand. Eine Dame von vielleicht sieben und zwanzig Jahren fuhr bei meiner Annäherung überrascht zusammen. Sie sah mich mit einem forschenden Blicke aus ihren großen, schwarzen,

glühenden Augen an. Ein schönes Weib, wie eine Juno gebaut, mit dem Kopfe der Aphrodite, doch eher wohlbeleibt als schlank. Das war kein Kammermädchen; ihr Anzug und ihre Haltung zeigten es. Da stand ich, wie über einer bösen That ergriffen, stumm in schrecklicher Verlegenheit. Wen suchen Sie hier? fragte die Dame sehr bestimmt, doch nicht erzürnt. — Ich hoffte, erwiederte ich, meine Fassung zu gewinnen suchend, die Ehre zu haben, den Herrn Präsidenten hier zu finden. — Hat er Sie vielleicht hierher bestellt? Das ist doch in der Regel nicht seine Zeit. —

Ich stand auf glühenden Kohlen. Meine Verlegenheit schien die Boshafte zu ergötzen. Nach einer Pause, in der sie mich aufmerksam zu betrachten schien, sagte sie: Wollen Sie mir Ihre Sache anvertrauen, dann werde ich mit meinem Manne davon sprechen. — Eine so mächtige Fürsprache, erwiederte ich mit einer tiefen Verbeugung, würde mir die Erhörung meines Wunsches verbürgen und mich zu ewiger Dankbarkeit verpflichten. — Das geht weder so sicher noch so schnell, antwortete sie lächelnd. Um Sie zu empfehlen, müßte ich doch wissen, was Sie empfiehlt. Machen Sie mich vorerst mit Ihnen selbst und mit Ihren Verhältnissen ein wenig bekannt. — Ich gab ihr, in gedrängter Kürze, die Geschichte der merkwürdigsten Momente meines Lebens, welche Interesse für sie zu haben schien. Besonders lobte sie meinen Aufruf an die Deutschen, den sie großherzig nannte, und billigte meine Entschlossenheit gegen den Zeitungsprinzipal.

Den, lieber Vetter, fiel Peter ein, hätte ich, nichts für ungut! an Eurer Stelle ganz anders abgefertigt. Zum Henker! Ihr führt eine gute Feder, die keinen Gegner zu fürchten braucht. Dem Zeitungsschreiber hätte ich vor aller Welt das Töpfchen aufgedeckt, daß kein Hund mehr ein Stück Brod, viel weniger ein Mensche ein Zeitung von ihm genommen haben sollte.

Leicht gesprochen, Peter, aber nicht so leicht gethan, entgegnete Weber. Ein Wolf, sagt ein Sprichwort, frißt den andern nicht; aber eine Hand wäscht die andere. Wer sich muthwillig verderben will, der binde nur mit einem Stande, einer Kaste oder Innung an. Einer steht für Alle, Alle stehen für Einen. Zwickt man eine Biene an dem Bienenkorb, dann hat man gleich den ganzen Schwarm am Leibe. Drücke auf eine Taste, und die ganze Orgel schreiet. Freunde und Vettern sind mehr als baares Geld. Es menschelt immer, auch bei den besten Menschen. In der Welt thuet es nicht gerade Verdienst und Recht, auch nicht bei Zeitungsschreibern und Kritikern, wie ich aus Erfahrung wußte. Hat doch selbst Napoleon — sonst ein tüchtiger Rezensent, bis ihm in Rußland die Tinte fror und der gewaltige Federkiel in der Hand erstarrete — seine Brüder und Schwäger zu Königen gemacht, obgleich sie nichts weniger als von dem Holze waren, aus dem man solche Bilder schnitzt.

Ein Gelehrter, brummte Peter, sitzt doch immer im Vortheil gegen uns dummes Volk; er drehet und wen-

det euch das Ding so lang, bis er die Seite hat, mit der er Recht behält. Doch mag der Vetter hier auf der Fährte seyn. Ich erinnere mich, daß mir meine Mutter öfter sagte: »Ist dir, Peter, dein Name lieb, dann verderbe es nicht mit Mönchen und Betteleuten; die bringen dich im ganzen Land herum.« Ja, ja, ein Zeitungsschreiber reicht noch weiter.

Zur Dame, meine Herren! fiel Weber ein. Ich hatte, wie ich merkte, einen günstigen Eindruck auf sie gemacht, den ich auch zu benutzen entschlossen war. Auf die Frage, welche Sprachen ich verstände, erwiederte ich: Latein, Griechisch, Deutsch, Französisch, Italienisch und etwas Englisch. Das fand sie ungeheuer viel, und bewunderte, bei solchen seltenen Gaben, meine noch seltnere Bescheidenheit und Mäßigung, und meinte, ich dürfte wohl auf Höheres Anspruch machen. Wollten Sie so gefällig seyn, fügte sie endlich hinzu, und mir eine Probe Ihrer französischen Aussprache geben? Bei diesen Worten reichte sie mir das Buch, in dem sie gelesen hatte. Es war Rousseau's Julie, ou la nouvelle Héloïse. Ich schlug es auf und stieß auf den vierzehnten Brief. Die Dame machte mit der Hand ein Zeichen, daß es mir erlaubt sey, mich neben sie zu setzen; einen andern Sitz gab es nicht. Ich that, wie geheißen und las, und las mich selbst gewaltig in das Feuer. Da ich an die Stelle kam: Mais que devins-je, quand je sentis... la main me tremble.... un doux frémissement.... ta bouche de roses... la bouche de Julie... se poser,

se presser sur la mienne, et mon corps serré dans tes bras? Non, le feu du ciel n'est pas plus vif, ni plus prompt que celui qui vint à l'instant m'embraser. Toutes les parties de moi-même se rassemblèrent sous ce toucher délicieux, ergriff es mich unwiderstehlich. Ich faßte ihre schöne Hand, die neben mir ruhete, und preßte sie an meine heißen Lippen...

Vetter! rief Peter mit einem Schrei der Warnung, um Gottes Willen! Ihr werdet doch nicht! Durch Euer Kauderwelsch hindurch seh ich es kommen. Bedenkt! es ist eines ehrlichen Mannes angetrautes Weib.

Eines Mannes wenigstens, war Webers Antwort. Doch sey ruhig, redliches Gemüth. Ich bin kein Casanova; und trüge auch das Thier in mir über den Menschen einmal den Sieg davon, was in schwachen Augenblicken geschehen kann, der Mensch, sich selbst zurückgegeben, würde den Triumph der Thierheit nicht feiern, indem er vor Andern prahlend zur Schau trüge, was er gern sich selbst verbirgt. So schlimm war es nicht. Die Dame zog zwar ihre Hand nur langsam zurück, sagte aber mit einem Muthwillen, der mich fast verdroß: Langsam, Herr Saint-Preux; Sie sind im Irrthum. Ich bin Ihre Julie nicht. — Da sie bemerkte, daß ich bei dieser frostigen Erinnerung ein wenig zusammenfuhr, fügte sie freundlich hinzu: Sie lesen gut, sehr gut, verstehen auch, was Sie lesen, und fühlen es. Ich werde Ihre Sache übernehmen. — Der warme Ausdruck meines Danks, der Furcht ihr mißfallen zu haben und des Wun-

sches, mich ihres Schutzes nicht unwerth zu erweisen, das versteht sich alles von selbst. Die schöne, liebenswürdige Frau hatte, ich kann es nicht läugnen, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich verließ wie ein Träumender den Garten, das Herz voll süßer Wünsche und freudiger Hoffnung.

Gleich vor der Gartenthür trat mir mein Landsmann störend entgegen. Ich hätte so gern in dem Genusse der frischen Erinnerung geschwelgt, die ich an meiner Seele mit allen kleinen Umständen des Geschehenen vorüberführen wollte. Da mußte mir gerade der Lästige in den Weg kommen. — Welch ein verwünschter Zufall! rief er. — Ich lächelte vergnügt und schwieg. — Zur bestimmten Stunde, fuhr er fort, fanden ich und meine Schwester, wie verabredet, uns in dem Garten ein. Da wir unsere Posten besetzt hatten, um dich sogleich an der Thür zu empfangen, bemerkten wir die gnädige Frau, die aus dem Hause kam, in einem Buche lesend, einigemal auf und nieder gieng, und dann in der Laube Platz nahm, um es sich bei ihrer Lektüre gemächlicher zu machen. Du tratest ein; wir wußten nicht, was wir machen sollten. Weder konnten wir dir ein Zeichen geben, zurückzugehen, noch uns dir nähern, aus Furcht bemerkt zu werden. Wir waren in Todesangst, als du so rasch auf die Laube zuschrittest, und da wir dich endlich mit der gnädigen Frau im Gespräche sahen, flohen wir aus dem Garten in das Haus zurück. — Und das war gut, dachte ich bei mir selbst. — Nun, du kannst meine

Schwester, schloß er tröstend, weil er mein Schweigen für eine Äußerung von Mißmuth nahm, doch vielleicht noch sprechen, obgleich ich dir gestehen muß, daß sie wenig Hoffnung giebt. — Ich lächelte wieder unbemerkt. O, dachte ich, wer den Papst zum Vetter hat, der braucht keinem Kardinal den Hof zu machen. Ich irrete mich indessen und ward wieder um eine Erfahrung reicher. Die Präsidentin meinte es gut mit mir, und bot, wie ich sicher weiß, bei ihrem Manne alles auf, um mir die erwünschte Stelle zu verschaffen; aber das Kammerkätzchen erhielt sie für ihren Liebhaber, sey es nun, daß der Präsident in diesem den Würdigern erkannte, sey es, daß die Zofe die neue Heloise noch besser verstand und fühlte, als ich. Das alles erregte wohl flüchtige Betrachtungen in mir; doch hatte ich keine Zeit, ernstlich darüber nachzudenken. Wichtigere Ereignisse drängten die unbedeutenden Vorfälle in den tiefen Hintergrund zurück. Moreau war über den Rhein gegangen und die Franzosen überschwemmten, wie eine Sündfluth, das ganze Land. Wir erhielten französische Besatzung.

Die Zunge, sagte Peter, wird Euch trocken. Nehmt, Vetter! ein frisches Glas; es thut Euch wohl. Auch könnt Ihr unter dem wälschen Volke Stärkung brauchen.

Du sprichst, erwiederte Weber, zeitgemäß, und verstehst dich noch auf einen bessern Geist, als auf den der Zeit, den Jeder nach seinem Bedürfnisse verkleidet, als einen bescherenden Christ, oder als einen schreckenden Pelz-

nickel, je nachdem ihn nun gerade die Kinder oder ihre Hof- und Zuchtmeister brauchen. Du bist aber so klug, Peter, wie ein Staatsmann, der die Bedürfnisse des Volks zum Vehikel der Befriedigung der seinigen macht, und versichert, das Land habe Durst, wenn er selbst trinken will. Nun, stoße an! Bist doch der ehrliche Peter. — Das Glas hat wirklich wohlgethan, und wird mich, wie der schlaue Vetter vorausgesehen, oder, gleich vielen Propheten, vorausgerathen hat, in dem Strauße mit dem Wälschen stärken. Als ich nämlich eines Abends etwas spät nach Hause gieng, und an den Arkaden bei dem Markte vorüberkam, hörte ich in der Halle ein gräuliches Fluchen und Drohen und mitunter ein zaghaftes Einreden und Bitten. Je t'enfoncerai mon épée dans le ventre, marouffe; meurs chien d'aristocrate! brüllte ein derber Baß. Ah! Monsieur, pardon, si — flehete eine männliche, doch schwache Stimme — Allez-vous-en à tous les diables, toi et tes Messieurs, sacré coquin! fiel der Baß wieder ein. Ich trat näher und entdeckte beim Halblichte, das die Laternen von den Straßen in die Halle warfen, einen baumstarken Franzosen, der seinen Degen auf die Brust eines wohlgekleideten Mannes gerichtet hielt. Dieser zog sich in gebogener, demüthiger Stellung langsam vor dem Rasenden zurück, um dem Stoße auszuweichen. Citoyen, sagte ich hinzutretend mit mehr Entschlossenheit, als ich mir bei ruhiger Fassung zugetrauet hätte, est-ce ainsi que vous respectez vous-même les droits de l'homme que

vous avez juré de défendre! est-ce là la liberté que vous avez promise aux peuples asservis! le malheureux que vous menacez, que vous maltraitez est homme comme nous — Diable! unterbrach mich der Franzose lachend, comme ça prêche! Ami, adresse ton discours aux Jacobins, où il sera fort applaudi, je t'en réponds. — Je croyais avoir affaire à un Français, erwiederte ich ziemlich kalt, und that, als wollte ich weiter gehen; pardon, si je me suis trompé! — Hé! rief er, indem er sich gegen mich wendete, moi pas français! qui serais-je donc, petit maraud? — Les français, antwortete ich immer mit derselben Ruhe, sont naturellement sensibles et généreux. — Qu'il est fin, le frère orateur du genre humain! il me prend par mon faible, erwiederte der tiefe Baß, um ein ziemliches ruhiger. So dauerte das Gespräch eine Zeitlang fort, das der Franzose endlich mit den Worten schloß: Tiens, gaillard, je te rémets mon prisonnier, ton protégé, sans rançon, steckte seinen Degen ein und gieng, das ça ira singend weiter. Jetzt athmete der Befreiete wieder leichter. — Fügen Sie zu Ihrer Gefälligkeit, der ich vielleicht mein Leben verdanke, noch die, mich bis an meine Wohnung zu begleiten, bat er mich. — Recht gern, war meine Antwort. Sie sind ein Deutscher? — Ja, war alles, was er erwiederte. Schweigend gieng er an meiner Seite, sah sich auf dem Wege öfter furchtsam um, und murmelte zwischen den Zähnen: homme comme nous! Ich, ein

Mensch, wie sie! Ich, Ihresgleichen! die Verwegenen! Ach! wie die Zeiten sich geändert haben! — Endlich waren wir vor einem schönen Gebäude angelangt. Der Unbekannte wiederholte mir noch einmal, aber ziemlich trocken, seinen Dank, stieg hastig die Treppe hinauf, und verschwand in dem palastähnlichen Gebäude. Ich gieng nach Hause, mit dem sonderbaren Vorfall, wie sich denken läßt, sehr beschäftigt, legte mich zu Bette und vergaß bald die Welt und was sie erfreuet und quält.

Den folgenden Tag, gegen Abend, kam ein gar feiner Herr mit einem Ordensbande in dem Knopfloche zu mir, erkundigte sich, ob ich an der hiesigen Zeitung gearbeitet hätte und dergleichen, brachte das Gespräch ungezwungen auf die Lage des Landes und der Stadt, erwähnte der Unsicherheit, die jetzt sogar auf den Straßen herrsche und spielte auf das Abentheuer von der letzten Nacht in den Arkaden an. Ich erzählte es umständlich, und mein Besuch hörte fast gleichgültig zu. Endlich, als besänne er sich, warum er eigentlich gekommen sey, sagte er: Der regierende Graf von Schwarzfeld wünscht Sie zu sprechen. Se. Erlaucht haben von Ihren Talenten gehört und sich von dem Werthe überzeugt, den der Besitz eines solchen Mannes für Hochdieselben haben würde. Die trefflichen Artikel in unserer Zeitung, die aus Ihrer gewandten Feder geflossen sind, haben Ihnen Ruf gemacht.

Sie können denken, daß ich, in meiner Verlegenheit, das Anerbieten nicht abwies. Ich erkundigte mich

nach der Wohnung des Grafen, der sich nur selten in der Stadt aufhielt, und erstaunte nicht wenig, als mir das prächtige Haus bezeichnet ward, vor dem, die Nacht vorher, der von dem Franzosen Bedrohete von mir geschieden war. Man stellte mich Sr. Erlaucht vor, und ich trat, unter Bedingungen, die meine höchsten Erwartungen überstiegen, in des Regenten Dienste. Freilich war sein Reich nur eine halbe Quadratmeile groß, auf der sich zweitausend Seelen zu nähren suchten; doch hatte ich einen schönen Wirkungskreis. Mit dem Titel — die Titel sind in Deutschland weder gleichgültig noch selten — mit dem Titel eines geheimen Kabinetsraths und einem Gehalte von 1500 fl. arbeitete ich unmittelbar mit dem Herrn. Welch eine erstaunenswürdige Beförderung! welch ein seltenes Glück in meiner Lage! Und doch befiel mich — ich darf es mir in Wahrheit nachrühmen — weder Schwindel noch Übermuth.

Nach meiner Standeserhöhung, die mir nicht nur Sitz im Rathe meines Herrn, sondern auch an seiner Tafel gab, verließen wir die kurfürstliche Residenz und begaben uns in die Grafschaft, wo die Anwesenheit des Regenten allerdings nöthig schien. Nun giengen meine Geschäfte eigentlich erst an; denn die innern Angelegenheiten waren von ungleich weniger Bedeutung als die äußeren. Jenen mochten ein Justizamtmann und ein Rentmeister so ziemlich gewachsen seyn; diese dagegen hatten die Franzosen sehr verwickelt gemacht. Da gab es ewig Truppen zu verpflegen, Kontributionen auszu-

schreiben, und Pferde und Fuhren zu stellen. Ich trieb mich fast beständig unter den feindlichen Offizieren umher, die sich darauf verstanden, es so einzurichten, daß sie besser als selbst Freunde behandelt wurden. Ich unterhandelte, schmeichelte, beschenkte, bestach, um die Last der Einquartierung und Lieferung auf Andere zu wälzen. Unsere Nachbarn thaten ein Gleiches, und so überbot man sich wechselseitig, um die Leiden des Kriegs sich zuzuweisen. Was war der Erfolg? daß wir die Truppen doch verpflegten, die in dem Lande wirthschafteten, und die Befehlshaber und Offiziere noch reichlich beschenkten. Wir gaben doppelt, wo einfach zu geben schon eine Bürde und keine Ehre war. Unseliges Verhältniß, das uns zu Grunde richtete und zugleich herabwürdigte! Es ist kein Zweifel: Hätte Deutschland zum Handeln die Kraft bewiesen, die es im Dulden zeigte; hätte es an eine ehrenvolle, entschlossene Feindschaft verwendet, was es einer heuchlerischen Freundschaft, oder einer unsichern, verhöhnten Neutralität zum Opfer brachte, ihm wäre wenigstens mit der Achtung des Feindes eine schonendere Behandlung geworden. Ich fühlte das tief, und von diesem tiefen Gefühle blutete mir das Herz. Aber was machen? Es gieng nicht anders, so sagte mir Jedermann, wie früher mein Zeitungsprinzipal.

Auf diese Weise hatte ich eine geraume Zeit, zur Zufriedenheit des Grafen und der Grafschaft, gedient, als wir ruhigere Tage bekamen. In stolzem Siegeszuge waren die Franzosen, stark durch ihre Kraft, noch stär-

ker durch unsere Schwäche, weit nach Osten und Norden vorgerückt. Wir dachten darauf, die inneren Schäden auszubessern und der Noth, wo sie sich am größten zeigte, nach Kräften zu steuern. Der Graf hatte mir aufgetragen, ihm über die Lage einer Gemeinde Bericht zu erstatten, die durch Plünderung und Brand zur äußersten Dürftigkeit herabgekommen war. Den Bericht mit dem Vorschlage, wie einigermaßen zu helfen sey, trug ich mehrere Tage dem Grafen nach, ohne ihm eine Stunde für die Arbeit abgewinnen zu können. Er war nicht daran zu bringen, weil er sich die peinliche Ansicht des tiefsten Elendes ersparen wollte, gegen das er kein Mittel sah. Er wollte das Leben nur von seiner freundlichen und heiteren Seite sehen, und sich in seiner behaglichen Art zu seyn nicht stören lassen. Endlich hielt ich ihn doch fest; wir setzten uns. Ich rollte den Aktenfaszikel auf dem Tische auseinander. Schon bei dem Anblicke des gewaltigen Volumens verfinsterte sich sein Gesicht; doch hörte er mich einige Zeit ruhig an. Mit jedem Blatte, das ich umschlug, nahm indessen seine Geduld sichtbar ab; er schob sich in dem Sessel hin und her, und sah bald nach der Thür, bald nach dem Fenster. Da trat der Hofmarschall ein, und ich bemerkte, wie er dem Grafen als ein Erlöser willkommen war. Es entspann sich ein Gespräch; der Hofmarschall nahm neben dem Grafen Platz; auch ich blieb sitzen. Wissen Ew. Erlaucht schon, hob endlich der Hofmarschall an, daß es in unserer Nähe bald zum Kriege kommen dürfte? — Wahrhaftig, Heinzmann, erwiederte der Graf, eine frische Neuigkeit!

Haben Sie vielleicht eine Zeitung vom vorigen Jahre, als wäre sie vom heutigen Tage, gelesen? — Halten zu Gnaden, Herr! erwiederte der Hofmarschall; das ist ein anderes Kapitel. Die Äbtissin von Marienwerth führt bittere Klage, daß sie im Reichsmatrikel zu hart gehalten sey. Sie liefert nämlich das Pferd, und der Reichsflecken Bolzen den Reiter dazu. Da meint nun die Hochwürdige Frau, die Revolution der Zeit habe ihre Abtei verkürzt, da durch sie die Menschen wohlfeiler, die Pferde aber theuerer geworden seyen. Das kann ernsthaft werden. — Der Graf lachte. — Ich habe, fuhr der Hofmarschall fort, die Auflösung eines Problems gefunden, das mich lange beschäftigt hat. Keine Akademie hätte es herausgebracht; mir ist das schwere Werk gelungen. — Das muß was rechtes seyn, bemerkte der Graf. — Das denke ich, war des Marschalls Antwort, eine Entdeckung, um die sich Nationen streiten würden, hätte ich sie der des heiligen, römischen, deutschen Reichs nicht auf ewige Zeiten zugesichert. Es ist Thatsache, daß die Hühner in der Grafschaft Tiefberg keine Schwänze haben. Das Faktum wird nicht bestritten; aber kein Weiser wußte es zu erklären, weder Kant noch Fichte, nicht einmal Diderot oder d'Alembert. (Hier muß ich bemerken, daß unser Herr mit dem Grafen Tiefberg nicht im besten Vernehmen stand.) Ich war zum Copernikus, zum Doctor Faust, der das Drucken erfunden haben soll, ausersehen. Da nämlich der Graf Tiefberg und sein Staatsrath sahen, daß, bei dem Umfange ihres Reichs,

die Hühner, wenn sie sich drehen wollten, mit dem Schwanze über die Grenzen streisten, also die Mauthlinie passirten und als Defraudanten angehalten werden konnten, so ward beschlossen und jedermänniglich anbefohlen, den besagten Hühnern einen Titus zu schneiden. Die Sache wird Aufsehen machen, weil sie gegen den Geist der Zeit verstößt; denn gerade jetzt, wo man am Säkularisiren ist und den Mönchen die Zöpfe wachsen läßt, scheret Tiefberg seine Hühner. — Der Graf lachte aus dem tiefsten Grunde seines Herzens. — Er sah, wie ich, daß ich bei dieser ergötzlichen Unterhaltung ein unnöthiger, wo nicht ein lästiger Zeuge sey, und hieß mich die Papiere bis zu einer gelegenern Stunde zusammenpacken. Ich that es mit einem schmerzlichen Gefühle und entfernte mich. Arme Fürsten! dachte ich, armes Land! Wahrhaftig, jene sind nicht weniger, als diese zu bedauern. Es ist in der That zu verwundern, daß Regenten, bei der ewigen Versuchung zum Bösen, so viel Lobenswerthes thuen, oder doch so viel Tadelnswerthes unterlassen. Ihre Umgebung hat es gewöhnlich nur auf Betrug und Täuschung angelegt. Was sie denkt und spricht, ihre Handlungen und ihre Worte, was sie den Mächtigen sehen und hören läßt, ist das Werk einer fortgesetzten Verschwörung, die seinen Schwächen schmeichelt, seine Leidenschaften reizt, und selbst seinem guten Willen eine verkehrte Richtung zu geben sucht. Welche kräftige Natur gehört dazu, um in diesem von Gift geschwängerten Dunstkreise gesund zu bleiben! Wahrhaftig! es wird dem Fürsten schwerer

gemacht, ein guter Regent, als dem Bürger, ein guter Unterthan zu seyn; und nach dem Fürsten, der seinem Volke nahe, es kennt und liebt, ist der achtungswertheste und seltenste Mensch ein Minister, der sich als Freund seines Fürsten und des Landes, wie er soll, bewährt.

Einen solchen kenne ich, fiel ich ein. — Wohl dem Fürsten! erwiederte Weber, wohl dem Lande, dem er geworden! — Dann fuhr er in seiner Erzählung fort: da ich durch das Vorzimmer auf den Gang kam, fand ich den Kammerdiener mit einem Bürger im Streite. Dieser wollte durchaus den Grafen sprechen, dem er, wie er sagte, eine himmelschreiende Bedrückung des Justizamtmannes vorzutragen habe. Der Kammerdiener versagte dem Bittenden den Eingang. Dieser wendete sich an mich, und beklagte sich, daß keiner vorgelassen werde, der mit leeren Händen komme. Ich hieß den Bürger ins Vorzimmer treten und meldete ihn dem Grafen, dem ich den Vorgang kurz erzählte. Dieser hörte mich finster an und sagte verweisend: Das ist Ihre Sache nicht. — Aber die Ihrige, erwiederte ich etwas rasch. Ein zorniger Blick war die Antwort. Dann fuhr ich einlenkend fort: Die Ehre Ew. Erlaucht und das Wohl und die Liebe des Volks, dem Sie ein theurer Vater sind, liegen mir mehr am Herzen, als meine eigene Ehre und mein eigenes Wohl. — Thuen Sie das Amt, sagte der Graf gebietend, wozu man Sie bestellt. Ich verbitte mir einen solchen Hüter meiner Ehre. — Mit einer Verbeugung zog ich mich zurück.

Noch am Abend desselben Tags ward ich zu dem

Grafen beschieden. Er redete mich deutsch an, was er nur im Zorne that. Er mischt sich, sprach der Graf, anmaßend in Geschäfte, die Ihn nichts angehen; mit meinen besten und treuesten Dienern fängt Er Händel an; Er hat Baptist — so hieß der Kammerdiener — schwer beleidigt. — Ich wollte reden; aber es ward mir Schweigen auferlegt. — Er ist, fuhr der Graf in steigender Hitze fort, von den verbrecherischen Grundsätzen der Franzosen angesteckt, und meint, gewisse Personen seyen Menschen, wie Er. Ich brauche seine Dienste nicht weiter; noch diesen Abend verläßt Er das Schloß. Kein Wort mehr! — Der Befehl war überflüssig; ich hatte keine Worte für das, was in mir vorgieng. In dem Vorzimmer stand Baptist. Er machte mir eine höhnische Verbeugung und sagte: Gott empfohlen, gewesener Herr geheimer Kabinetsrath! Sie hätten nicht vergessen sollen, daß gewisse Leute dem geheimen Kabinete näher sind, und mehr zu Rathe gezogen werden, als die geheimen Kabinetsräthe selbst. — Zu einer andern Zeit und an einem andern Orte hätte ich den Unverschämten vielleicht mit einer Ohrfeige abgefertigt; aber jetzt und hier gieng ich vorüber und sah ihn mit Verachtung an.

So war ich denn mit einem betäubenden Schlage von der Höhe meines Wirkungskreises hinabgestürzt. In dem Kloster, sagte ich zu mir, war es doch so übel nicht. Es könnte einem gescheiten Manne, der seinen Weg durch die Welt gemacht, leicht der Einfall kommen, in der stillen Abgeschiedenheit einer Zelle den Frieden zu suchen und

sein Leben zu beschließen. Schade, daß die Klöster aufgehoben sind.

Seyd ruhig! fiel Peter ein; die kommen wieder. Die Welt, habt Ihr ja selbst gesagt, hält, was sie hat und weiß, zu Rathe, und läßt eine Thorheit so wenig als eine Weisheit untergehen. Ich spreche in Eurem Namen, Vetter: Wartets ab!

Nun, erwiederte Weber, wie Gott will! Was mir aus dieser Zeit geblieben, fuhr er dann fort, ist ein gewaltiger Respekt vor Kammerjungfern und Kammerdienern, so wie uns oft aus der Kinderzeit Furcht vor Gespenstern bleibt, wenn man auch nicht an sie glaubt. Ich würde es nicht wagen, eine Welt- oder Staatengeschichte zu schreiben, weil die Geschichte der Kammermädchen und Kammerdiener, als ein wesentliches Hülfsmittel zu einer getreuen Darstellung derselben fehlt.

Auf dem Schlosse hatte ich nun nichts mehr zu thun, und ich traf Anstalten, es unverzüglich zu verlassen. Nur von dem Grafen Karl, einem jüngern Bruder Sr. Erlaucht des regierenden Herrn, wollte ich noch Abschied nehmen; er hatte mich immer gar freundlich behandelt, sich oft und viel mit mir unterhalten, und wollte mir von Herzen wohl. Da ich in die Dienste des Grafen trat, war sein Bruder Karl auf Reisen, und er kam erst später aus England zurück. Der junge Herr mochte etwa sechs und zwanzig Jahre haben, war kühn, kräftig und sehr unterrichtet. Auf dem Schlosse lebte er ziemlich einsam, ritt, jagte, las und schrieb, und schenkte der Gesellschaft,

die ihn hier nicht besonders anzuziehen schien, nur wenige Zeit. Er hatte Italien, Frankreich, England und sein Vaterland gesehen, und sich auf seinen Reisen vorzüglich ausgebildet. Da ich in sein Zimmer trat, lag er in der ganzen Länge auf einem Divan ausgestreckt den französischen Moniteur in der Hand. Er legte das Blatt bei Seite, richtete sich halb auf, um mir neben sich Platz zu machen, und hörte meine Leidens- und Jammergeschichte vom Anfang bis zu Ende mit großer Ruhe an. Statt der Rührung und Theilnahme aber, die mich trösten und aufrichten sollte, zeigte der junge Herr eine ausgelassene Fröhlichkeit, und brach in ein schallendes Gelächter aus. Das ist herrlich, unvergleichlich, rief er; jetzt können Sie doch sagen, Sie seyen am Hofe gewesen. Die Erfahrung ist für Sie etwas werth, und Sie haben eine Probe von unserer Regierungskunst. — Ich war so betroffen, fast erzürnt, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte. Der Herr aber fuhr fort, als wäre ich gar nicht da: Ja, sprach er und biß sich auf die Unterlippe, so muß es seyn, wenn kommen soll, was wir abwenden möchten. Der Jammer verdiente nur belacht zu werden, wären die Folgen nicht beweinenswerth. Der kräftige Stamm ist abgestorben; mit den mageren Zweigen, die er treibt, spielt der leichte Hauch des Windes, und an dem Himmel steht ein finsterer Gewittersturm. — Dann wendete er sich wieder lachend gegen mich und sprach: Sie haben, lieber Weber, manchmal das minimum sapientiae gesehen, von dem der große Oxenstirna redet. Es

war Ihrem profanen Auge vergönnt, einen Blick hinter die Culissen und in das Ankleidezimmer zu thun; seyen Sie diskret, und sprechen Sie nie davon zu denen, die voll Rührung und Erstaunen im Parterre oder im Paradiese sitzen. Unsere Stärke liegt in dem Geheimnisse; plaudern Sie es nicht aus. Wenn Achilles im Heldengrimme sein Schwert zieht, der königliche Agamemnon gebietend sein Szepter ausstreckt über die Führer der Völker, Wallenstein mit einem Siegesrufe die hohlen Läger füllt, dann sagen Sie nicht, daß Sie mit den Spielern an einem Tische gesessen, und die Leute, die nur so thun, ganz anders kennen; noch weniger, daß Sie mit dem Souffleur Bekanntschaft gemacht, oder es gar selbst gewesen sind; daß der scharfe Stahl nur Holz, gediegenes Gold nur Schaum, der Löwe nicht wirklich ein Löwe, sondern nur Hans Schnock sey. *) Wenn man fromm und andächtig bleiben soll, dann darf man die Priester und ihre Gottheiten nicht in vertrauter Nähe sehen. Ihr Katholiken habt Recht: Je näher bei Rom, desto schlechter der Christ. Den Menschen muß man die Illusion nicht nehmen, auf der so oft allein ihr Glück, ihr Gewissen und ihre Tugend ruhet. Die Illusion aber liebt das Helldunkel, das Geheimnißvolle, Unbegreifliche, Übersinnliche und Unerklärbare. — Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf, sagte ich — Das ist auch, fiel er mir in die Rede, gar nicht nöthig. Sind Sie doch noch zu jung, um sich

---

*) Der Sommernachtstraum, von Shakespear.

immer selbst zu verstehen. Ich wollte Ihnen nur begreiflich machen, daß Sie sich über das Vorgefallene gar nicht wundern dürfen. Was in der Natur der Dinge liegt, soll uns nicht befremden, daß der Sperling, zum Beispiel, keine Straußeneier legt, und die Distel keine Rosen bringt. — Das mag alles sehr wahr seyn, sagte ich etwas ungeduldig; aber es hilft mir in meiner mißlichen Lage zu nichts. — In Ihrer mißlichen Lage! rief der Graf erstaunt. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wäre Ihre Lage die meinige! Sie sind frei, gesund und stark an Leib und Seele; die Welt, die so unendlich groß ist, steht Ihnen offen. Mir, dessen Loos Sie vielleicht beneiden, mir, den die Pflicht des Müßiggangs mit allen Martern der langen Weile unthätig an diesen Divan kettet, den die Würde seines Standes in dem einförmigen Kreise nichtsthuender Geschäftigkeit, eines seelenlosen Formenwesens und geistlosen Zeitvertreibs gebannt hält, mir ist diese große Welt, die jetzt einen so großen Preis für große Kräfte hat, verschlossen.

Wenn Sie, fiel ich ein, die Güte haben wollten, mit Sr. Erlaucht für mich zu sprechen, das würde, dachte ich .... Ihre Sache unfehlbar verderben, fiel er ein. Der entfernteste Verwandte eines Fürsten ist sein — muthmaßlicher Erbe. Das Höchste ist die Macht, am Verdächtigsten für ihren Besitzer der, so Anspruch darauf hat, am Gefährlichsten, wer sie ihm nehmen kann. Wir haben die Natur aufgegeben, lieber Freund, und die Natur gab uns dafür auf. Die Geburt stellt uns höher als die anderen Menschen;

aber in der Höhe ist es kalt und öde, und die Riesenberge sind nichts als — Glätscher. Die Blumen, die uns umgeben, zu eurem Erstaunen, in jeder Jahreszeit grünen und blühen, und unsere Welt für die, so sie nicht kennen, zu einem Eden machen, die Blumen der Freude und jeder Art, sind künstlich gemacht, und riechen und erquicken nicht; künstliche Blumen, lieber Freund, denen das verborgenste, einfache Veilchen weit vorzuziehen ist, das Leben hat und den Sinnen einen Genuß gewährt, da jene nur prunkende Schaugerichte sind.

Wenn ich nur wüßte, sprach ich, vergebens bemüht, den Grafen auf das rechte Kapitel zu bringen, wenn ich nur wüßte, was ich jetzt anfangen soll.

Der Graf stand auf, stellte sich vor mich und sagte leiser: An Ihrer Stelle würde ich nach Frankreich gehen. Hören Sie mich an! Frankreich ist im Aufstande gegen das übrige Europa. Ich weiß, was Sie sagen wollen; aber Sie haben Unrecht, gegen mich den Verwunderten zu spielen; noch größeres Unrecht hätten Sie, es wirklich zu seyn. Der dritte Stand nimmt in Frankreich alle andere in sich auf. Fließt plebeisches Blut in Ihren Adern, dann muß Ihr Herz bei dem Anblicke dieses Schauspiels schlagen. Dem Talente ist dort Bahn gebrochen; ihm steht kein Vorrecht, kein Vorurtheil entgegen. Was Sie in den Schriften der Alten als Ideal bewundert haben, das ist dort in die Wirklichkeit getreten. Ich rede zu Ihnen, nicht zu mir. Ich habe andere Pflichten; an Ihrer Stelle hielte ich die Ihrigen für die meinigen.

So reden Sie! sprach ich erstaunt. Ist Ihnen unbekannt, wie in ganz Europa jetzt Frankreich beurtheilt wird? Wer steht mir dafür, daß dieses Schauspiel glücklich ende?

Kein Mensch, erwiederte der Graf. Freilich, wenn der Tisch gedeckt und Speise und Trank in reichem Überflusse aufgetragen wären, dann dürfte sich der hungrige Schmarozer nur niedersetzen und, nach Homer, die Hände erheben zum lecker bereiteten Mahle. Verstehen Sie es so; auch gut; dann habe ich nichts gesagt. — Darauf gieng er mit starken Schritten auf und nieder und sprach wie für sich: Als Mahomed, der Schwächere, geächtet aus Mekka floh, da war er ein Aufrührer und Betrüger; als er zurückkam, der Stärkere, da hieß er der Retter des Vaterlands und ein Prophet. Es ist so ein Ding um das Urtheil der Menge. Im Lande der Hinkenden wird ausgelacht, wer auf zwei geraden Beinen geht. Wo die Kröpfe einheimisch sind, da ist der Unglückliche von der Natur mißhandelt, dem sie den lästigen Schmuck am Halse versagt. Hat je die Welt einen Staat von Narren aufzuweisen, dann sind in ihm die Irrenhäuser für die Vernünftigen gebauet. Glauben Sie mir, Weber, sprach er dann, indem er wieder vor mir stehen blieb, diese Herren des suveränen Volks sind auf dem Wege, die Herren der Welt zu werden, wenn sie es nicht sehr dumm, oder ihre Gegner nicht sehr klug treiben. Wind und Strömung haben sie für sich, und sie dürfen nur die Segel aufspannen und das Fahrzeug in der Richtung

treiben lassen, die es nehmen muß, um an das Ziel zu kommen.

Ich verstehe sehr wenig von der Fahrt zur See, und bin nie weiter als auf den Rhein gekommen, sagte ich, um etwas zu sagen.

Sie werden sich, war des Grafen Antwort, auch nicht sogleich als Steuermann anstellen lassen. Es giebt eine Stufenfolge im Dienste; doch thut es hier nicht gerade der Steuermann, wenigstens nicht allein. Das Schiff geht auf hoher See; der Hafen ist bekannt, in dem es landen soll. Da zeigt sich aber unter der Mannschaft eine durchaus verschiedene Ansicht über das Ziel; der eine Theil will östlich, weil seine Ladung, die ihn bereichern soll, im Osten liegt; der andere muß nach Westen gehen, wenn er seine Schätze finden will. Es ist ausgemacht und anerkannt, daß beide entgegengesetzte Wege nehmen müssen, müssen, sage ich, wenn sie ihren Zweck erreichen wollen. Nur wenn sie das einsehen, und ihrer Einsicht gemäß verfahren, nur dann läßt sich eine glückliche Fahrt erwarten.

Und das Einzige, was vor allem begriffen und vollzogen werden müßte? fragte ich. — Ist ein so großes Geheimniß, anwortete der Graf, wie jenes, ein Ei auf die Spitze zu stellen. Die Östlichen müssen die Westlichen über Bord werfen, oder umgekehrt. Es giebt keinen Mittelweg. Vermitteln und vertragen hieße Licht und Finsterniß paaren, von der Sonne des Tages sich etwas Licht für die Nacht, oder von dem geheimnißvollen Dunkel

der Nacht einen Vorrath für den Tag bewahren wollen. Die Menschen vereiteln sich gewöhnlich ihre Entwürfe dadurch, daß sie Wein keltern möchten, ohne die Trauben zu zerquetschen. Revolutionen macht man mit etwas anderem als Rosenöl, und die Unsterblichkeit giebt oft der Tod durch Henkershand. Nahe am tarpejischen Felsen steht das Kapitol. — Doch, zu Ihrer Sache, Freund! Hier haben Sie Ihre Stelle verlohren. Dienen kann ich mit gutem Rathe und etwas Geld. Meine Kasse steht Ihnen mehr noch als meine Gesinnung offen; und doch habe ich Ihnen auch diese mitgetheilt.

Ich dankte mit den verbindlichsten Ausdrücken, und redete so allerlei durcheinander, wie es in ähnlichen Fällen gebräuchlich ist. — Keine Redensarten! fiel mir der Graf ins Wort. Ich bin nicht reich, wie Sie wissen, kann viel verthun, wenn ich es habe, aber mit Wenigem auch sehr zufrieden seyn. Vor Ihrer Abreise sollen Sie noch von mir hören. Damit Sie mich indessen nicht verkennen, so muß ich allem Gesagten noch beifügen, daß der Mann von Ehre den Posten, an dem er steht, vertheidigt oder — stirbt. Gehen Sie nach Frankreich, wozu ich Ihnen rieth, dann machen Sie ja, daß wir nie feindlich zusammentreffen. Sie stärben von meiner Hand, wenn es Ihnen nicht gelänge, mir zuvorzukommen. Fände ich Sie in Deutschland, wo ich zu befehlen hätte, und Sie predigten die Lehre, die ich eben vorgetragen, dann ließe ich Sie an den Ast des nächsten Baumes hängen. Jeder thue, was seines Amtes ist, jedes zu seiner Zeit,

jedes an seinem Orte. — Gott befohlen, lieber Freund! Fehlt es Ihnen, dann rechnen Sie auf mich.

Hier ward Weber in seiner Erzählung durch die Ankunft der Gesellschaft, die von dem Besuche des Rupertsbergs zurückkam, unterbrochen; er versprach indessen, zur gelegenen Stunde dieselbe fortzusetzen, und seinen Lehrjahren, die bald zu Ende giengen, auch seine Wanderjahre anzuschließen, die vielleicht, wie er meinte, größeres Interesse als jene darbieten dürften.

Kapitel 12.

Ein Besuch zu Niederingelheim.

Das Wetter ist wieder schön geworden, und morgen setzen wir unsere Rheinreise fort. Den Nachmittag, der uns noch blieb, wollte die Gesellschaft benutzen, um den Rochusberg zu besteigen und die Kapelle auf ihm zu besuchen. Bailly zeigte wenig Lust dazu, und ich gab gern seinem Gesuche nach, ihn zu Pferde nach Ingelheim zu begleiten. Weber hatte Geschäfte in Algesheim, und wir traten die Wanderung alle zu Fuß an, um einen Theil des Wegs beisammen zu seyn. Für Bailly und mich wurden die Pferde nach Kempten vorausgeschickt. Unsere Unterhaltung bezog sich auf die Merkwürdigkeiten der Umgegend, die besonders die Frauen näher kennen lernen wollten. — Ich wünschte etwas Geschichtliches darüber, sagte Mathilde; das Mauerwerk ist todtes Gerippe; ich sehe die Reste des Riesenkörpers wohl, aber ohne den Geist, der in ihm oder durch ihn gewirkt. Wer kennt das Leben der heiligen Hildegard, die, wie ich las, eine vorzüglich Edle ihres Geschlechts gewesen ist? — Die Heilige, sagte ich, hat Werke hinterlassen, die Ihre Neugierde, verehrte Freundin, mehr als wir, zu befriedigen im Stande sind. Die Handschriften des größten Theils derselben befinden

sich in der Bibliothek zu Wiesbaden, und es zeichnen sich die Visionen durch gar seltsame mit großer Kunstfertigkeit gearbeitete Bilder aus. Das Leben der Hildegard fällt in das zwölfte Jahrhundert, und sie stand dem Vereine der frommen Frauen, die sie klösterlich um sich gesammelt hatte, mit vieler Würde vor. Ihre Andacht, in der sie sich begeistert dem Himmel weihete, zog sie indessen nicht von irdischen Dingen ab, die ihre Sorgfalt in Anspruch nahmen. Sie war wohlthätig gegen Arme, streng gegen Vornehme und gegen sich selbst. Mit Muth und Kraft erhob sie sich gegen die schlaffe Sinnlichkeit und Verderbtheit ihrer Zeitgenossen, besonders der Geistlichkeit und selbst des römischen Hofes, dessen Untergang, bei fortgesetzter höchst tadelnswerther Lebensweise, sie voraussagte. Sie war eine seltene Frau, mit dem Wesen der Religion, den Werken ächter Frömmigkeit, christlicher Demuth und wohlthätiger Nächstenliebe beschäftigt, und bekämpfte männlich die Entartung und rohe Verwilderung ihrer Zeit. Das Kloster ward im dreißigjährigen Kriege zerstört, und die vertriebenen Nonnen zogen dort nach Eibingen, wo die andächtige Stiftung sich bis auf unsere Tage der fast allgemeinen Säkularisation erhalten hat.

Ich habe, bemerkte Weber, auch in ihre Visionen gesehen, und allenthalben Zeichen einer kranken Schwärmerei gefunden. Es ist ein eigenes Ding um die Prophetengabe, durch eine fieberhafte Spannung der Phantasie erzeugt, durch den Aberglauben genährt und durch

die fixe Idee einer ewigen Seligkeit oder Verdammung geleitet.

Newton, erwiederte Eugen, hat die Apokalypse kommentirt, und ich hoffe, seiner Größe unbeschadet; wenigstens ist er mir in dieser Schwäche achtungswerther als Voltaire, der, ein starker Geist, die hochherzige Jungfrau von Orleans, die begeisterte Retterin seines Vaterlandes, dem spöttelnden Witze eines gemüthlosen Volks, wenn auch in den schönsten Versen, zum Besten giebt. Curius stürzt sich in den Abgrund, um Rom von den Schrecken der Pest zu befreien; es ist Aberglauben. Was wäre es nicht vor dem zergliedernden, zerlegenden Verstande, der nur gelten läßt, was er beweisen kann? vor dem Eigennutze und der Selbstsucht, die für Wahn und Täuschung erklären, was nicht einem körperlichen Bedürfnisse dient, einen Sinn befriedigt, einen handgreiflichen Vortheil bringt? Die Religion wäre es, ist sie nicht der Götzendienst seiner selbst; die Liebe wäre es und vor allem die heilige Liebe des Vaterlands, und jede Selbstverläugnung und Selbstaufopferung, wie alles Große und Edle im Menschen, das Göttliche in ihm, das ihn über das Thier erhebt, und ihm andere Bedürfnisse giebt als die gefräßigen der Sinne, und eine andere Bestimmung als deren Befriedigung. Alle, die ihren Besitz und sich selbst der Wahrheit, dem Rechte, der Menschheit, dem Vaterlande weihen, sind groß, und sie nur sind es im hohen Sinne dieses Wortes: Sokrates, Christus, Algernon Sidney, Regulus, Las

Lasas und Baurepaire; der Krieger ist es, der auf dem Schlachtfelde für eine gute Sache blutet, der Beamte, der die Unschuld vor der frechen Gewalt vertritt, der Weise, der die Lüge und den Irrthum bekämpft, wie die fromme Wohlthätige, die den verlassenen Kranken, mit der Gefahr des eigenen Lebens, pflegt; und so wäre es auch die für das Bessere leidende und thätige Hildegard. Nicht leicht erhebt sich ein Mensch über alle Schwächen und Gebrechen seiner Zeit, und auch der größte hat, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, wie die beste Frucht, etwas von dem Erdgeschmacke des Bodens, dem er angehört. Aber darauf kommt es bei unserer wahren Schätzung und Würdigung nicht an, nicht auf die Mittel und Wege, nicht auf den Wirkungskreis, sondern auf den Zweck, auf die Art, wie wir ihn ausfüllen. Der Zufall, das Glück, Umstände, die nicht in unserer Hand liegen, weisen uns im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben unsere Stelle an; aber unsere Sache ist es, wie und was wir auf ihr wirken. Jeder, der zwischen dem Verbotenen, das ihn versucht, und der Pflicht, die ihm gebietet, der Versuchung zu wiederstehen, unentschieden schwankt, steht an seinem Rubikon; er braucht darum kein Cäsar zu seyn, oder ist es vielmehr in seiner Lage.

Mathilde sah Eugen mit einem belohnenden Blicke an und sagte: Ja, so fühle ich auch. Unser ist freilich nur die Gegenwart, und außer dem Leben giebt es für den Menschen nichts, was er mit Sicherheit fassen könnte; aber unsre Augen voll heißer Sehnsucht richten sich doch

nach der Vergangenheit und Zukunft, und durch den Tod suchen wir die Unsterblichkeit. Die großen Bilder des Alterthums ziehen uns in ihrem zauberischen Halbdunkel unwiderstehlich an, und die Abgeschiedenen sprechen vernehmlicher zu uns als die Lebenden. So sind wir einmal, und es ist unnöthig zu untersuchen, ob wir mit Recht so sind. Man kann mir hundertmal wiederholen, was ich sehr gut weiß, daß die Sonne am Mittag auch zugleich eine aufgehende und untergehende Sonne sey; ich sehe doch den Morgen anders als den Mittag und den Abend.

Weber hatte Eugen einigemal von der Seite betrachtet, und schien eine Replike bereit zu haben; aber es war, als hielte ihn eine geheime Scheu zurück, und er unterdrückte ernst das Wort, das er mit einem spöttischen Lächeln auf der Zunge hatte. Mehr um auszuweichen, als um den Gegenstand festzuhalten, sagte er dann: Ja, wer den Geist versteht, der aus den Tagen der Vergangenheit zu uns spricht; aber der redet nicht durch Steine und Gemäuer, durch Scherben und Siegel. Es ist ein seelenloser Aberglaube, den der Alterthümler mit dem faulen Hausgeräthe unserer Väter treibt. Den Klopp nennen sie das Drususkastell, die Brücke über die Nahe die Drususbrücke. Hat sie der Römer auch erbauet? Ward der schwache Kaiser Heinrich IV. von seinem verruchten Sohne auf dem Klopp wirklich in Gefangenschaft gehalten? Peter glaubt es und lehrt, was er glaubt. Mich würde das Zeugniß der gelehrten Forscher Fuchs,

Bodmann, Dahl, selbst das von Vogt, Lehne, Braun und den beiden Habel, Vater und Sohn, nicht beruhigen. Braun's schöne Rheinfahrt gewinnt durch die antiquarische Zugabe wahrhaftig nichts, wenn sie auch denen, die in den Blumen nur Futterkräuter sehen, am Buche das Liebste ist. Aus dem zwöften Jahrhundert bis zu uns ist eine lange Reise; wer weiter geht, verlängert sich den Weg, der immer dunkler wird. A beau mentir qui vient de loin; das wissen und benutzen sie. Und zu was endlich das Gewühl in den Rüst- und Rumpelkammern der Vorzeit, in den Gräbern der Vergangenheit, in den Trümmern von Burgen und Klöstern, um ein rostiges Schwert, eine plumpe Lampe, einen rohen Sarkophag, einen Stein mit einer nichts sagenden Inschrift als eine reiche Beute im Triumphe hervorzuziehen! Soll der Geist der Vorzeit von dem Trödelmarkte ihres gemeinen Hausraths zu uns sprechen? Und wenn ich alle Handwerker und Handlanger kennen lernte, die diese Burgen gebauet, diese Brücken aufgeführt; wenn ich die fleißige Vorwelt vor mir den Karren schieben, mauern, meiseln, zimmern und hämmern sähe, ja, wenn ich es bis zu jener stupenden Gelehrsamkeit brächte, die an einem Annalisten gerühmt wird, und ich wüßte, wie viele Ziegel zu jeder Zeit auf den Dächern einer Stadt, oder gar eines Reichs, gewesen, was hätte ich gewonnen? eine Last, die schwer zu schleppen, aber von keinem Werthe ist. Bin ich vielleicht reich, wenn ich meinen Koffer mit Sand und Pfla-

stersteinen fülle? bin ich thätig, wenn ich Wasser in den Ozean pumpe? Da ist ein ewiges Gerede von den braven Leuten, die vielleicht die ersten Reben auf jenem Berge gepflanzt; sucht sie auf, wenn ihr sie finden könnt, und nehmt euch nur in Acht, nicht an den unrechten Mann zu kommen! Habt ihr ihn nun auf der That ergriffen, was soll er euch? Alberne Gelehrsamkeit, die wissen möchte, wie vor Jahrtausenden der Boden war, und den ihrigen nicht kennt, den sie hacken, pflügen und bepflanzen soll; die zu erforschen sucht, wer die erste Rebe an den Rhein gebracht, und nicht lernen mag, wie wir den Weinbau treiben, um unsern Nektar zu gewinnen; die nach einer alten Münze von August gräbt und einen Legionsstein als ein Heiligthum bewahrt, aber nicht an das Fenster gehen mag, um Napoleon ins Gesicht zu fassen, oder seine Garde zu besehen! Ich frage: Ist es Narrheit oder Affektation? Und wer ist der größte Thor, der, so diese Thorheit als Weisheit treibt, oder der sie dafür nimmt?

Wir wollen sie darum würfeln lassen, sagte ich, und da dann der Zufall entscheidet, so sind wir wenigstens aus dem Spiele. — Hier schieden sich unsere Wege. Die Frauen, Eugen, Wertheim und die übrigen, die sich an sie angeschlossen hatten, giengen rechts ab nach dem Rochusberge. Bailly, Weber und ich verfolgten die Straße. Von dem Rochusberge, sagte ich, hat man eine schöne Aussicht; sie gehört wohl zu den lieblichsten und größten, die man an dem Rhein gewinnen kann. Man hat das

Nahethal offen, und die beiden Ufer des herrlichen Stromes, besonders der prächtige Rheingau, liegen mit allen ihren Schönheiten so recht bequem vor dem entzückten Auge ausgebreitet. Ich habe nur immer bedauert, daß die nackte Höhe keinen Schatten gewährt, und die kahle Umgebung nichts Einladendes zum Verweilen auf ihr hat. Auch der Weg dahin könnte besser unterhalten und auf beiden Seiten mit einer Reihe Bäume besetzt seyn, die es dem Wanderer gemächlicher und die Gegend lebendiger machten. — Das würde, erwiederte Weber, dem Verdienste der Andacht Abbruch thun, die auch die überstandenen Beschwerden in das Guthaben, bei dem Abschlusse der Rechnung mit dem Himmel, eingetragen zu finden hofft. Es ist ein Ort der Frömmigkeit, nach dem die Gläubigen wallfahrten und der durch die Stiftung Goethe's eine neue Konfession gewonnen hat. In der Kapelle ist, wie Sie ohne Zweifel wissen, das Bild des heiligen Rochus aufgestellt, das der große Mann, recht schön gemahlt, als ein freundliches Geschenk dem vielbesuchten Orte gab. Der gefeierte Erzengel unter den himmlischen Heerschaaren der Literatur und Kunst hat den etwas verblichenen Ruf des Heiligen, durch eine gemüthliche und erbauliche Beschreibung in seiner Schrift: Über Kunst und Alterthum am Rhein, wieder lebendig angefrischt. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn Goethe, der Alles in Allem ist, seines Faust's und der Wahlverwandtschaften ungeachtet, auch noch ein Heiliger würde.

Ich mochte darauf nichts erwiedern, weil ich das Zerren an dem, was groß und mächtig ist, nicht leiden kann, wenn ich auch den Ostrazism, den das Volk gern an den Optimaten übt, in mancher Hinsicht nicht verdamme. Der Mensch, in der Regel, übernimmt sich gern im Glücke, und es mag sein Gutes haben, wenn dem Triumphator, wie im alten Rom, einige Lästerzungen folgen und dem Cäsar nachschreien: Kahlkopf! Nur will ich mich unter die Lästernden nicht mischen. Bedeckt der Sieger die Glatze, wie Cäsar, mit dichtem Lorbeer, dann kann man sich den Kahlkopf schon gefallen lassen.

Ihr Freund, sagte Weber, nachdem er einige Zeit geschwiegen, den Sie Eugen nennen, hat den Kopf am rechten Flecke —. Und, fiel ich mit einiger Wärme ein, nicht weniger das Herz, das auch bei dem besten Kopfe nicht fehlen darf, soll anders der Mann, der ihn trägt, bewährt, brav und tüchtig seyn. Jeder Unterdrückte hat ihn so gewiß für, als der Unterdrücker gegen sich. Wen immer unverdiente Noth beschwert, dem sucht er seine Bürde zu erleichtern. Kein Hülfsbedürftiger spricht ihn vergebens um seinen Beistand an; aber nie, wenn es sich verbergen läßt, erfährt der Bedrängte, von wem die Hülfe kommt. Eugen liebt die That, doch nicht den Dank dafür. — Er ist, sprach Bailly, so recht im ganzen Sinne des Worts, was Ihr Deutsche einen Mann zu nennen pflegt, entschlossen, wahr und treu, übrigens sehr deutsch, nicht blos in vaterländischer Gesinnung, sondern bis zur Metaphysik und Schwärmerei für das Über-

sinnliche. — Ein wenig peremptorisch, bemerkte Weber. Wer ihn nicht genauer kennt, dem mag seine Nähe etwas drückend seyn. — Ja, ja, erwiederte ich lächelnd, er wiegt etwas schwer. Eugen, fuhr ich ernster fort, wäre, unter großen Verhältnissen, auch für die Welt ein großer Mann. Da ihm aber schwerlich ein weiter Wirkungskreis werden dürfte, den man sich selten macht und fast immer finden muß, so wird sein Name, wie der von Tausenden untergehen, die, im Gefolge großer Thaten, auf die Nachwelt kämen, hätte das Schicksal sie an den rechten Platz gestellt. Ich sagte bei einer gewissen Gelegenheit: »Nichts zeigt mehr die Dürftigkeit des schläfrigen Herkommens, die Trägheit des angeerbten, gesicherten Besitzes und die aufgeblasene Leerheit des vornehmen Dünkels, als das schnelle und entscheidende Übergewicht, das Staaten gewinnen, die es verstehen, die Kräfte in allen Ständen aufzuregen und zweckmäßig zu beschäftigen. Darin eben lag der Grund der Überlegenheit von Griechenland und Rom über die Länder und Völker, mit denen sie feindlich zusammentrafen. Das ist die Ursache, warum, in Zeiten bürgerlicher Kriege, ausgezeichnete Menschen auftreten, und große Katastrophen große Charaktere hervorzurufen pflegen. Daher die imposante, oft furchtbare Haltung der Seltenen, die sich von niederer Stufe bis zur höchsten hinaufgerungen, der Cromwelle und Napoleone. Und doch gab es in England und Frankreich — davon bin ich überzeugt — in derselben Zeit noch tausend Cromwelle und Napo-

leone, ja noch kräftigere und tüchtigere als sie, die aber den Weg zu solchem Ziele nicht fanden oder nicht nehmen wollten, oder in denen die Anlagen unentwickelt blieben.«

Da fuhr mich ein sehr gelehrter und sehr ehrenwerther Herr Doktor, Lindner seines Namens, gar heftig an. »Wie! rief er höchst erzürnt, tausend Napoleone, ja noch kräftigere und tüchtigere Naturen, die aber den Weg zu solchem Ziel nicht fanden! Gab es Tausende, und noch Tüchtigere, dann ist zu erstaunen, daß sie den Weg zu solchem Ziel nicht fanden.« — Erstaunen! Ich erstaune, daß ein so viel erfahrner Mann noch erstaunen kann. Erstaunen Sie nicht, sehr gelehrter und sehr verehrter Herr! Es gieng ganz einfach zu: Der Weg war nicht gemacht, oder die, so ihn gehen konnten, kamen nicht auf ihn. Wie viele tausend Verhältnisse mußten sich zusammenfinden, die sich vielleicht nie wieder zu einem Wurfe vereinigen, wie er Napoleon gelungen ist, um aus diesem Manne für die Welt zu machen, was er ihr war? Unter der alten Regierung hätte er es wahrscheinlich bis zum Kapitän gebracht. Ohne die Revolution und den Gang, den sie genommen, würde sein Name vielleicht nicht genannt; zwei Jahre früher an der Spitze eines Heeres fiel sein Kopf vielleicht durch Henkers Hand; zwei Jahre später fand er seinen Platz besetzt. Er mußte, ein Korse von Geburt, in einer französischen Schule erzogen werden, zum Soldaten sich bilden, und den Weg, den ihm seine Gegner und Freunde,

Österreich, das Direktorium, die Tage vom Vendemiär und die hundert Umstände gemacht, die sich weder vorbereiten noch berechnen ließen, geebnet finden. Ein Ausschlag, ein Sturz vom Pferde, ein widriger Wind, das unbedeutendste Ungefähr konnte seinem Leben eine andre Wendung geben. Wäre er, wie er die Absicht hatte, durch den Verlust seiner Stelle verletzt, nach der Türkei gegangen, oder von den Engländern auf der Fahrt nach Ägypten gefunden worden; hätte er sich, vor dem Thermidor, an Robespierre angeschlossen, wozu er einige Neigung zu haben schien; fiel er, den 18. Brümär, durch die Hand eines entschlossenen Mannes, oder erklärte ihn der Rath der Fünfhundert außer dem Gesetze; fuhr sein Kutscher, der glücklicher Weise zu viel getrunken hatte, bei der Explosion der Höllenmaschine, nicht ungewöhnlich rasch; giengen die Sachen in Ägypten für ihn, oder in Frankreich für die Regierung, gut, blieb er dann noch für die Welt derselbe Napoleon? Oder war er vielleicht nicht der Mensch, mit derselben Kraft von der Natur begabt, derselbe Napoleon, wenn er nicht Feldherr, Consul, Kaiser und Gefangener auf St. Helena ward? Man darf wohl behaupten, daß unter Tausenden, die Napoleons Anlagen und Bildung gehabt, kaum einer seine Laufbahn haben konnte, weil die Verhältnisse und Umstände, die den Einen begünstigten, den Andern entgegen waren. Es giebt aber Millionen, die, ohne Erziehung, Bildung und Unterricht, auf keine Auszeichnung Anspruch haben; die den Landbau oder ein Handwerk treiben,

so reich auch die Natur sie ausgestattet hat. Wird man, nach dieser Berechnung, die eher zu mäßig als übertrieben ist, meine Behauptung grundlos finden, die den erfahrnen und weltklugen Herrn Dr. Lindner so sehr geärgert hat? Tausend und tausend Eicheln, deren jede den Keim einer Eiche in sich trägt, vermodern spurlos, oder treiben verkrüppeltes Buschwerk, das sich selbst erstickt, bis eine Boden und Luft genug gewinnt, um sich zum kräftigen Baume zu entwickeln. Hr. Dr. Lindner ist ein durchaus gescheiter Mann, und soll nur bedenken, wie viel sich, zufällig und glücklich oder unglücklich, vereinigen mußte, um einen so durchaus gescheiten Herrn Dr. Lindner zu machen, denselben, der mir die freundlichste Behandlung mit dem Gegentheil vergolten, aber — anonim!!

Eugen kann demnach, schließe ich, mit oder ohne Erlaubniß des sehr verehrten und sehr werthen Herrn Doctors, ein großer Mann seyn, und ist es wirklich, wenn er auch als solcher nicht der Welt erscheint. Zu einem republikanischen Feldherrn, der erst Consul, dann Kaiser, später Suverän der Insel Elba, und endlich Gefangener auf St. Helena wird, findet man jetzt weder den rechten Ort, noch ist es die rechte Zeit. Aber wenn auch nicht alle Lichter von einem Kandelaber im Thronsale leuchten, dann leuchten sie doch; ob einem Gelehrten, der für die beste Welt Beweise sucht; ob einem Staatsmanne, der einen Friedensschluß oder eine Kriegserklärung unterzeichnet; ob einer Dame, die sich zum Balle putzt, das hängt

nicht von dem Lichte ab, das aber darum nicht weniger Licht ist. Eugens Werth ist freilich etwas im antiken Style, nicht so ganz nach der neuesten Art.

Das, erwiederte Weber, hätte nun im Grunde nicht so viel auf sich, und zeugte wenigstens nicht gegen ihn. Die moderne Größe ist mir auch ein wenig zu lärmend; sie steigt gern in prasselnden Raketen zum Himmel auf, kündigt sich mit dem Donner ganzer Batterien von Vierundzwanzigpfündnern, dem Geläute der Glocken und dem Schalle der Trompeten und Pauken an, und zeigt sich den gemeinen Fußgängern nur in einem vornehmen Wagen, an dem wenigstens sechs bis acht stolze Pferde ziehen. Unsere Größe schießet etwas stark ins Kostüm, wie manche Frucht in den Halm, statt in den Kern. Überhaupt ist es mit der sogenannten Größe ein eigenes Ding, das den Kleinen etwas theuer zu stehen kommt. Die großen Männer, besonders wenn sie Helden sind, gleichen den edlen Thieren der heißen Zone, den Löwen, Tigern und Leoparden, die auch gewaltig viel verheeren und verzehren, aber weder vor dem Pfluge gehen, noch an dem Karren ziehen. Die moralischen Gewitterstürme und Vulkane mögen, wie uns verständige Leute beweisen wollen, auch ihren Vortheil haben; aber was mich betrifft, so weiß ich meine friedliche Hütte gern außer dem Bereiche ihrer großartigen Wirksamkeit.

Allerdings, fiel Bailly ein, hat man jetzt den Ruhm oft wohlfeilen Kaufs; aber es ist auch Waare darnach. Der Mensch benimmt sich gewöhnlich niederträchtig

gegen die, von denen er zu hoffen oder zu fürchten hat; und die Schriftsteller verläugnen, in diesem Punkte, die Natur des Menschen nicht. »Der mittelmäßigste Fürst, sagt Duclos, kann darauf rechnen, als ein großer Mann gefeiert zu werden, wenn er nur acht oder zehn Pensionen an Schriftsteller verschiedener Nationen vertheilen will. Diese Trompeten des Rufes sind nicht theuer. Ich hatte die Neugierde, in Colberts Manuskripten die Pensionen zusammenzuziehen, welche Ludwig XIV. an die französischen und auswärtigen Gelehrten verschenkte. Die ganze Summe beläuft sich nur auf 66,300 Livres, von denen 52,300 in Frankreich blieben, und 14,000 ins Ausland giengen. Alle diejenigen, welche ihren Antheil an diesem königlichen Geschenke hatten, nahmen nicht den geringsten Anstand, dem freigebigen Monarchen, durch den Beinamen des Großen, ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.«

Wenn wir uns indessen nicht vereinigen, dann liegt es wohl daran, daß wir uns nicht verstehen. Was nennen Sie Größe? Welcher Mann ist in Ihren Augen groß, wenn Sie selbst Napoleon, wie es scheint, diesen Namen streitig machen? Geben Sie mir eine Probe von einem großen Manne, der es nach Ihrer Ansicht ist.

Unter den Heroen der Alten, nahm ich das Wort, machte, außer Epaminondas, Phocion, dem älteren Scipio, Pythagoras und Sokrates, keiner einen so tiefen Eindruck auf mein Gemüth, als Lykurg,

der Gesetzgeber Sparta's. Er schien mir unter den wahrhaft Großen einer der größten, mehr noch durch sein Leben, als durch seine Gesetze. Obgleich diese eine gewisse Härte nicht verläugnen können, die in der wilden, rohen Zeit und dem politischen und moralischen Zustande der damaligen Völker ihren Grund hat, so gehören sie doch mit größerem Rechte zu den Wundern der Welt, als die hängenden Gärten der Semiramis, oder das Mausoläum. Keiner unter allen Gesetzgebern der Welt hat seine Aufgabe gelöst, wie er. Das Werk ist so kühn und groß, daß es schon darum von Wenigen übersehen und verstanden wird. Doch hier reden wir nur von dem Menschen.

Lykurg folgte, nach dem Tode seines Bruders Polydekt, den Gesetzen des Staats gemäß, diesem in der Regierung von Sparta. Niemand wußte damals noch, daß der verstorbene König seine Gemahlin in gesegneten Umständen hinterlassen hatte. Kam sie mit einem Knaben nieder, dann mußte Lykurg wieder von dem Throne steigen. Es ließ sich erwarten, daß diese Aussicht einen Mann, der die süße Frucht des Herrschens gekostet hatte, nicht erfreuen würde.

Die Königin ersann ein Mittel, die streitenden Interessen auszugleichen. Sie that Lykurg den Vorschlag, sich mit ihr zu vermählen, und versprach ihm, unter dieser Bedingung, das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, zu vernichten. Der edle Mann täuschte die unnatürliche Mutter mit einer Hoffnung, die er nie zu erfüllen gedachte, um einem Menschen das Leben und

den Lazedemoniern ihren rechtmäßigen König zu erhalten. Die Königin gebahr einen Knaben, und Lykurg zeigte ihn den höchsten Gewalten von Sparta mit den Worten: Seht hier euern König!

Das Reich verwaltete er für seinen unmündigen Neffen mit einer Klugheit und Gerechtigkeit, die ihm die Liebe und Achtung aller guten Bürger erwarb. Aber seine Tugenden machten ihm seine unversöhnlichsten Feinde, und der stolze Müßiggang, der sich auf Kosten des öffentlichen Wohls nährt, und die Schaar von Menschen, die in den Staaten von Mißbräuchen und Unordnungen leben, erklärten sich laut gegen den Gerechten und Weisen. Die beleidigte Königin, welche den Schmerz ihrer verschmähten Reize am wenigsten ertragen konnte, stand an der Spitze der Mißvergnügten, welche alle Mittel aufsuchten, Lykurg verhaßt, oder seine Absichten wenigstens verdächtig zu machen. Die Bemühungen seiner Feinde hatten einen so guten Erfolg, daß er sich entschloß, seiner Ruhe wegen, Sparta zu verlassen, und fremde Länder zu bereisen, um sich mit den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen ihrer Völker bekannt zu machen.

Während seiner Abwesenheit stieg die Verwirrung in seinem Vaterlande bis zu einem Grade, daß sie ihm eine gänzliche Auflösung drohete. Von dem Manne, der einem Throne entsagt, und sich freiwillig verbannt hatte, hoffte man Rettung. Es wurden Abgeordnete an ihn geschickt, um seine Rückkehr zu erbitten. Lykurg war großmüthig genug, den Wünschen seiner Landsleute zu ent-

sprechen. Um sein Vaterland zu retten, entwarf er jene Gesetzgebung, welche immer eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte bleiben wird. Aber auch hier hatte er mit Vorurtheilen und Leidenschaften zu kämpfen, die sich jeder Reform, bei welcher sie sich nicht mehr so wohl zu befinden hoffen können, aus allen Kräften widersetzen. Die Reichen besonders bekämpften seine neuen Anordnungen mit Wuth. In einem Aufstande, den sie gegen ihn erregten, wurde er im Gesichte verwundet, und verlohr, wie mehrere behaupten, ein Auge. Lykurg kehrte sein bluttriefendes Gesicht schweigend gegen die rasende Menge, die ihn verfolgte. Dieser Anblick entwaffnete den tollen Haufen; und wie es bei diesen Menschen, die fremder Einfluß, oder der Impuls des flüchtigen Augenblicks bestimmt, zu geschehen pflegt, von der erbitterten Wuth giengen sie zum entgegengesetzten Extreme von Scham und Reue über. Sie lieferten dem Mißhandelten den Verwegenen, der ihn mit einem Schlage aufs Haupt am gefährlichsten verwundet hatte, zur verdienten Bestrafung aus. Es war ein ungestümer, heftiger junger Mensch. Lykurg befahl ihm, daß er ihm folge, behielt ihn in seiner Wohnung, und ließ sich die Wunden von ihm verbinden. Das war die Rache, die der Edle an dem Verbrecher nahm!

Die Sanftmuth und Güte Lykurgs, seine Tugend und Weisheit, welche der junge Mensch in der Nähe zu bewundern Gelegenheit hatte, machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Heftigkeit seines Karakters

bändigte, und sich mit Liebe und Achtung dem großen Manne ergab.

Die neue Verfassung, von welcher Sparta seine Rettung und sein Glück erwartete, war vollendet, und von allen Ständen des Staats angenommen. Lykurg erklärte, nur noch eine Anordnung habe er zu treffen, die aber so wichtig sey, daß er zuvor das Orakel von Delphi darüber zu Rathe ziehen müsse, zu dem er sich zu begeben beschlossen habe. Er ersuchte die Spartaner, die Gesetze treu zu bewahren und heilig zu halten, bis zu seiner Zurückkunft. Alle schwuren es. Lykurg gieng nach Delphi und fragte das Orakel, ob die Gesetze, welche er Sparta gegeben, zu dessen Glück hinreichten. »So lange, antwortete der Gott, Sparta diese Gesetze beobachtet, wird es in Macht und Glück blühen.« Lykurg schickte die Antwort des Orakels nach seinem Vaterlande, kehrte nie wieder in dasselbe zurück, und starb fern von den Menschen, deren Wohlthäter er gewesen.

Bailly schien nachdenkend und schwieg. Weber aber sagte beifällig: Ja, das ist groß, sehr groß. So aber finden wir das klassische Alterthum in That und Wort, in Kunst und Wissenschaft, wenn es uns auch in Vielem nur einen Torso zurückgelassen hat, den die fleißige und gelehrte Nachwelt, so gut oder schlecht sie kann, ergänzt. Freilich ist es gewöhnlich nur ein Torso, fügte er lächelnd hinzu, und wahrscheinlich oft genug keinem menschlichen Leibe nachgebildet, sondern Werk der schöpferischen Phantasie. Wer einem für die Wahrheit der alten Geschichte

stehen könnte! Es ist mißlich. Wenn ich bedenke, wie viel ein Jahrzehnd, unter unsern Augen, zusammenlügt, uns, die wir das öffentliche und, außer dem schriftlichen, auch noch das mündliche Verfahren haben, dann erschrecke ich vor dem, was Jahrtausende in diesem Punkte zu leisten vermögen; und oft haben diese Jahrtausende keine reinere und sicherere Quellen, als unleserliche Inschriften, verstümmelte Bruchstücke, zufällige Äußerungen und gewagte Gleichnisse, zu denen selbst der Schlüssel verlohren gegangen ist. Was wissen wir zuverlässiges von Pythagoras, selbst von Lykurg und von fast allen Heroen der dunkeln Vorzeit? Wie viele Herkulesse haben die herkulischen Arbeiten, wie viele Homere die noch größern der Dichtkunst zu Stande gebracht? Was wissen wir überhaupt von der fernen Vergangenheit, da selbst das, was uns von der nahen und nächsten bekannt ist, in unzusammenhängendem Stück- und Flickwerke besteht? Aber ich bescheide mich, ich profanes Glied des profanen Volkes. Mit den grundgelehrten und vornehmen Leuten haben ich und Meinesgleichen immer einen bösen Stand, und kommen in der Regel weg, wie die armen Schulkinder mit ihrem Pfarrer bei der Frage, wie hoch der Berg Sinai, zu Zeiten des Gesetzgebers der Juden, gewesen sey. — Und, fragte ich, wie sind diese denn weggekommen?

Nun, antwortete Weber, der Pfarrer hielt Kinderlehre. Wie hoch war der Berg Sinai, als Moses ihn bestiegen? hieß die Frage, die er an den nächsten Knaben that. Der Junge schwieg; er hatte den Berg

wahrscheinlich nicht gemessen. Der Geistliche strafte die Unwissenheit und wendete sich mit derselben Frage an den zweiten; dasselbe Verstummen, dieselbe Strafe. So gieng er ein Dutzend durch; alle bekamen Schläge, aber der Pfarrer keine Antwort. Ohne Zweifel war endlich der Arm ermüdet; denn er stellte mißvergnügt das Fragen ein, und wollte zu einem andern Texte übergehen. Ein naseweiser Junge, der aus den empfangenen Schlägen wenigstens den Vortheil der Belehrung ziehen wollte, gab dem Pfarrer die Frage zurück. Ei nun, sagte er, wie hoch ist er denn gewesen, der verwünschte Berg? Die geistliche Behörde wendete sich voll Zorn gegen den Jungen, wiederholte an ihm die Züchtigung und sprach dann mit strengem Ernste und hoher Würde: »Ihr Idioten, Ihr Taugenichtse, ich habe es schon gesagt: Wie hoch der Berg Sinai gewesen, das kann man so eigentlich nicht wissen.« — Wir lachten herzlich. — Da habt Ihr den Bescheid, fuhr Weber fort, wie ihn Euch hundert Stellen, Akademien, Bücher und Gelehrte geben. Mit vornehmer Zuversicht fahren sie Euch an, schlagen einen Gegenstand mit schweren Phrasen lang und breit, um am Ende darzuthun, daß in einer tauben Nuß kein Kern zu finden sey, weil die Nuß darum eine taube heiße. Ich versichere Sie, mit hundert und hundert Schriften ist mir es so gegangen, die alle im Rufe eines gründlichen Wissens stehen. Mit hinkenden Gleichnissen und lahmen Ähnlichkeiten helfen sie sich durch. Wo ist der Sitz der Seele? Wie und wann ward die Welt erschaffen? Aus welchen

Stoffen besteht ein Geist? Was ist das Leben? Ja, wer es wüßte! Da lese ich ein Buch in zwei guten Bänden, das sehr gepriesen wird, die Welt erbauet, Zweifelnde beruhigt und Unwissende belehrt. Der Verfasser spricht mit großer Salbung von dem Universum und seinem Schöpfer. Vom Universum! Die Auster in der Schale klärt das Weltmeer mit allen seinen Erscheinungen und Tiefen auf. Da wird die Welt gar scharfsinnig mit einer Uhr verglichen, und der Schöpfer, das folgt natürlich, ist dem Verfasser der Urmacher. Dort wird die Erde als ein Garten dargestellt, und Ihr versteht schon, wer der Gärtner ist. Manche Theologen haben Gott zum Plantagenherrn gemacht, ohne Zweifel um uns als Schwarze anzustellen, über die sie die Aufsicht führen.

Es ist was daran, sagte ich; die Bemerkung finde ich bewährt. Die berühmtesten Werke, die, in ihrer Art, für klassisch gelten, hatten mich auf dieselbe Art oft zum besten. Zwei Beispiele von Hunderten, auf die ich eben komme: Cicero, der es übrigens, wie ich glaube, sehr ehrlich meint, läßt, in seinem sonst gehaltreichen Werke de republica, Scipio folgende Beweise für die Monarchie, als die beste Regierungsform, führen: »Wie wir keiner Leidenschaft in uns Gewalt über uns geben, wenn wir weise und unserer mächtig sind, weder dem Zorn, noch dem Geize, der Herrschsucht oder Wohllust, und sich eine Art von königlicher Gewalt bildet, die Überlegung nämlich, oder die Vernunft, die den Verirrungen und Ausschweifungen jener verderblichen

Triebe begegnet, so verhält es sich auch mit den Regierungen der Staaten.« Der Schluß ist freilich bündig, wenn der Fürst im Staate ist, was die Vernunft im Menschen; wenn er mit den übrigen Sterblichen, die er regieren soll, so wenig gemein hat als die Vernunft mit dem Zorn, dem Geize der Herrschaft und Wohllust. Wir wollen es Cicero keineswegs übel nehmen, wenn er selbst allem Volksthümlichen nie gewogen war, wie er einen seiner Lieblinge von sich sagen läßt (nil unquam mihi populare placuit); aber der angeführte Beweis für die Vorzüglichkeit der Monarchie kann so wenig überzeugen, als der andre, den er von der Religion entlehnt. »Wenn man, sagt er nämlich, zum Besten des menschlichen Geschlechts, den Glauben begründet hat, es gebe einen König des Himmels und der Erde, einen Vater der Götter und Menschen, dann ist das wohl ein sicheres Zeichen, daß die Vorzüge der monarchischen Verfassung allgemein anerkannt worden sind.« Die Sache hätte allerdings keine Schwierigkeit, wenn der König, durch seine Natur, so hoch über den andern Menschen stände, die er zu regieren hat, als Jupiter über den übrigen Göttern und den Menschen.

Hobbes ist noch scharfsinniger und macht, in seinem Leviathan, den Staat zu einem künstlichen Menschen, obgleich an Umfang und Kraft weit größer als der natürliche; zu einem Menschen also, der kein Mensch ist. In diesem künstlichen Menschen nun ist der Regent die Seele, die den Körper belebt und bewegt, und aus

dieser fortgesetzten Ähnlichkeit entwickelt der Philosoph die Befugnisse und Verrichtungen der verschiedenen Stände im Staate, die er zu eben so vielen Gliedern des organischen Körpers macht. Der christliche Gelehrte steigert in dieser Ansicht noch die Weisheit der Braminen, nach der die Regenten und Regierten doch wenigstens Abkömmlinge der Glieder eines Leibes sind.

Es wäre schlimm, fügte ich hinzu, wenn man für die Monarchie keine bessere Gründe aufzutreiben wüßte; ich wenigstens mache mich verbindlich, ihre Sache in Europa mit größerm Erfolge zu führen.

Ja, ja, erwiederte Weber, auch besser als die Restauration des Hrn. v. Haller, die übrigens von Gelahrtheit strotzt. Der hundert und hundert geschäftigen Diener will ich nicht erwähnen, die alle die Sache des Hauses führen zu müssen glauben, in dem sie einen gedeckten Tisch finden. Der Wirth ist mit solchen Gästen zu beklagen, die ihm, wenn sie es ehrlich meinen, doch nur, wie jener Bär dem Einsiedler, den Dienst erweisen, den Schädel einzuschlagen, um eine Fliege abzuwehren. Das ist oft der Vortheil, den man von dummen Freunden hat. Doch, um auf die beliebte Art zurückzukommen, durch Gleichnisse und Ähnlichkeiten zu beweisen, so fällt mir dabei immer die bekannte Bemerkung jenes Kriegers ein: »Ja, Herr Pater, Euer Finger ist aber keine Brücke.« Im Kriegsrathe saß nämlich auch ein Geistlicher, — wo hätten sich die Geistlichen nicht hingesetzt? — und da von Märschen und Angriffen die Rede war, nahm dieser das

Wort, schrieb die Wege vor, und wenn er an Flüsse kam, wo das Heer übersetzen mußte, legte er den Finger auf den Strich, der den Strom auf der Charte bezeichnete, die sie vor sich hatten, und sagte: Da passiren Sie, Herr Herzog, und gehen — »Ja, Herr Pater, fiel der Krieger ein; Euer Finger ist aber keine Brücke.« — Das war es; da liegt der Knoten. Herr Cicero! Die Fürsten sind nicht gerade pure Vernunft, so wenig als die Völker nur verderbliche Triebe und Leidenschaften. Herr Hobbes! Der Staat ist aber kein künstlicher, gewaltig großer Mensch, so wenig als das Universum eine Uhr, die Erde ein Garten, oder des Herrn Paters Finger eine Brücke. Was auf solche Art bewiesen werden kann, ist leicht einzusehen. Aus Allem läßt sich Alles machen. Zwischen den disparatesten Dingen besteht wenigstens eine Ähnlichkeit; und folgen, ist diese einmal festgestellt, die andern nach, dann keine Tollheit, der man nicht den Schein der Wahrheit leihen könnte. Die Revolution ist diesem ein Strom, jenem ein Gewitter, nach dem er Lust hat, der Welt durch Wasser, oder durch Feuer den Untergang zu bereiten. Ist es auf die Niederungen abgesehen, dann dient die Überschwemmung; die Höhen dagegen sind dem Blitze ausgesetzt. Verdammte Redensarten, die als Beweise gelten sollen, und von der Einfalt auch dafür angenommen werden! Warum wäre die Revolution nicht ein Bock, da sie stößig ist und wunderliche Sprünge macht? Ein Bock! Ja, das läßt sich hören. Packt ihr die Aristokratie als solchem nicht wirk-

lich alle Sünden auf, die ihrigen am ersten, und jagt das Thier damit in die Wüste? Sie thut es freilich; aber demungeachtet wirken die Sünden fort, als wäre ihre Anzahl noch gewachsen. Andere könnten in der Revolution einen Löwen sehen. Warum nicht? Sie ist furchtbar und dürstet nach Blut; mit wildem Grimme geht sie auf jeden los, der sie reizt und läßt sich leichter besänftigen als bezwingen. Versteht es ein gewaltiger Simson, wie Cromwell und Bonaparte, über sie Herr zu werden, dann tragen ihm die Bienen sogar in des erlegten Löwen Leiche Honig zusammen, und was für Tausende eine Ursache bitterer Leiden war, wird ihm eine Quelle schmackhafter Süßigkeit. Indessen ist die Revolution weder ein Strom, noch ein Gewitter, und so wenig ein Bock oder Löwe, als des Herrn Paters Finger eine Brücke.

Hier gieng auch Weber von uns ab, und Bailly und ich setzten den Weg zu Pferde fort.

Jenseits Niederingelheim auf der Anhöhe, wo das Denkmal an der neu angelegten Heerstraße steht, brachten wir eine gute Stunde zu. Von hier übersieht man den ganzen herrlichen Rheingau mit einem Blicke, wie er einem blühenden, duftenden, üppigen Garten gleich, von dem hohen, waldigen Taunus zum Schutz und Schmucke begränzt, sich in dem südlichen Himmel sonnt. Das Denkmal ward Jeanbon St. André, der damals Präfekt des Departements vom Donnersberg war, unter Napoleon dem Großen, errichtet. Diese Rheinstraße

ist wahrhaft ein kühnes Römerwerk, wie gar vieles, was der große Geist geschaffen hat.

Vor zwölf Jahren stand ich an derselben Stelle, übersah mit demselben Entzücken das schöne Land. Wie jetzt breitete es damals, von der Rauenthaler Höhe bis zum Niederwald, seine Schätze aus. Wie jetzt zog der klare Strom in stiller Majestät an dem Fuße des deutschen Paradieses hin, und die Städtchen, die Landhäuser und Auen besahen sich wohlgefällig in seinem Spiegel. Wie jetzt blickte der Mausthurm mit finsterm Ernste aus der dunkeln Tiefe des Binger Lochs, wie die ewige Zeit auf das flüchtige Leben und Treiben der Menschen sieht. Napoleon, dachte ich damals .... Napoleon, dachte ich jetzt .... Aber welcher Abgrund hatte sich scheidend zwischen das Damals und das Jetzt gelegt! Es sind erst zwölf Jahre, eine Spanne Zeit; und wie ist alles in ihr anders geworden! ich selbst, wie verändert! Jetzt lächle ich über die Furcht von damals, und seufze über die getäuschten Hoffnungen und Wünsche von damals. Doch ist die Brust auch jetzt, wie damals, von Furcht und Hoffnung bewegt, nur daß sich die Gegenstände derselben verändert haben; und ohne Zweifel lächelt und seufzet die Zukunft auch über sie, wenn diese Zukunft einmal Gegenwart und die Gegenwart Vergangenheit geworden ist. Ich denke über den Menschen, seine Anstrengungen und Entwürfe, seinen Stolz, sein Streben; was sind sie? — Napoleon!

Wenn ich mir ins Gedächtniß rufe, was ich selbst

erlebt habe, oder das schwarze Buch der Weltgeschichte vor mir aufschlage, dann drängt sich der Seufzer aus der gepreßten Brust hervor: armer Mensch! elendes Geschlecht! Soll man es hassen? — Gehöre doch auch ich dazu. Soll man die Menschen verachten? — Bin ich doch selbst einer.

Vier von meinen nahen Bekannten hat die Last der Zeit erdrückt. Sie wurden in dem kreisenden Drillrade derselben toll gedrillt, und haben, was nicht jeder zu verliehren hat, den Verstand verlohren. Waren sie besser oder schwächer als ich? Ich zweifle, aber verzweifle nicht. Die Wogen der Furcht und Hoffnung schlagen bis an mein Herz, auch, wenn der Sturm der Leidenschaft es durchzieht, wohl über ihm zusammen; aber es geht nie in ihnen unter. Das machte den Unterschied zwischen ihnen und mir.

Es ist wirklich eine arge Zeit. Was mir groß und heilig schien, das ward öffentlich zum Spotte. Die Tugend heißt Thorheit, Vernunft Unsinn, Heldenmuth Verbrechen. Was soll aus dem Menschen werden, der eine Seele und einen Willen hat? Soll er sich bis zur Verrücktheit martern lassen, oder heucheln und lügen? Lüge ich, wenn ich mit ihnen das Rothwälsch spreche, das allein sie sprechen und verstehen? Welch ein großer und starker Charakter ist dieser Brutus, der Jahre lang in der Familie des Tarquin den Hausnarren macht! Gäben nur hundert Weisen einen solchen Narren! Ja, der ältere Brutus war ein großer Mann.

Die Heroen des Alterthums unterscheiden sich sehr von unsern großen Männern. Wie die plastische Kunst jene in einfacher Nacktheit darstellt, und die Geschichte nur ihre Namen nennt und mit ihnen die Erinnerung an ihre Thaten weckt, so werden diese uns nur in ihrem prunkenden Schmucke von Uniform, Stern und Ordensband kenntlich, und erst mit Rang und Titel gelten sie, was sie sind: Fürsten, Grafen, Barone und Edelleute. Wir sind so weit über das einfache Alterthum hinaus, daß Sokrates bei keiner unsrer Hochschulen auch nur als Privatdocent auftreten, und Phocion nicht einmal in einem Bezirkswahl-Collegium stimmen könnte. Dort galt der Mensch, der Mann, er selbst und was er leistete. Hier gelten die Zufälligkeiten, die sich an ihn hängen, oder ihm angehängt werden: Geburt, Hofgunst, Dekorationen und Titel. Dort war Weisheit und Ehre; hier ist Wissenschaft, und die Ehren gehen der Ehre vor. Wir sind in solche Unnatur versunken, daß schwerlich eine Macht uns zur Natur erhebt. Wir finden allenthalben Form, Worte und Papier, Konvenienz, Phrasengeläute, Wortegeklingel, todte Gelehrsamkeit, im geselligen Leben wie im Staate, in der Schule wie in der Kirche. Wir wissen so viel, daß wir alles beweisen und widerlegen können; darum weder Wahrheit noch Wahrhaftigkeit, weder Treue noch Gewissen. Welch ein Schauspiel, das wir geben, in dem widerlichen Kampfe um ein wenig Freiheit, bei der Menge von Verfassungen und Gesetzen, um etwas gesunden Verstand und natürliches Gefühl, bei der

unermeßlichen Wissenschaft und Kunst! Ein Anderer mag glauben, daß dieses tolle Gemisch von Freigeisterei und Frömmelei, von Sehnsucht nach Freiheit und dem unwiderstehlichen Zuge zur Willkührherrschaft oder Sklaverei, von Eitelkeit und Eigennutz im Herzen und humanen und liberalen Redensarten auf der Zunge, von geputztem Übermuth und lumpiger Demuth, von Völlerei und Hunger, brutalem Reichthum und hündischer Dürftigkeit, — daß alle die schneidenden Dissonanzen in unsern Sitten, Manieren, Begierden und Leidenschaften, in unserm Wissen, Wollen und Können sich in Wohllaute auflösen werden; ich glaube es nicht. Sie schreiben und sprechen ganz vortrefflich, das ist wahr. Doch achtet dabei Jeder nur auf sich, und ist blos bemüht, wenn er es recht ehrlich meint, sich den Beifall der Andern zu erschreiben und zu ersprechen.

Bailly, der an das Denkmal gelehnt, in ernste Betrachtungen versunken schien, richtete sich auf, trat zu mir, faßte meine Hand und sagte fast bittend: Ziehen wir nach der neuen Welt, wo eine neue Ordnung der Dinge, nach der wir uns hier vergebens sehnen, heimisch wird! In Europa, glaube mir, wird es sobald nicht besser. Die Elemente seines Lebens sind so entgegengesetzter, sich feindseliger, unversöhnlicher Natur, daß, um den auflösenden Gährungsprozeß zu enden, ein Gegensatz den andern aufzehren oder auswerfen müßte. Das gäbe einen langen, furchtbaren Kampf, nur um den Boden erst frei zu machen, der bebaut und angepflanzt werden

soll. Da giengen wahrhaft noch manche Kongreßbeschlüsse, königliche Ordonanzen, allerhöchste und höchste Erlasse, Kabinetsbefehle, Parlamentsakten, Dekrete der Cortes, Motionen der beiden Kammern und unterthänigste Anträge treugehorsamster Landstände darauf, und die Sternkammern, Prävotal- und Kriegsgerichte, geheimen Ausschüsse, Venditen und Logen könnten sich bis dahin noch gewaltig rühren und saubere Arbeit machen.

Ja, er hatte recht, wenn auch in einem andern Sinne, da er sagte: que peut-on faire de notre Europe? rien; c'est une vieille carcasse qui vous pourrit entre les mains. So recht hatte er, daß er, der sich über die Fäulniß beklagen zu dürfen glaubte, er selbst sich davon nicht frei erhielt, er, unter Millionen der Berufene, wenn auch, wie ihr behauptet, nicht Auserwählte. — Komm mit mir nach der neuen Welt! Was willst du hier?

Ich dieses Land verlassen? rief ich, die Hand nach dem jenseitigen Ufer ausgestreckt. Nimmermehr!

Bailly trat wehmüthig lächelnd zurück. Mögest du nie andern Sinnes werden! Es kommen schwere Zeiten; ich will sie nicht sehen. Du hast ein Vaterland; ich habe keines. Das Land hat seinen Vater und den meinigen ausgestoßen, und ich muß, wie er, in der fernen Fremde sterben. — Bei diesen Worten lehnte er sich wieder schweigend an das Denkmal zurück, den trauernden Blick zur Erde gesenkt.

Der Arme hat kein Vaterland, sagte ich. — Es

werden schwere Zeiten kommen; ich habe auch Schweres tragen gelernt, und hoffe und vertraue. Ewig ist die Natur und was auf sie gegründet ist; ewig sind die Wahrheit, die Tugend und das Recht.

Ungern trennt man sich von dieser Stelle, und doch nahet die Nacht. So lebe denn wohl schönes, theures Land da drüben! Lebe wohl du schwaches und mißhandeltes Denkmal der Größe und Vergänglichkeit! Sehen wir uns wieder, wie wird sich dann die Welt gestaltet haben?

Ich weiß nicht, warum ich so bewegt, fast ängstlich bewegt bin.

Welchen Zweck hat diese Menschenwelt mit ihren Thorheiten und Verbrechen, mit dem Bischen Weisheit, das verketzert, und mit der wenigen Tugend, die verfolgt und gelästert wird? Ich weiß es nicht; wer weiß es? Wenn sie sich selbst, wie Tyger das schwächere Thier, zerreißen, dann heißen sie es Heldenmuth; wenn sie sich bübisch berücken und belügen, dann nennen sie es Klugheit. Gewalt und List theilen sich in die Welt, und das bescheidene Verdienst und die entsagende Tugend, zum Dulden und Entbehren verdammt, sind großmüthig an die Genüsse eines Daseyns angewiesen, mit denen Jeder die Güter dieser Erde bezahlen, aber nicht erkaufen will. Der Glaube an eine ausgleichende, rächende und belohnende Zukunft jenseits ist ein Grundartikel unsrer Religion und Moral, und Alle reden davon mit Andacht, wenn

sie auch auf eine Weise handeln, die diesen frommen Glauben Lügen straft.

Strebst du nach den Gütern dieser Welt, nach dem, was sie Glück nennt, nach Reichthum, Auszeichnung, Gunst und Neigung, dann werde Heuchler, ein Taschenspieler, ein glattzüngiger Schwätzer, ein Speichellecker und Lustigmacher. Krieche vor den Höhern, und schreite gefühllos über die Niederen weg. Die Lüge, die dem Geschlechte wohlthut, bezahlt es mit Gold und Gunst, den Zeitvertreib belohnt die reiche Langweile mit Schätzen; von dem Raube giebt dir der kühne Räuber, von dem Betruge der listige Betrüger einen Theil, wenn du die Gabe und den Willen hast, zu rechtfertigen und zu preisen, was sie thun. Fliehe die strenge Tugend und die ernste Wahrheit; sie sind lästige Gäste an Spieltischen und bei schwelgerischen Gelagen. Die Hütte der verachteten Dürftigkeit ist ihr Aufenthalt; und wenn du es über dich gewinnen kannst, diesen zu wählen, ungekannt oder verhöhnt von den Großen, gelästert von dem Pöbel, der vor dem Altare im Staube liegt, auf dem das Glück und der Wahn als seine angebeteten Gottheiten stehen, wenn du das über dich vermagst, dann sey weise und tugendhaft. Willst du aber mit zu dem Tische gehen, an dem die begünstigten Gäste auf Kosten derer schmaußen, die geboren sind zum Glauben, Entbehren und Gehorchen, dann sey ein verschlagener Narr und ein anständiger Bösewicht.

Hätten die Menschen nur die Hälfte von dem darauf verwendet, sich gegenseitig zu unterstützen und zu beglü-

cken, was sie für ihr Elend und ihre Herabwürdigung gethan, wahrhaftig, sie würden ihren gehofften Himmel zum Theil schon wirklich auf der Erde haben.

Gute Nacht!

Wesentliche Druckfehler.

Seite 41. Zeile 5. ist nach: Kannst du dich davon trennen, einzuschalten: eine gute Viertelstunde nordöstlich weitergehen, und deinen Blick ꝛc.

„ 259. Z. 21. statt vineula lese vincula.

„ 622. Z. 7. statt rideas lese ridens.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druck und Papier von L. Schellenberg.

ewige Feuer anzufachen, das seine höhere Abkunft beurkundet, und das die Bedingung seiner grenzenlosen Perfektibilität enthält.

Diese gesetzliche Freiheit ist auch der diese angekündigte Schrift belebende Geist, und wegen dieser Analogie war es ihrem Verfasser möglich in seinem Werke eine reine und treue Zeichnung von dem gegenwärtigen Zustande von Europa aufzustellen. Es ist dasselbe Prinzip, das der Geschichte des Livius und Tacitus die Bewunderung aller großen Geister erwarb. Will der Geschichtschreiber, oder auch nur der Verfasser von Memorabilien den Dank des denkenden Lesers verdienen, so muß er sich selbst auf einen höheren philosophischen Standpunkt stellen; er muß die Begebenheiten die er uns vorführt mit jenem Ernst und jener Würde behandeln, die ein Bosuet, und Johannes von Müller in ihren welthistorischen Schriften so sehr von der Voltairischen Frivolität auszeichnet. In dieser ernsten Würde, aus der Achtung für den großen Sinn jeder einzelnen Begebenheit in Beziehung auf die Vernunftidee die wir dem Weltlauf unterzulegen uns verpflichtet fühlen, zeigt sich der ebenbenannte Geist dieser Schrift.

In dem Preliminärkapitel mit der Aufschrift: allgemeine Ansicht, wird in einigen Grundzügen die Skize zu dem Gemälde unserer Zeit entworfen.

Nach diesem allgemeinen Überblick des gegenwärtigen Zustandes der civilisirten Welt geht unser Verfasser über zu den einzelnen Gemälden der gegenwärtigen Lage der bedeutendsten Staaten von Europa. Er beginnt mit Frankreich.

Der Franzose hat einen durch Zeit und Umstände unerlöschlichen Grundkarakter, selbst die Völkervermischung hat diesen nur wenig modulirt. Der Franzose ist noch, wie Cäsar die Gallier beschreibt, gelehrsam, redselig, beweglich, rerum novarum cupidus. Die geographische Lage seines Landes, am Herzen von Europa, erleichtert den Verkehr. Was in Frankreich in der Politik, Religion, Wissenschaft und Moralität die Mode bringt, bleibt nicht innerhalb dessen Grenzen. Kein Wunder, daß der Mann, in dessen Karakter und Geist die Nationalkraft seiner Mitbürger sich gleichsam konzentrirte, das so seltene Glück hatte, seinem Jahrhundert seinen Namen aufzudrücken. Über Napoleon redet der Verfasser auf eine Weise, welcher dessen Bewunderer und Schmäher nicht leicht widersprechen dürften.

Spanien. Wenn wir bei Gibbon die glänzenden Gemälde von dem Zustande eines großen Theiles von Spanien unter den maurischen Königen lesen, von der Wohlhabenheit der Bevölkerung seiner Provinzen, der Freiheit des Lebens, der wissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Kultur, und man nun auf diesen großen Schutthaufen zertrümmerter, edler Gefäße blickt, welche trübseligen Empfindungen engen einem die Brust bis nahe zum Ausbruch eines gotteslästerischen Fluches. Der Verfasser aber hat seine Empfindungen unter die Gewalt des bedächtigen Gedankens gestellt, seine Gefühle durch die Hoffnungen erheitert, ein aufrichtiges Gebet an die Götter der Erde gerichtet, auch diesem einst blühenden Lande, dieser einst so kräftigen Nation die Güter zu verschaffen, die allein den Frieden von der Ruhe des Todes unterscheiden.

Nachdem der Verfasser über Portugal und Neapel angemessene Bemerkungen gemacht hat, weihet er sein Nachdenken einem Lande, an dessen Namen die Erinnerung Alles knüpft, was die Vorwelt Großes und Schönes der Nachwelt zur Bewunderung überlieferte: wir meinen Griechenland. Es ist schwer über diese Angelegenheit noch etwas neues zu sagen. Alles was die Stammmutter europäischer Bildung zu Gunsten ihrer Söhne mit dem erhabensten Ausdruck ächter Beredsamkeit sagen konnte, ist bereits gesagt; und doch liest man die Reflexionen darüber mit neuem Vergnügen. Seine Ehrenrettung der Hellenen gegen den Vorwurf der Rebellion ist ein Meisterstück. Kann ein Volk im alten unverlohrnen Stammsitze die Mehrheit der Bevölkerung, seinen Glauben und Sitte bewahrend, nur wider Willen und ohne Schuld seiner Autonomie beraubt, von irgend einer Gewalt auf Erden rechtmäßig entnationalisirt werden?

Über die Krämerpolitik der Engländer im Kapitel England, viel Treffliches und Schönes. Der starrsinnige Mann, der das delea-tur Carthago über Britannien sprach, erlebte nicht die Erfüllung seines Bannfluches. Britanniens gespannter Zustand hatte alle politische Prophezeihung über dessen nahe Auflösung bisher getäuscht. Aber je künstlicher, desto gebrechlicher.

Die Betrachtungen über das große und mächtige Rußland beschränken sich auf zwei Blätter: gebietet dieser Koloß Schweigen, oder spricht er selbst laut genug durch Thaten?

Ein größeres Kapitel beschäftigt sich mit unserem lieben, ehrenfesten Deutschland, und über die bekannte alte Definition dieses vielköpfigen, politischen Körpers: Confusio divinitus conservata verbreitet sich eine lichtvolle Auseinandersetzung. Auch das friedliche Helvetien, die Niederlande, Dänemark und Schweden erhalten ihr bescheidenes Theil philosophischer Betrachtungen. Dann wendet sich der Verfasser nach Amerika. Der Blick auf die neue Welt liegt außer dem Titel des Werkes, aber er hängt mit dessen Inhalt zusammen. Amerika, die jüngste Tochter des uralten Oceanus scheint, in seinen thierischen Geschöpfen die Schwäche der sich verknöchernden Gebährmutter der Natur zu verrathen. Vorzüglich ist der da eingebohrne Mensch gleich einem Spätlinge, kaum des herrlichen Namens würdig, so stepid, und dem Thier nahe.

Seine Ansichten einer gerechten Volksvertretung entwickelt der Verfasser nach dem Leitfaden der Kritik einer kleinen Schrift: „Umsicht der ständischen Verfassung der preußischen Monarchie.“ Den Schluß macht eine Reihe Reflexionen mit der Überschrift: Schlußbemerkungen, und wenn der tiefe Sinn davon dem Verstande des Verfassers rühmlich ist, so macht die Art des Bekenntnisses seinem Herzen Ehre. Er hat für eine gute Sache gesprochen, er hat eine Tugend geübt, und Wahrheit und Tugend können, so wahr ein Gott ist, nicht ohne ihre guten Folgen seyn.

HERKOMER
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitzel, Johannes,

Die Rheinreise

Bd.: 1. (1825). - 340 S.

Wiesbaden 1825

It.sing. 1202 t,1-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468610-4